This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

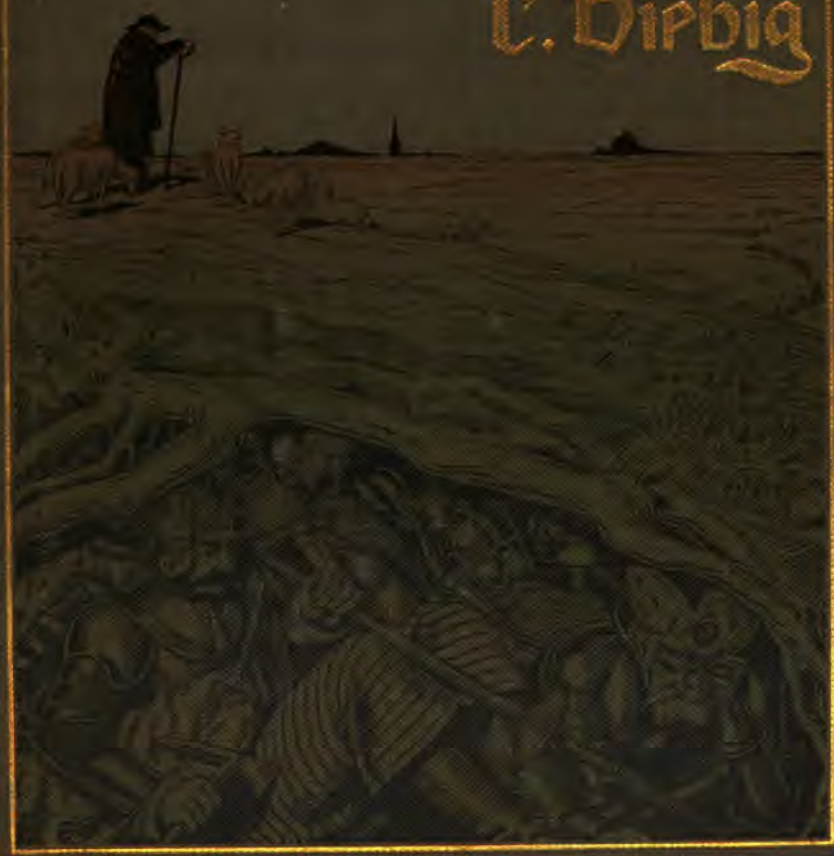
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das schlafende Heer

Roman von

C. Viebig



University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund

Comm

Das ſchlafende Heer

Roman

von

C. Viebig

UNIV. OF CALIFORNIA

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1910

MAIN

Alle Rechte
vorbehalten

Copyright: 1913: by the „New-Yorker Staatszeitung"

Zeichnung zum Umschlag
und zum Originaleinband
von Franz Staffen / Berlin

PT2605
032 S4
1910
MAIN

I

Wie im Backofen die Brote, so bräunten sich jetzt die Landarbeiter in der glühenden, vor Hitze flimmernden Sommerluft. Auf den Hütten der Komorniks*), die sich hinter den Steinwall duckten, lastete die Sonne. Heiß, unerträglich heiß war's schon in der Frühe um vier; kein Tau war gefallen, der die Erde erquickt hätte Dreist spiegelte sich das runde, tiefgelbe Sonnengesicht in den blanken Sensen und leckte mit seiner gierigen Zunge über das flache, schier endlos eintönige Land; über meilenweite Kornfelder, die schwer ihre reifenden Ähren neigen — über dunkelschollige Äcker, in deren fettem Boden, Pflanze an Pflanze gereiht, die Zuckerrübe wächst — über verstreute Herrenhöfe, die sich, durch Baumtrüppchen markiert, aus dem Meer der Felder herausheben — über wenige, dünnen Adern gleichende Straßen, die durchs ewig sich wiederholende staubige Grün der Rüben und staubige Gelb der Weizenfluren ziehen.

Von der Kreisstadt her, deren Straßen, kaum daß man sie verlassen hat, schon verschlungen sind von der Übermacht des Ackers, und deren Dom allein, als einziges Wahrzeichen, noch eine Weile über die Getreidewellen ragt,

*) Gutshörige.

kam ein Gefährt. Eine kleine Britschka, überpackt mit Menschen. Und dahinter, in langsamerer, schwer-ratternder Fahrt, ein Leiterwagen, mit allem möglichen Haus- und Ackergerät belastet.

Der Mann auf dem Vordersitz der Britschka stieß jetzt den Kutscher, der, ihm vor den Füßen hockend, sehr geschickt auf der Deichselstange balancierte, fast herab, so hastig drehte er sich um. Ihm war, als hätte hinten im Korbwagen jemand aufgeschluchzt. Was!, fing die Frau schon jetzt mit Heulen an?!

„Kettchen!" Er sagte es halb barsch, halb mitleidig; es war etwas Eignes in dem Ton, der streng sein wollte und doch eine gewisse Bangigkeit in sich trug. Peter Bräuer fühlte selber ein seltsames Kribbeln in den Augen, die ihn schmerzten vom Sonnenbrand.

Zum Donnerwetter, daß auch hier gar kein Schatten war! Warum bepflanzten sie denn nicht die Chaussee mit Bäumen? Chaussee — hoppla, hat sich was mit Chaussee! Au, war das ein Stoß!

Verdrießlich schob Bräuer die Mütze, die ihm vom gewaltigen Ruck über einen Stein ganz auf den Hinterkopf gerutscht war, wieder nach vorn.

„Nennt ihr dat hierzuland en Chaussee? En ganz miserablen Landweg is dat ja," brummte er und stieß den vor ihm Kauernden mit dem Knie in den Rücken.

Keine Muskel in dem stumpfen Gesicht des Kutschers regte sich. Er hob nur die Peitsche und ließ sie mechanisch auf den grau bestaubten breiten Rücken des Braunen niederschwippen:

„Huj, het!"

„Peter," bat jetzt die Frau in der Britschka, „sag

ihm doch, er ſoll wat ruhiger fahren. Mer is dat gar nit ſo gewöhnt. Mir tun als ſo ſchon alle Knochen weh von dem lange Eiſenbahnfahren. Sei ſo gut, ſag et ihm doch!“

„Fahrt langſamer, fahrt wat langſamer!“

„Huj, huj, het!“ Der Kutſcher hieb wie toll auf das ſo wie ſo ſchon unruhige, von Stechfliegen gepeinigte Pferd ein.

„Hört Ihr dann nit? Langſamer!“ ſchrie Peter Bräuer und faßte ihm über die Schulter in die Zügel. Hinter ſich hörte er ſein Weib und ſeine Kinder laut aufkreiſchen und ſein Jüngſtes, das der heftige Ruck beim jähen Anziehen des Pferdes aus dem Schlafe geſchreckt, jämmerlich weinen. Der Zorn kam ihn an: der Eſel mit ſeinem einfältigen Huihet!

Unſanft packte er den Kutſcher an: „He, Polack, habt Ihr dann kein Ohren?“

Der zuckte nur ſtumm die Achſeln und ſpuckte aus.

Weiter ging es wie bisher, über Steine und durch Löcher.

Die Sonne ſengte. Noch war nicht das erſte Dorf in Sicht, und zwei Dörfer mußte man paſſieren, bis ganz hinten auf der Fläche, wie winziges Spielzeug unterm rieſenweiten Horizont, die Häuschen der Anſiedlung auftauchen würden, mit ihren Zäunen von unbehauenen Fichtenſtämmchen, mit ihren Äckerchen rundum, die noch nicht Teil hatten an der Fülle des Sommers.

Peter Bräuer ſchob ſich die Mütze auf dem Kopfe hin und her und rutſchte unruhig auf ſeinem Sitz. Hm, was die Frau wohl dazu ſagen würde? Ach je!

Er war nicht ohne Besorgnis. Und merkwürdig, so weit und unbequem war ihm der Weg von der Bahnstation bis zur Ansiedlung noch nie erschienen! Und er hatte ihn doch schon ein paar Mal gemacht in den acht Tagen, die er nun hier war. Das erste Mal, als der Herr Gutsverwalter selber ihn von der Kreisstadt abgeholt und ihn hinausgefahren hatte, ihm die schriftlich erstandene Stelle zu weisen, hatte ihn Neugier beseelt, eine schier freudige Erregung; da war es ihm gewesen, als führe ihn der, der ihm so klar alle Vorteile des Ankaufs auseinandersetzte, in ein gelobtes Land. Es schien ihm sicher: mit Fleiß und Arbeit mußte es hier gelingen, der Boden würde schon wiederzahlen, was man hineinsteckte an Kraft. Natürlich, das war ja außer aller Frage!

Peter Bräuer reckte sich in seiner ganzen Stattlichkeit, und dann klopfte er, wie prüfend, seinen gewölbten Brustkasten: hei, er war doch noch ein Tüchtiger, trotz seiner Fünfzig, er nahm's noch mit jedem von hierzuland, und war der auch zwanzig Jahre jünger, leicht auf!

Kritisch betrachtete er den halb eingedusselten Kutscher: hatte wohl Schnaps gesoffen, Wudka — wie sie den puren Kartoffelfusel nennen — daß er am hellichten Tage schlief?! Ein verächtliches Lächeln zog des starken Mannes Mundwinkel herab, aber gleich wurde sein Gesicht wieder ernst: 's war doch keine Kleinigkeit, mit fünfzig Jahren noch einmal von vorn anzufangen, noch dazu im fremden Land!

Was ihn vor acht Tagen, an der Seite seines beredten Führers, freundlich angesehn, dünkte ihn jetzt gewandelt.

Blitzte ihn nicht der Himmel, der ſich wolkenlos, ſtahlblau, ehern ob der hartgebrannten Erde ſpannte, ſo grimmig an, daß er die Blicke ſenken mußte?

Bah — er rieb ſich ungeduldig die Augen — nur nicht zag! Warum denn bange ſein? Es hatte ihn ja auch bisher noch kein banger Gedanke beſchlichen, auch nicht, als er zum zweiten Mal allein dieſes Weges gekommen. Da war er ſogar die vier Stunden zu Fuß herausgewandert und hatte ſich, obwohl ermüdet, gleich ans Werk gemacht, hatte ſeine Stelle abgeſchritten und ſich den paſſendſten Platz zum Bau des Gehöfts ausgeſucht. Ein Brunnen war ſchon vorhanden; aber daß er ſich nicht auch das Haus von der Kommiſſion hatte herſtellen laſſen, das reute ihn nicht. Nein, eines, akkurat ſo wie alle andern, ſo eine viereckige Doſe, in die man Käfer ſperrt — oder gar Stall und Scheune mit unter einem Dach — ſo eines ſtand ihm denn doch nicht an! Und kein Baum, kein Strauch, kein Garten dabei, nicht einmal eine grüne Bleiche, auf der die Hausfrau das Leinen ſpreiten konnte, das paßte ihm auch nicht! Nein, ein hübſches rheiniſches Bauernhaus ſollte es werden — ob weiß, ob waſſerblau oder roſenrot getüncht, darüber war er ſich noch nicht ſchlüſſig — ein Rebſtock mußte am Giebel ſein, der ſich bis zum Dachfenſterchen reckte, daß man droben wie aus einem grünen Rahmen ſchauen konnte, hin zu den Sieben-Bergen jenſeits des Stromes.

Ach, die Sieben-Berge — ein weicherer Ausdruck glitt über des Auswanderers hartes Geſicht — die würde man nun freilich hier nicht zu ſehen kriegen! Aber ein Gärtchen wenigſtens würde da ſein mit einer Laube,

um die das Geißblatt am warmen Abend duftete; und Pflaumenbäume würden wachſen und Aprikoſen am Spalier, daß die Frau was einzukochen hatte zum Schmierchen für die Kinder.

„Och, ſieh ens, Peter! Kein einziger Apfelbaum ſteht hier im Feld," ſagte die Frau jetzt hinter ihm. Da ſchreckte er zuſammen.

Frau Bräuer ſtellte ſich aufrecht, mit beiden Händen ſtützte ſie ſich auf ihres Mannes Schultern, um ſo einen Halt zu haben im hin und her ſchleudernden Gefährt. Halb neugierige, halb ängſtliche Blicke ließ ſie über die ſonnenflimmernde Ebene ſchweifen. „Schöne Felder! Jeſes, wat en Korn! So'n Felder gibt es bei uns zu Haus doch nit. Sag, wem hören die zu?"

Er zuckte die Achſeln: „Weiß ich nit!"

„Och Gott!" — wie in einem plötzlichen Schmerz zog das Weib die Brauen zuſammen — „dat weiß mer nit?! Och ja, wat is dat doch all ſo — ſo — kein Häuschen, kein Dörfches — Jeſes, wat is dat all eſo leer!"

„No, dat kannſte doch wahrhaftig nit ſagen!" Er verſuchte ein heiteres Auflachen. „Sperr doch dein Augen auf! Du haſt et ja ſelber geſagt: haſte je ſo viel Korn auf einem Haufen geſehen? Kuck emal da, hier rechts, den Schlag Weizen! Kotzdonner, mindeſtens hundert Morgen ſind dat — als immerfort Weizen, un ſo ſchön von Farb! Als ganz dunkelgoldig. Et is en Staat! Hier links hat Roggen geſtanden, den haben ſie als geſchnitten. Kuck einer an, den Staats-Klee drunter! Brrr!"

Er faßte wieder über den Kutſcher weg nach den

Zügeln und war dann mit einem Plumps vom Wagen. Schon trappſte er jenſeits des tiefen Grabens in die Stoppel. Und jetzt ſtand er wieder bei ſeiner Frau und hielt ihr eine Fauſt haſtig ausgerupften Klees unter die Naſe.

„En Maſſ' Vierblätter drunter! Un eſo fett! Wart ens, wann wir erſt ſo 'ne haben! Dann biſte auch vergnügt, gelt, Kettchen?!"

„Ja, och eja!" Haſtig nickte ſie, aber ſie vermied ſeinen Blick, der fragend den ihren ſuchte. Sie hätte ihren Mann nicht anſehen können; Tränen füllten ihre Augen, der ſtrahlende Tag im wolkenloſen Mittagsglanz war ihr verdunkelt. Sie war froh, als Peter ſich wieder vorn auf den Sitz ſchwang.

Und weiter ging die Fahrt, immer weiter durch die Endloſigkeit der reifenden Felder. Da ſtand Gerſte, da Hafer — hoher, reichbeſetzter Hafer, wie ſchwere Tränen hingen die Körner an der ſich bleichenden Fahne — aber meiſt Weizen, Weizen ſo weit, bis dem Auge das tiefe Gold ſich im gläſernen Blau des Himmels zu verlieren ſchien.

Hier mußte bald geſchnitten werden! Bräuer hielt prüfend Umſchau: Herrgott, was war hier zu ſchaffen! Unwillkürlich wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirn. Es reichten tauſende von Händen nicht zu, all dieſes Korn zu ſchneiden, zu binden, aufzuſetzen, zu verladen, heimzuführen in die Scheunen. Und hier gab's auch rieſige Rübenfelder. Wenn deren Ernte auch noch lange ausſtand, behackt will die Rübe auch ſein, bepflügt und behäufelt.

„Frau, Kettchen," rief er ganz aufgeregt, „ſiehſte

all die Zuckerrüben? Hierzuland kannste billig Zucker in deinen Kaffee tun! Donnerwetter, is da aber en Unkraut zwiſchen. Da müßten emal ſo en Stücker hundert Arbeiter erein. Hau, is dat noch en Arbeit!"

„Mer ſieht ja hier gar kein Leut," ſagte die Frau leiſe; ihre Stimme klang gepreßt. Die Hand über die Augen haltend, ſpähte ſie in die Ferne mit einem unruhig ſuchenden Blick. Kam die Anſiedlung denn noch nicht?! So weit waren ſie nun ſchon gefahren! Doppelt weit kam ihr dieſe Wagenfahrt vor; nun ſie dem Ziele ſo nahe, deuchten ſie dieſe letzten paar Stunden ſchier länger als die ganzen Tage der Eiſenbahnfahrt vom fernen Rhein bis in die öſtliche Provinz.

Wie mochte Pociecha ausſehen? Gab's da Wälder, Berge, einen Fluß? Nein, aber Bäume würden dort ſein. Peter hatte geſagt, daß ein Dorf ganz nah ſei, ein altes Dorf; es gab da ſicher Gärten mit alten, breiten, vieläſtigen Obſtbäumen. Eine wahre Sehnſucht nach Schatten, nach Bäumerauſchen ergriff die in Hitze und Seelenunruhe fiebernde Frau.

Wohin führte der Peter ſie? So weit in die Fremde! Und wie würden die Kinder ſich ſchicken? Voll zärtlicher Sorge wendete die Mutter ihre Augen auf die Kinder — lauter Blondköpfe waren es, zehn, acht, ſieben und zwei Jahre alt — Settchen, Maria, Lena und das kleine Stinchen. Die drei älteſten mußten in die Schule. Frau Kettchen hielt nicht viel vom Studieren, aber ſchön ſchreiben und auch richtig ſchreiben mußten ſie doch lernen und hell ſingen und brav beten. Ob ſie das hier auch alles lernen konnten?!

Der Mutter Blick ſuchte den Himmel: ach, der ſah

ſo verſchloſſen, ſo eiſern aus wie ein blankes Schild, an dem ſelbſt die Gebete, geſtammelt von der Unſchuldigen Mund, abprallen! Mit leicht zitternder Hand fuhr ſie über einen lieben Kopf nach dem andern.

Schlaftrunken, übermüdet rekelten ſich die Kinder. Ihre blonden Häuptchen hingen matt und nickten willenlos hin und her wie ſchwere Ähren im Wind. Beim nächſten heftigen Rädergerumpel rutſchten alle vier vom unbequemen Sitz; da lagen ſie zuſammen auf einem Häufchen am Boden der Britſchka.

Die armen Kinder! Frau Kettchen ſuchte ſie zu ermuntern, aber dann gab ſie's auf: es war das beſte, ſie ſchliefen; zu ſehen gab's doch immer nur dieſelbe gleiche, eintönige Weite! Ein Gefühl unendlicher Vereinſamung durchſchauerte ſie plötzlich, faſt überlaut ſtieß ſie heraus: „Peter, Peter!"

„Wat dann, Kettchen?" Er drehte ſich raſch nach ihr um, ihre Stimme hatte ſo verängſtigt geklungen. „Is dir wat, Kettchen?"

„Och nix!" Sie ſchämte ſich. Sie hätte es ihm ja auch gar nicht beſchreiben können, wie ihr zumute war, nun ſie immer weiter und weiter fortkamen von der Station, wo doch wenigſtens die Lokomotive ſchnaufte und dampfte, die ſie der Heimat entführt, die ſie aber auch wieder dorthin bringen konnte, dorthin, wo der Rhein fließt. Wär ihr nicht jetzt ſo, als läge die Welt und alles, was gut und ſchön und glücklich war, hundert Millionen Meilen weit hinter ihr? Sie ſchwebte in einem ungeheueren Raum, in dem ihr taſtender Fuß keinen Boden, ihre ſuchende Seele keinen Halt fand.

„Peter, ſind wir dann noch nit bald da?!"

„Nur noch en klein Stund!“ tröſtete er. „Dat erſte Dorf kömmt jetzt gleich. Siehſte, da is als Mais!“ Er wies ihr die hohen, tiefgrünen Maisſtauden, deren Fruchtkolben noch von weißlichen, löffelförmigen Blättern verhüllt waren, mit deren ſeidenfädigen Schweifen, die im Sonnenlicht wie ſilbernes Haar glänzten, aber das heiße Sommerlüftchen winkend wehte.

„Da dervon bauen wir uns auch wat an für die Hühner,“ ſagte er, „da legen ſie gut nach. Un für die Schwein is dat überhaupt 'ne Leckerbiſſen. Du ſollſt emal ſehen, wat du für Eier nach der Stadt verkaufen kannſt!“

„Och“ — ein wehmütiges Lächeln ſpielte um ihren Mund — „dat is doch nit wie bei uns zu Haus! Wie ſoll ich dann hier nach der Stadt kommen?! Die is ja viel zu weit!“

Aber gleich darauf machten ſie doch miteinander Pläne: wenn ſie erſt Pferd und Wagen hatten, dann ging das doch! Oder noch beſſer, wenn erſt die Eiſenbahn fuhr — in einem oder ſpäteſtens zwei Jahren hatte man die ja, ſchon war die Strecke abgeſteckt, Peter hatte es ſelber geſehen — dann konnte der Valentin leicht, immer regelmäßig zweimal die Woche, nach der Stadt fahren. Wo ſteckte übrigens der Junge? Bis vor kurzem noch war der Leiterwagen immer in Sicht geweſen, nun war er auf einmal ganz zurückgeblieben.

Beſorgt ſchaute der Vater aus. Aber ſo ſehr er auch ſpähte, nichts war zu ſehen als das Wogen goldenen Korns und das Sonnengeflimmer zwiſchen Erde und Himmel. Dem Jungen würde doch kein Malheur paſſiert

ſein?! Er war an ſolche Wege nicht gewöhnt und auch nicht an dieſe Rackers von Pferden. Bräuer machte ſich Vorwürfe: hätte er doch lieber in der Stadt einen Kutſcher auch für den Leiterwagen gedungen, anſtatt auf den Valentin zu hören, der gemeint hatte, fahren könne er noch leicht ſo gut wie hier einer. Nun war bei der verdammten Rumpelei gewiß eine Speiche gebrochen, oder der Wagen war in einem Loch ſtecken geblieben, lag vielleicht gar zur Seite in einem tiefen Graben?! 's war hier keine ſo glatte Chauſſee wie daheim längs des Rheins, auf der die Gäule nur immer ſo von ſelber dahin trabten, als machte es auch ihnen ein heilloſes Pläſier.

Das konnte eine ſchöne Beſcherung geben! Nun, vorderhand mußte man erſt noch mal geduldig ein wenig warten!

Auf den Ruf, den der Vater zurückſchickte, kam keine Antwort. Die Britſchka hielt an. Die Sonne prallte.

„Fahr ein bißken im Schatten," bat die Frau.

Schatten, wo war der?! Kein Baum, kein Gebüſch, nichts Ragendes in der ganzen Runde.

Doch, halt, dort in der Biegung des Seitenwegs, was war das?!

„Peter, och, kuck da!" Faſt jubelnd ſtreckte die Frau beide Hände aus.

Da ſtand eine Boża męka, ein Heiligenhäuschen, friſch getüncht, mitten im goldenen Korn; die Ähren ſtreichelten ſeine riſſigen Mauern. Wie ein Backofen ſah ſich's an in ſeiner rund gewölbten Buckelform; aber, wo man ſonſt die Brote einſchiebt, ſtanden hier

drei Steinpüppchen in der Niſche, nicht mehr erkenntlich, Steinklümpchen gleich, die tauſend Jahre im Acker gelegen. Ein Pflüger hatte ſie wohl aufgepflügt, und jetzt ſtanden ſie am Sonnenlicht in der Niſche, und des gläubigen Volkes Hände hatten die Heiligen mit Flittern und Papierroſen, mit welkenden Sträußchen von Mohn und Kornblumen geehrt.

„Och, Peter, kuck, kuck!“ Die Frau ſtrebte vom Wagen, der Mann mußte ihr herunter helfen. Es zog ſie allmächtig zu jener Niſche — ach, wenigſtens etwas war hier ſo wie daheim!

Auf die Kniee ſinkend, ſich bekreuzend und fromm die Hände hebend zum Himmel, der ihr nun auf einmal doch nicht verſchloſſen ſchien, murmelte ſie jenes Gebet, das ſie daheim viel hundertmal gebetet:

„Gegrüßet ſeiſt du, Maria, voll der Gnaden,“ .... Und die Kinder, aufgeweckt von vertrauten Klängen, falteten auch ihre Händchen und ſtammelten mit.

Vom polniſchen Dorf, vergraben hinter Kornwellen, kam jetzt dünnes Mittagsgeläut. Der Kutſcher zog den runden Hut und bekreuzte ſich, ſich ſo tief dabei verneigend, als ſtrebe er mit der Stirn zur Erde.

Peter Bräuer ſtand dabei und guckte ein wenig verdutzt von ſeiner Frau zum Kutſcher und von dieſem wieder hin zu jener: ſieh mal einer an, der Polack betete ja auch!

Und plötzlich zog es auch ihn hin zu der kleinen Niſche — eine Hand hatte ihn berührt, die reichte vom fernen Weſt bis zum fernen Oſt. Raſch neben ſeine Frau tretend, beugte er das Haupt.

Peitſchengeknall und ein heller Pfiff ſchreckte die

gläubig Verſunkenen auf. Mit Geraſſel und Gepolter kam der Leiterwagen angefahren, Valentin ſtand aufrecht darin und hieb luſtig auf die ſchnaubenden Gäule.

„He, Vater!“

„Endlich, Jung! Ich kriegt et als mit der Angſt!“

Peter Bräuer ſtieß einen erleichterten Seufzer aus: Gott ſei Dank, da war kein Malheur paſſiert! Die kleinen Schweſtern in der Britſchka erhoben ein helles Jubelgeſchrei, als ſie den großen Bruder ſahen

„No, wat dann?“ Der hübſche Burſche, dem eine noch unvertragene Soldatenmütze verwegen auf dem Krauskopf ſaß, zeigte lachend ſeine geſunden Zähne. „Habt ihr als gedacht, ich wär' verloren gegangen? Ne — haha — ſo raſch nit!“

„Ne, aber man is doch hier fremd,“ entſchuldigte Frau Kettchen und ſah ihren großen Stiefſohn freundlich an. „Ich glaub', der Vater hatt' als Angſt, du hätt'ſt Maldr gekriegt!“

Valentin lachte wieder. „Dat hätt ich auch leicht gekonnt. Ich denk' an nix, auf einmal machen die Pferd' 'ne Satz, dat ſe mir die Zügel aus der Hand reißen. Rechts aus dem Korn ſpringen der Mädcher Stücker zehn, zwölf — wie 'n Volk Rebhühner — huſch — über die Straß' in 't Rübenfeld links. Ich glaub', ſe hatten ihr Mittagsſchläfchen gehalten im hohen Korn. Ich ſchimpf' — ſie lachen. Mutter, du glaubſt et gar nit, wie die eſo frech waren! In eins fort gelacht, und ſowie ich wat geſagt hab', haben ſe noch viel mehr gelacht!“ Jetzt ſchmunzelte der junge Menſch behaglich in ſich hinein. „Un dann haben ſe mir Kußhändches geſchmiſſen un allerlei gerufen, wat ich nit verſtehen

konnt. ‚Demibuſchi‘ un ſo wat! Weißte, Vater, polniſch müßt mer hier eigentlich doch können!“

„Unſinn, no, auch noch!“ Bräuer konnte ſich ordentlich ärgern. „Laß ſe doch deutſch ſprechen! Un nu voran!“

Staubwolken wirbelten, Hunde kläfften; Kinder, die, nur mit einem Hemdchen bekleidet, halbnackt zwiſchen den Schweinen auf der Straße herumwuſelten, ſchrieen gellend hinter den Wagen drein, die das Dorf paſſierten.

Frau Kettchen machte große Augen: gepflaſtert war hier nicht! O weh, wenn's hier regnete, tunkte man ja ein bis über die Knöchel! Unwillkürlich faßte ſie nach ihren ſauberen Röcken.

Im großen Pfuhl, den die durſtige Sommerſonne halb ausgetrocknet hatte, wuſchen Weiber ihre Wäſche zwiſchen dem grünſchleimigen Entengries. Überm blanken Hemd nur einen kurzen Kattunrock, aber alle das anliegende Mützchen feſt um die Ohren gebunden, ſchauten ſie wenig freundlich den raſſelnden Gefährten nach: aha, wieder neue!

Bräuers Kinder quälten die Eltern mit Fragen: war das ein Dorf? Doch nicht das Dorf, wo ſie hinſollten?! Kam das denn noch immer, noch immer nicht?

Aber als die letzte der aus grauem Lehm zuſammengepatzten niedrigen Hütten mit ihrem, dem Staub der Straße ähnelnden, graubraunen Strohdach verſchwunden war, ſchloß ihnen die gleißende Monotonie der Felder bald wieder den Mund.

Frau Kettchens Gemüt, das ſich noch eben im Ge-

bet aufgerichtet hatte, wurde wieder niedergedrückt — also das war ein Dorf?! Die Hände im Schoß verschlingend, starrte sie trübe vor sich hin.

Die Stimme ihres Mannes schreckte sie auf. Peter Bräuer rief seinen Sohn an. Ein Zug nahte aus östlicher Richtung. Buntgescheckt, wie aus allerlei Flicken zusammengelappt, schob er sich heran durchs sonnige Gelb.

Frau Kettchen reckte den Hals: wer waren die Männer im roten Hemd, Sensen auf der Schulter? Woher kamen die Weiber, müde dahinzockelnd, wie Lasttiere beladen mit Sack und Pack? Waren das etwa Zigeuner? Ängstlich sah sie auf ihre Blondköpfe — Zigeuner sollen doch Kinder stehlen! — und dann nach ihrem Leiterwagen, der das erste unentbehrlichste Gerät enthielt.

„Wanderarbeiter," sagte Peter Bräuer und beschattete die Augen mit der Hand, um besser ausschauen zu können. „Die kommen 'rüber von Russisch-Polen. Gott bewahr uns, sind dann noch nit genug Polacken hier?! So'n Gesindel! Aber, ich hab't gehört, selbst der deutsche Herr in Przyborowo soll ihrer welche zum Schnitt gedungen haben!"

„Och, die Weiber, wat die sich abschleppen!" Frau Kettchens Stimme klang mitleidig, und als sie ein paar Halbwüchsige sah, die ins Korn liefen, Ähren abrupften und gierig die Körner daraus aßen, fing sie an, im Körbchen, das ihr zu Füßen stand, zu kramen. „Jeses, die sind hungrig, mer könnt' ihnen doch wat zu essen geben! Uns' Kinder sind ja als satt!"

Aber ihr Mann verwies es ihr: „Laß dich mit

denen nit ein! Die arbeiten im Akkord, die verdienen genug. Im Winter tun se alles verjuxen!"

Doch sie konnte den Blick nicht wenden.

Näher und näher kam der Trupp, langsamen, aber durch seine Stetigkeit unaufhaltsam fördernden Schrittes. All die stumpfen Gesichter mit den breiten Backenknochen glänzten braunrot vom Sonnenbrand.

Am hölzernen Weiser, der dort, wo der breite Fahrweg sich in noch drei andere fahrbare Straßen verzweigt, seine Kreuzesarme reckt, stießen die Wanderer und die Wagen zusammen.

Der stumme Kutscher der Britschka hielt an. Der vorderste der Sensenmänner war vor den Wagen getreten; den Hut bis zur Erde ziehend, schien er nach dem Weg zu fragen.

Bräuer wunderte sich: konnte der denn nicht lesen? Da stand's doch groß und breit, deutlich an jedem Kreuzesarm, wohin!

„Chwaliborczyce," belehrte der jetzt plötzlich lebhaft gewordene Kutscher und wies nach rechts — und dann ein wenig nach links: „Niemczyce" — und dann ganz nach links: „Przyborowo!"

„Przyborowo — Przyborowo!" Mit einem Aufatmen der Erleichterung wiederholte das die ganze Schar.

Mochten die müde sein! Frau Kettchens blaue Augen musterten die braunen Weiber: ach je, die waren ja noch alle ganz jung, nur eine Alte war dabei!

Die Weiber wiederum musterten sie. Plötzlich trat eine der Braunen, der das rote Kopftuch in einer spitzen Falte über der Stirne vorstand, dicht an die Britschka, haschte nach dem Kleid der darin Aufrechtstehenden und drückte

es demütig an die Lippen. Aus der an den vier Zipfeln zuſammengebundenen Plachta*), die ihr ſchwer auf dem Rücken hing und ihre Schultern vordrückte, guckte neben dem irdenen Dwojak, dem Zwillingstopf zum Eſſentragen, neben einer Keſſeltülle, einer Hacke und einem Löffelſtiel, in ein Bettkiſſen eingebündelt ein Kinderköpfchen. Allen Strahlen der Sonne preisgegeben, ſchlief der Säugling, beperlt von Schweiß.

Begehrlich funkelten die Augen der jungen Mutter. Haſtig langte Frau Kettchen nach ihrem Körbchen: ach, wie mochte der Armen zumute ſein! Und ſie teilte aus in die ausgeſtreckten Hände, denn auch die andern Weiber hatten ſich hinzugedrängt. Alle Müdigkeit ſchien plötzlich von den erſchöpften Geſtalten gewichen; die bei der Anſtrengung des Wanderns zuſammengepreßten Lippen hatten ſich, glückſelig lachend, geteilt; Dankesbeteuerungen und Segnungen, von denen die deutſche Frau nichts verſtand, rauſchten nur ſo dahin.

Peter Bräuer hatte ſeine Frau gewähren laſſen; ihn intereſſierten die Männer, dieſe unterſetzten, muskulöſen, ſehnigen Geſtalten. Alſo ſo ſahen die aus?! Hm! Sahen ſchon aus, als ob ſie arbeiten könnten! Aber in Arbeit nehmen durfte man die drum doch nicht — nur nicht! Es war eine Gefahr, daß die ſich hier feſtſetzten.

Die Herren hatten ſchon ganz recht, in der Zeitung, die man ihm zugeſtellt, zu ſchreiben: ‚Weg mit ihnen, deutſche Arbeiter her! Nur dann wird man auch deutſches Land haben, und alles‘ — — — —

*) Leintuch.

„No, wat is dann?“ Ein Zetergeſchrei hatte Bräuers Betrachtungen geſtört.

Die Halbwüchſigen, die ſich im Korn verloren, kamen ſchreiend angerannt: »Poludnica, poludnica!« Und die Weiber griffen den Schreckensruf auf: »Poludnica, poludnica!« und gaben ſämtlich Ferſengeld.

Die Männer blieben zwar ſtehen, aber auch ſie blickten beunruhigt: war da etwa das Mittagsgeſpenſt, die Poludnica, die, wenn die Sonne hoch ſteht, durchs Korn ſtreicht, um darin herumſtreifende Kinder zu fangen?

Gen Niemczyce zu ſchlug das Korn im heißen Wind Wellen. Wie flutendes Waſſer ſchwappte und wogte der goldene Schwall, und die ſcheitelrechte Sonne goß noch einen goldenen Strom vom Himmel dazu nieder. Mitten in dieſem Meer, im blendenden Mittagszauber der Ähren war plötzlich eine Geſtalt aufgetaucht, hell der Hut und das Gewand, hell das Geſicht, und die Flechten wie reifer Weizen.

»Hu, poludnica« Noch einmal kreiſchten die Weiber laut auf.

Selbſt die Bräuers waren erſchrocken, hatten ſie doch niemand kommen hören noch ſehen. Im wogenden Getreide war jene ſacht dahergewandelt gekommen, auf kaum kenntlichen Fußpfädchen. Verdutzt ſtarrten ſie in das helle Geſicht.

Aber der Kutſcher war blitzſchnell von der Deichſel geſprungen; den Hut bis zur Erde reißend, wie vorhin bei der Boża męka, grüßte er ehrfurchtsvoll, untertänig.

Da zog auch Peter Bräuer den Hut, — die ſchien aber mal eine vornehme Dame!

Ein raſcher Blick aus den hellen Augen der blonden Frau ſtreifte ihn, dann nickte ſie ihm freundlich zu: „Guten Tag!“

Horch, was war das?! War das Muſik? Glockenklang aus heimiſchem Land? Oder kam's vom Himmel herab?!

Frau Kettchen war auf den Sitz zurückgeſunken, ihre Lippen fingen plötzlich an zu zucken; heiß ſchoß es ihr in die Augen, jähe Tränen der Sehnſucht begannen über ihre Wangen zu rinnen. Aber es waren auch Tränen der Hoffnung. Einen Nebel legten ſie wohl vor ihre Augen; doch der Nebel war nicht grau wie die Schleier des Abends, golden durchleuchtete ihn Licht des Morgens, denn mitten in ihm ſtand eine freundliche Geſtalt, die Frau mit blonden Flechten und hellen Augen, und — die ſprach deutſch.

„Guten Tag,“ ſchrieen die Kinder; es klang jubelnd.

„Guten Tag, gnädige Frau,“ rief Valentin keck.

„Guten Tag,“ ſprach auch bedächtig und reſpektvoll der alte Bräuer; und ſein Weib ſtammelte leiſe nach — es konnte nicht laut ſprechen vorm heftigen Klopfen des gerührten Herzens —:

„Guten Tag!“

2

Auf Niemczyce-Deutſchau ſtand die Gutsherrin, Helene von Doleſchal, am Fenſter ihres Zimmers und ſchaute, beide Hände auf die Brüſtung geſtützt, hinunter in den Garten. Die Terraſſen abwärts, unten am See, von wo die leichte Briſe wehte, ſpielten ihre Knaben; ſie hörte die hellen Stimmen zu ſich heraufſchallen. Sie wartete auf ihren Mann; der war gleich nach dem Mittageſſen wieder aufs Feld geritten. Kam er jetzt bald?! Sie neigte ſich weiter hinaus; zwiſchen den Blumenbeeten herauf führte das Pfädchen, das er gern einſchlug, wenn er, ungeduldig abkürzend, den Braunen allein zum Hof traben ließ und ſich ſelber durchs Seitenpförtchen in den Garten ſtahl.

Helene blickte über die Hängeroſen unterm Fenſter, welche die Glocken ihrer Kronen auf den ſammetig geſchorenen Raſen niederſtülpten, weg, hinüber zum Hügel. Jenſeits des Sees ragte der ſandige Gipfel, der, mit einer einzigen Kiefer beflaggt, faſt wie ein Berg in der Ebene erſchien. Dort hinter jenem Berg lag Kolonie Augenweide! Der Weg dahin war weit, und Hanns-Martin hatte verſprochen, heute noch mit ihr hinzufahren. Neue Koloniſten bauten ein Haus — ob das die Leute waren, denen ſie neulich an der Grenze begegnet war,

als ſie mit ratterndem Leiterwagen und müden Kindern einzogen?!

Wenn Hanns-Martin doch bald käme! Schon legte ſich ein Schatten über die blanke Metallplatte des Sees; die Schwäne, die zur Zeit der hohen Sonne im Schwanenhäuschen unter der alten Silberpappel der Inſel Zuflucht geſucht, ruderten jetzt langſam über die mild beleuchtete Fläche, ihr Bild mit den ſchön gewölbten Flügelbogen ſchneeig im tiefen Waſſer ſpiegelnd. Von den Blumenkiſſen der Terraſſen ſtiegen verſtärkte Wohlgerüche auf; die Heliotrope, Levkojen und Reſeden, die um Mittag ſchlaff gehangen, ſtanden jetzt erfriſcht. Die waldigen Ausläufer des Parks, bis zum ſandigen Hügel hin von beiden Seiten den See umſchließend, zeigten um ihre Kronen ſchon weicheren Flimmer.

Nun kam er wohl nicht mehr zur Zeit!

Enttäuſcht wollte Helene vom Fenſter zurücktreten, da hörte ſie ſeine Stimme. Die Gruppen der Kannas und Muſen verdeckten noch ſeine Geſtalt, aber jetzt — jetzt war er zu ſehen! Eiligen Schrittes ſtürmte er den kleinen Pfad herauf. Die Knaben hatten ihn entdeckt; ausgelaſſen umſprangen ihn die vier großen, den kleinen Kurt ließ er auf der Schulter reiten. Das Kindermädchen folgte, während wiederum hinter dieſem, zeternd vor Beſorgnis um ihres Herrn Küchlein, die alte Pelaſia dreinhumpelte.

Die Knaben jauchzten: hurra, nun rannte Väterchen auch über den Raſen, und der Gärtner durfte doch nicht ſchelten!

„Helene!“ Schon war er unter ihrem Fenſter. Die weiße Mütze aus der erhitzten Stirn zurückſchiebend,

ſchaute er zu ihr hinauf. „Endlich! Entſchuldige! Meine liebe Frau! Ich mußte noch aufs Vorwerk, Scheftel aus Miaſteczko war da wegen der Milchkälber. Der Vogt wußte ſich nicht zu helfen, der Kuhſchweizer will ſich immer von keinem Stück trennen. Sie zankten. Ich mußte ein Machtwort ſprechen.“

„Wie du dich um alles kümmerſt,“ ſagte ſie zärtlich. „Haſt du gut verkauft an Löb Scheftel?“

„Es geht. Na,“ — er klopfte ſich mit der Gerte den Staub aus den enganliegenden Reithoſen — „laſſen wir das! Ich werde mich erſt ein bißchen menſchlich machen, und dann fahren wir.“

Sie lächelte ihn an. „Komm herein, trink nur erſt Kaffee! Die Mamſell hat ſchon ſechsmal fragen laſſen, ob ſie die friſchen Waffeln heraufſchicken dürfte.“

Weniges ſpäter fuhren die Doleſchals auf dem leichten Korbwägelchen fort. Kein Diener ſaß hinten auf. Er kutſchierte ſelber, ein Zungenſchlag trieb das gut eingefahrene Pferd an. Der ſchlichte Schleier, den Helene als einzigen Schmuck um den Hut trug, wehte im Sommerwind.

Dem Park zur Linken, immer am hohen Drahtzaun entlang, führte zuerſt die Straße, dann trat ſie näher zum See; mühſelig knirſchten die Räder durch tiefen Sand und dann noch mühſeliger die Hügelſteigung hinan. Aber von oben herab lohnte ein herrlicher Blick auf den glatten See mit ſeiner bebuſchten Inſel und auf das weiße Herrenhaus jenſeits, mit den Blumenbeeten davor, von den grünen Wipfeln des Parkes wie ein freundliches Bildchen eingerahmt.

Noch ein paar Räderumdrehungen, und raſch ging

es jetzt wieder bergab. Der Sandbuckel mit der einsamen Kiefer schob sich wie eine Schutzwand vor die Oase von Deutschau. Nichts begrenzte nun mehr den Blick. Felder, Felder, Felder. Einzig in der Ferne, hinter Chwaliborczyce, ein paar Waldlinien; aber sie erschienen heut noch ferner als sonst, der staubige Dunst, der über der reifen Ebene lagerte, hatte das Blau des Kiefernforstes verhängt.

Überall wurde Weizen gehauen. Auf Deutschauer Land waren die Hemden der Schnitter alle weiß. Die Leute schafften schwer. Jeder Mann hatte ein Weib hinter sich, oft ein kaum erwachsenes Mädchen, das mit keuchender Brust, in unablässig gebückter Stellung hinter ihm drein schritt und die Schwaden raffte, die unter der blanken Sense fielen.

„Wir hätten Schnaps für sie mitnehmen können," sagte Helene, „bei dem Staub tut's ihnen not!"

„Schnaps?! Du weißt, ich bin nicht für Schnaps. Die Vögte sind angewiesen, Kaffee auszuteilen. Aber wie das Volk so ist! Kaffee wollen sie nicht, dann trinken sie lieber gar nichts."

„Sie sind eben mal Schnaps gewöhnt," entschuldigte sie. „Bei uns zu Hause gab es auch immer Schnaps in der Ernte. Mutter mischte ihn selber: ein Liter Kartoffelspiritus, ein Liter Wasser und ein bißchen Himbeersaft dazu. Weißt du, es war für mich das größte Vergnügen, wenn ich mit meinem Pony herumfahren durfte, ihn austeilen. Und wir waren doch ganz deutsch!"

„Nein, Fusel nicht," sagte er fast eigensinnig, und eine Falte der Verstimmung trat ihm zwischen die Brauen.

Sie schwieg, kannte sie doch ihren Mann viel zu genau, um in solchen Momenten dagegen zu reden.

Noch hatten sie Deutschauer Land zu beiden Seiten, aber ein Zipfel von Chwaliborczyce schob sich wie ein Keil von links her, mitten hinein, und aus der Weite zur Rechten tauchten jetzt die Akazien von Przyborowo auf. Auf Chwaliborczycer Land gab's rote Hemden; ihre blutige Farbe, grell leuchtend im staubfarbenen Erntedunst, überschrie jede andre.

Alle Schnitter kannten das Gefährt von Niemczyce, aber nicht alle grüßten. Wenige nur; viele grinsten höhnisch: aha, der Niemczycer! Daß ihn der Donner erschlage! Die Arbeiter sollten nicht Schnaps bekommen? Haha, mochte er dann sehen, wo er noch Arbeiter herkriegte!

Der Chwaliborczycer Inspektor, Herr Szulc, der auf tänzelndem Braunen in der Nähe seiner Schnitter hielt, und, mit der verknoteten, vielschwänzigen Lederpeitsche hier- und dorthin weisend, Befehle schrie, tippte mit dieser nachlässig an seinen Hut.

Das sollte ein Gruß sein?! Unverschämt, dieser Schulz! Helene warf einen schnellen, ängstlichen Seitenblick auf ihren Mann.

Aber die Lider halb über die Augen sinken lassend, ignorierte der Freiherr den Inspektor vollständig. Nur eine feine Röte überzog flüchtig sein blaß-bräunliches Gesicht. „Sieh mal, Chwaliborczycer Weizen!“ Er zeigte mit der Peitsche.

„Aber er ist lange nicht so schwer wie der unsre,“ stieß sie hastig heraus; es drängte sie förmlich, ihm rasch etwas Angenehmes zu sagen.

„Du irrst dich, Kind, er ist ebenso wie der unsre. Er könnte sogar besser sein, denn Deutschau hat längst

nicht den famoſen Weizenboden wie Chwaliborczyce. Aber Garczyński will eben nichts mehr hineinſtecken. Ich denke, er wird verkaufen."

„Was — Garczyński verkauft?! An wen denn? An die Kommiſſion?" Helene blickte ganz entſetzt. „Sein ſchönes Gut! Über vierhundert Jahre in der Familie — wenigſtens ſagt er ſo! Muß er verkaufen? Schrecklich! Sag, Hanns-Martin, geht's ihm denn ſo ſchlecht?"

„Ach, bewahre!" Doleſchal lachte. „Das verſtehſt du nicht, Kind! Warum ſoll es ihm denn ſchlecht gehen? — das nicht! Aber vielleicht auch, daß er dabei an die Erziehung ſeines Sohnes denkt — er hat nur den einzigen Jungen —, und ſeine Frau kann ſich abſolut nicht entſchließen, ſich von dem zu trennen, wie er erzählt. Und auf die Dauer geht das doch nicht: nur der Unterricht beim Vikar. Ich bitte dich, ſo ein katholiſcher Geiſtlicher — nur Seminarbildung —, was kann der Junge da lernen? Aber vor allem, wenn es einem ſo bequem geboten wird wie jetzt! Er kann ſich glänzend rangieren. Er geniert ſich nur noch ein bißchen. Die Großpolen und die Volkspartei werden es ihm ordentlich anſtreichen, wenn er an die Anſiedlung verkauft. Das halftert ihm auch ſein Kurjer Poznański nicht ab!"

„Ich mag ihn nicht," ſagte die junge Frau heftig, „ich mag ihn ganz und gar nicht. Wie kann er ohne zwingende Not verkaufen? Würdeſt du je Deutſchau verkaufen, Hanns-Martin?"

„Da ſei Gott vor — nie!" Sein Geſicht wurde ſehr ernſt. „Ich würde mich ja verſündigen am Andenken meiner Vorfahren. Der Großvater und dann mein Vater haben Deutſchau gehalten, mit vielen Opfern. Nun halte ich's!"

Sie lachte fröhlich. „Grade so denk' ich. Und die Jungens sollen auch so denken. Weißt du, und dann werden wir im Erbbegräbnis, das der alte Großvater so schön im Park angelegt hat, alle miteinander schlafen. Es muß einem doch im Grabe noch ein angenehmes Gefühl sein: du liegst im eigenen Grund und Boden!"

Er nickte. „Natürlich! Aber sprich nicht so etwas, Helene, wir sind noch zu jung dazu. Und wir haben ja noch so viel vor uns! So vieles zu schaffen, zu bessern! Wenn die Zeit nur reicht. Übrigens, wenn Garczyński verkauft, soll mir's recht sein. Dann bekommen wir noch mehr Ansiedler her — hoffentlich rein Deutsche und recht viele! Kleine Leute, die machen das Volk aus. Siehst du," — er hob die Peitsche und wies gerade aus, wo einzelne kleine Häuschen, wie ängstlich auf der weiten Fläche, sich zusammenduckten — „da haben wir Ansiedlung Augenweide!"

„Ach, und da ist der Kirchturm von Pociecha-Dorf! Sie haben ihn gerade im Rücken. Wie guckt er schwarz!"

„Laß ihn! Siehst du," — er hielt das Pferd an — „da, selbst der Grenzstein ist jetzt schwarz-weiß! Holla, wer trampelt denn darauf herum? Ist das nicht der Chwaliborczycer Schäfer?"

Auf dem Grenzstein, der auf schwarzgeteertem Grund in weithin leuchtenden weißen Buchstaben ‚Ansiedlung Augenweide' wies, stand Dudek, der Schäfer.

Schwer stützte er sich, um oben auf dem schmalen, scharfgekanteten Stein die Balance zu halten, auf seinen langen Hirtenstab, der mit der eisengekrümmten Spitze wohl gewichtig genug war, einen Wolf niederzuschlagen.

Der blaue Strumpf, an dem er ſonſt unermüdlich ſtrickte, lag achtlos am Boden. Die vielen hundert Schafe, des Schäfers Obhut anvertraut, hatten ſich von Chwaliborczycer Roggenſtoppel längſt hinüberverloren auf Nachbarland. Auch der Hütejunge war davongeſchlichen und träumte im Grenzgraben unterm Dornenbuſch einen ſchönen Traum.

Dudek, der Alte, hatte des alles nicht acht. Er ſtand ganz verſunken, ragend wie ein dürrer, blattloſer Baum unterm gläſernen Himmel und ſtarrte vom Grenzſtein hinab auf die kleinen Häuschen, ängſtlich in der großen Weite zuſammengeſchart. Er ſeufzte: was wollten die hier?! Früher, als ſein, Kuba Dudeks Vater noch jung geweſen, da war hier nichts geweſen als der Himmel und die Länder des polniſchen Herrn, nichts als die Hütten ſeiner Komorniks. Da konnte der Schlachcic reiten von Sonnenaufgang gen Sonnenuntergang — alles war ſein. Und als er, Kuba Dudek, noch jung geweſen, da hatten alle geſprochen in der Sprache, die Gott der Herr ſpricht, darinnen die heilige Mutter zum Sohne ſpricht.

Die da — »psia krew!« Energiſch hob der Hirt das mit Lappen und Schnüren umwickelte Bein und ſtampfte mit dem Baſtſchuh den Grenzſtein. Sein Mund, deſſen Lippen durchs Alter ſo ſchmal geworden, daß ſie ganz in der verſchrumpften Kinn- und Backenhaut verſchwanden, murmelten den Fluch: „Möge ſie der feurige Blitz zerſchmettern!“ Konnten ſie nicht bleiben, wo ſie geboren worden — jeder ſoll bleiben, wo ihn die Mutter geboren — was mußten ſie hierher kommen?! Trugen ſie keine Scheu, ſo dicht zu nahen dem Neſt des weißen Adlers?

Drohend hob Dudek den ſchweren Stock, die geballte Fauſt ſchüttelte er gegen die kleine Kolonie. Da waren ihrer wieder neue hinzugekommen, — weiße Eindringlinge mit gelben Haaren — ſie bauten ein Haus!

Noch ſchimmerten die unbedeckten Dachſparren wie die Rippen eines Skeletts, aber geſchäftig eilten die Männer beim Bau; man ſah ihre Geſtalten ſich richten und bücken, ſich drehen und wenden in emſiger Bewegung, wie unruhige Zwerge auf dem Teller der großen Ebene.

„Sie bauen, ſie bauen," rief Helene erfreut und klatſchte in die Hände.

Da drehte ſich der Alte um. Er hatte den Wagen nicht herankommen hören, ſein Ohr war nicht mehr ſcharf, aber ſein Auge noch. Ohne Übereilung, ſchwerfällig ſtieg er nieder vom Grenzſtein und zog, das Knie beugend, den Hut.

Freundlich grüßte ihn Helene, war doch ſeine Frau die Schweſter von ihres Mannes einſtiger Amme, der alten Pelaſia.

„Tag, Dudek, wie geht's? Kommt ihr nicht auf einen Sonntag die Pelaſia beſuchen? Sie beklagt ſich, daß niemand nach ihr ſieht!"

„Wenn ſie ſich ſehnt nach ihren Eigenen, ſoll ſie kommen!"

„Ihr ſeid viel rüſtiger als ſie, Dudek, und Eure Frau iſt auch wohl noch beſſer zu Fuß. Sagt, was machen denn Eure Enkel, der Jendrek und die Michalina? Daß ich's Pelaſia erzählen kann!"

„Hat der Jendrek bei Soldaten gemußt. Haben

ſie ihn geſchickt, weit, ſehr weit, wo niemand verſteht ihn. Is die Michalina zu Herrſchaft gezogen, is ſich auch Amme geworden bei frembes Kind!"

„Nun, Dudek, und was machen Eure Schafe? Ich ſehe ſchon, ſie ſind gut imſtande. Sie ſind gewaſchen, ſind ja weiß wie Schnee!"

„Mutterſchafe ſind ſich gewaſchen; aber wie lange noch werden Lämmer ſeinige ſein? Alles nimmt ſich Fremder, alles!" In einer reſignierten Melancholie ließ der alte Mann den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Wieviel Schafe habt Ihr jetzt?" fragte Doleſchal.

Nun hörte Dudek auf einmal gar nicht mehr. Mit weit ausholenden Schritten in die Roggenſtoppel ſtapfend, ſchrie er ſchimpfend nach ſeiner Herde und dem läſſigen Hütejungen. Der wolfsähnliche Hund, der bis jetzt träg am Stein geblinzelt, jagte mit wütendem Gekläff vor ihm her.

Vergebens rief Helene: „Soll ich Pelaſia grüßen?" Keine Antwort mehr. Taub war der Schäfer, aber auch blind, denn er ſuchte ſeine Herde, wo dieſe gar nicht zu finden war. Ein heißer Wind, der plötzlich mit Kraft über die Ebene ſchnob, lüftete ſeinen Schafpelz und warf die weißen Haare, die ihm langſträhnig unterm Hut vorhingen, wild durcheinander.

Als Helene nach einer Weile zurückblickte, ſtand Kuba Dudek wieder auf dem Grenzſtein; unbeweglich, wie der Weiſer an der Wegſcheide, reckte ſich ſein Arm. —

In der Kolonie war nicht die muntere Geſchäftigkeit, die man in der Ferne zu ſehen vermeint. Nur die Bräuers waren beim Hausbau; von den andern Anſiedlern ließ ſich niemand blicken. Helene war einiger-

maßen enttäuſcht, hatte ſie doch geglaubt, die Frauen auf den Türſchwellen ſitzend zu finden, ſchwatzend beim Kartoffelſchälen, wie ſie die Frauen viel hundertmal geſehen hatte im deutſchen Dorf beim elterlichen Gut.

Aber Doleſchal war ſehr befriedigt: noch war nicht Feierabend gemacht! Drüben in Pociecha-Dorf ſtiegen ſchon Rauchſäulchen aus den zuſammengeſunkenen Schlöten der grün vermooſten Strohdächer, hier ſchafften noch alle fleißig auf dem Felde.

„Soll ich dich mal über die Äcker fahren?“ fragte er ſeine Frau. „Viel zu ſehen wird freilich noch nicht ſein. Aber ſie haben ja die Freijahre, die ſind eine rieſig kulante Einrichtung!“

Wohlgefällig ſchaute er ſich um: „Sieh mal, wie nett, wie ſauber! Wie aus der Spielſchachtel! Unſre Anſiedlung iſt die allervielverſprechendſte. Erinnerſt du dich noch, vor fünf Jahren, als ſie hier das Gut parzellierten? Wie heruntergewirtſchaftet das war?! Und wie ſieht es jetzt aus! Freilich, es wird noch eine Weile dauern, bis der ausgeſogene Boden ſich wieder erholt hat. Aber unter tüchtigen Arbeitshänden — da, ſieh mal!“ Sich unterbrechend, zeigte er auf eine kreisrunde mächtige Scheune: „Wie ein Zirkus! Ein bißchen groß, aber, na — die hat ſich der Amerikaner gebaut! Famoſes Ding, was? Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben. Ach, ſieh mal an, hat ſich der Mann neben den Obſtbäumchen auch Rebſtöcke gepflanzt — iſt das nicht rührend? Da hinten ſitzen die Koloniſten aus der hieſigen Provinz alle zuſammen. Und hier ſind wir bei den Rheinländern!“

Sie waren die ungepflaſterte Straße, an der die

Häuschen und die Scheunen ſich rechts und links verteilten, ein paar Mal auf und nieder gefahren. Nun hielten ſie bei dem Neubau an.

Peter Bräuer und ſein Sohn ſägten gerade an einem Balken. Die Säge war ſtumpf geworden, widrig klang ihr Gequietſch, und widerwillig nur gab der Balken nach. Mit einer gewiſſen Verdroſſenheit arbeiteten beide Männer; ſie blickten auch kaum auf, als Doleſchal vom Wagen abſprang und ſeiner Frau die Zügel übergab.

Er trat zu den Arbeitenden und ſagte: „Nun, wie ſteht's mit dem Bau?“

„Tag!“ Vater Bräuer faßte nur an die Mütze, während der Sohn die ſeine wohl heruntertat, aber ſogleich wieder aufſetzte. „Könnt' beſſer ſein. Mer kömmt nit voran. Hätt' ich dat gewußt!“

„Wieſo — hätten Sie was gewußt?“ fragte Doleſchal lebhaft. „Über was haben Sie ſich zu beklagen?!“

„Der Herr iſt wohl auch einer von der Kommiſſion?“ ſagte Peter mißtrauiſch und wechſelte einen Blick mit ſeinem Sohne.

„Nein!“ Doleſchal hatte den Blick aufgefangen. „Aber Sie können mir ruhig ſagen, was Ihnen nicht behagt. Ich intereſſiere mich für die Koloniſation. Ich bin auch Deutſcher. Hier in der Nachbarſchaft anſäſſig — Doleſchal auf Deutſchau!“

„Ah, Sie ſind der von Doleſchal?! So, no dann“ — Peter Bräuer ſtreckte treuherzig die Hand hin — „dann is dat wat andres. Ich hab' als von Ihnen gehört. Un dat is Ihr' Frau?“ Er grüßte mit einer

ungelenken Verbeugung nach dem Wagen hin. „Ja, wiſſen Se, Herr von Doleſchal, Se müſſen mir dat nit übel nehmen, aber mer wird ganz mißtrauiſch. Sie haben einem dat doch all ganz anders vorgeſtellt — oder ob ich mir nur dat eſo anders gedacht hab'!? Ich weiß et nit. Jedenfalls hätt' ich, wenn ich früher gewußt hätt', dat mer hier eſo ſchlecht Arbeitskräft' kriegt — ich weiß nit, ſind ihrer wirklich kein' da oder wollen ſe nur nit — mir dat Haus vom Bauamt baue laſſen. Sie hatten mir dat angeboten, aber ich dacht', et käm' ſo billiger. Ja, un wenn ich dat all ganz genau gewußt hätt', wär' ich gar nit hierhin gekommen, da hätt' ich doch ebenſo gut nach Amerika auswandern können!"

„Das dürfen Sie nicht ſagen!" Doleſchal warf einen wohlgefälligen Blick auf den jungen Mann, der zu den Worten des Vaters beiſtimmend nickte. „Sie müſſen doch Ihre Kinder, Ihren Sohn da, dem Vaterland erhalten!"

„Och, wat dat anbelangt, de kann in Amerika eben ſo gut deutſch bleiben wie hier! Un hier muß mer ſich ja plagen, genau ſo wie wo anders — ne, noch viel mehr!"

Es tat dem Mann augenſcheinlich gut, ſein Herz zu entlaſten. Da hatte ihm wohl die Kommiſſion faſt alles, was zum Hausbauen gehörig, prompt und nicht teuer zur Stelle geliefert: Mauer-, Ziegel-, Firſtſteine, Feldſteine zum Fundament, und auch Bauholz. Auch hatte er für ſich und ſeine Familie derweilen drüben in der Holzbaracke die erſte Unterkunft gefunden. Aber nun würde der Bau doch doppelt ſo lange dauern als vorausgeſehen, denn aus Miaſteczko der Zimmermann

mit ſeinen Geſellen war nur zwei Tage erſchienen, dann nicht mehr; und der Maurer drüben aus dem Dorf, der ſich, gegen hohen Tagelohn, für die ganze Zeit verpflichtet hatte, war nach einer halben Woche auch nicht mehr gekommen. Als der Valentin hingegangen, ihn zur Rede zu ſtellen, hatten ſie ſich durchaus nicht verſtändigen können; ein wüſtes Gezänke war's geworden. Aber wer konnte es dem Jungen verdenken, daß er mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen? War er denn nicht in ſeinem guten Recht?! Doch das Geſindel war in lautes Hallo ausgebrochen, und die Frau hatte drohend nach dem Waſſerkeſſel gegriffen, der auf dem Herd ſprudelnd kochte. Und niemand, niemand anders war zur Hilfe aufzutreiben geweſen! Ganz allein waren ſie ſitzen geblieben mit aller Arbeit! Ein Glück noch, daß ſie etwas davon verſtanden — aber freilich, 's war nur ein Stall geweſen, den ſie dazumal allein gebaut hatten, und noch dazu war's zu Hauſe geweſen, am Rhein!

Der Gutsverwalter auf dem Reſtgut, an den man ſich doch mit allen Anliegen wenden ſollte, hatte die Achſeln gezuckt bei ſeinen Klagen: ja, warum mußte denn durchaus ſelber gebaut ſein?! Mit den Leuten hierzulande müßte man eben in Frieden auskommen, er könnte da auch gar nichts bei machen!

Unwirſch fuhr ſich der Anſiedler durch die Haare: „Et geht ſo langſam, viel zu langſam! Un dat Kettchen jammert in der Barack — kein Ordnung, kein Reinlichkeit is mögelich! — un da ſind geſtern ihrer noch welche zugekommen — ſe ſagen, ſe wären deutſch. De Mann ſpricht auch deutſch, aber die Weibsleut ſchnattern polackſch — un mit den Weibsmenſchern ſoll!

nun mein Frau in einem Raum ſchlafen?! Denken Se ens an!

„Un wie lang dauert et noch, un et is hier ſchon Herbſt! Die Tag ſind eſo heiß, aber die Nächt ſind als kühl. Bei uns zu Haus is dat ganz anders, da blühen Allerheiligen die Roſen noch. Och, hätt' ich dat gewußt! Ne, ich ſag' ſchon — wie krieg' ich dat Haus trocken?!"

Eine tief-innere Angſt lag unter dieſen Worten, Doleſchal fühlte ſie heraus.

„Ich werde Ihnen meinen Stellmacher zu Hilfe ſchicken," ſagte er. „Der Mann hat zwar noch kein Haus gebaut, aber er wird Ihnen doch jedenfalls von Nutzen ſein. Und er iſt deutſch!"

„Dat — dat wollten Sie tun?!" Ein Ausdruck freudigſter Erleichterung erhellte des Anſiedlers bekümmertes Geſicht. „Den Stellmacher — Donnerſchlag! Valentin, Jung, hörſte, wir kriegen Hilf'!"

Der Sohn hatte die Mütze vom Kopf geriſſen, ſein ganzes hübſches Geſicht lachte. Unverfrorene Herzlichkeit lag in der Bewegung, mit der er nun raſch auf den Herrn zutrat; man ſah's, er hätte dem gern die Hand geſchüttelt, aber der beim Militär anerzogene Drill hielt ihn zurück.

Er nahm die Hacken zuſammen: „Beſten Dank, Herr Baron!"

Wohlgefällig muſterte Doleſchal den ſtattlichen Menſchen. „Garde, was?"

„Nein, Herr Baron, Deutzer Küraſſier!"

„So, ſo. Ich bin Rittmeiſter bei den Garde-Küraſſieren!"

Valentin ſchlug wieder die Hacken zuſammen. Er

murmelte etwas von ‚großer Ehre‘, und eine helle Röte ſtieg ihm dabei ins Geſicht; man hörte ſeiner Stimme die Freude an. Eine Verbindung war plötzlich vorhanden, zwiſchen ihm und jenem vornehmen Herrn da.

Auch Doleſchal ſagte: „Wir müſſen zuſammenhalten hier!“ Die Leute gefielen ihm, der Alte war recht ein knorriger Stamm, der dem Wetter trotzte, und der Junge, nun — unwillkürlich verglich er zwiſchen ſich und dem krauskköpfigen Burſchen — der war ja faſt noch ſchlanker als er ſelber und elaſtiſch in jeder Bewegung wie ein gut Trainierter! Die Leute mußten unterſtützt werden, nach Kräften!

„Ich werde Ihnen morgen meinen Stellmacher herſchicken,“ wiederholte er noch einmal, „und auch noch den Schmied!“

Helene ſaß ſchon lange wartend auf dem Wagen. Sie hatte ihren Mann, der, einen Fuß auf den Balken ſtützend und die Hand mit der Peitſche in die Seite ſtemmend, den Leuten zuhörte, beobachtet; nun waren alle drei miteinander hinterm Neubau verſchwunden.

Sie wartete noch eine Weile ganz geduldig, aber als ſie noch immer nicht zurückkehrten, ſchlang ſie die Zügel um den Haken am Kutſchbock und ſprang vom Wagen. Der Traber ſtand auch ſo.

Über den gläſernen Himmel, leicht angegraut vom mehligen Dunſt der Felder, kroch ſchon ein Abendrot. Im Schleier der ſich mählich ankündenden Dämmerung wurde alles milder. Noch lag viel Glanz über der Flur, aber kein grauſamer mehr, der den Augen weh tat; er wurde friedlich. Aus einem Tümpel, den man nicht ſah, ſtieg Fröſcheſang, wie im Schlaf, ganz traumhaft.

Und — horch! — war das nicht schon die Wachtel, die zu Abend im Kornfeld rief?

Die junge Frau lächelte: sieh da, ganz dicht hinter jener Ansiedlerscheune, kam jetzt ein Rebhuhn aus dem Acker spaziert! Als wüßte es, daß die Jagd noch nicht drohe, trippelte es, vertrauensselig wie eine gute Henne auf dem Hühnerhof, über die Straße, in den Acker jenseits, und die jungen Hühnchen folgten unbefangen.

Langsam glitt das Abendrot weiter und weiter über die Himmelsglocke, während das kolossale Rund des Sonnenballs ungehindert, von überall frei zu sehen, mehr und mehr hinabrutschte gegen ihren Rand. Wie schön war das!

In einem Gefühl, das sie manchmal überwältigte, angesichts dieses weiten Himmels, der wie ein Meer über dem Meer der Felder schwimmt, ohne Ufer, ohne Begrenzung, schauerte die Einsame. Am wirklichen Meer war sie gewesen, die mächtigen Wogen der Nordsee hatte sie aufgewühlt im Sturm gesehen und auch wieder glatt. Ihr Mann hatte sie auf Schweizergipfel geführt — sie standen auf einem sehr hohen Berg und sahen unter sich alle Schätze der Natur und ihre Herrlichkeit; im sich teilenden Grauen der Morgennebel glänzte die Weite der Welt zu ihnen herauf, und sie selber waren ein junges Paar im ersten Rausche nicht endenden Glücks gewesen — aber nie, nie war ihr die ewige Unendlichkeit so klar geworden wie hier.

Starren Auges schaute sie. Da, grad aus, Pociecha-Dorf, der Turm der schwarzen Holzkirche zeigte es weithin! Dort Chwaliborczyce! Ganz auf der andern Seite: Przyborowo mit Miasteczko, dem kleinen Landstädtchen,

im Rücken! Und dort grüßte der Deutſchauer Berg! ‚Łyſa Góra‘, Kahler-Berg, wie ihn die Leute nannten. Jeden Gutskomplex — eine Inſel im Meer — wußte ſie zu benennen; wußte, wieviel Pappeln die dünne Allee von Chwaliborczyce zählt, hatte achtmal ſchon die dornigen Akazien von Przyborowo blühen und ſich entblättern geſehen, war ſo glücklich hier und doch — ſie fühlte die Nebel der Niederung, die um Sonnenuntergang plötzlich ſchauerten, durchs leichte Sommerkleid kalt auf der Haut.

„Hanns-Martin,“ rief ſie fröſtelnd, „Hanns-Martin, wo biſt du?!“

Ihr Ruf hallte. Aus der Holzbaracke, unweit des Neubaus, trat eine Frau, und Kinder drängten ſich ihr nach; ſie ſchauten alle neugierig zu der fremden Dame herüber.

Helene erkannte die Frau: es war dieſelbe, die ſie letzthin bei den einziehenden Koloniſten geſehen hatte, aber das Geſicht ſah jetzt älter aus, als ſeien nicht erſt vier Wochen ſeit jener Begegnung am Kreuzweg verſtrichen.

„Wünſcht die Dam' wat?“ fragte die Frau höflich.

Helene trat raſch auf ſie zu. „Mein Mann iſt, glaube ich, mit Ihrem Mann fortgegangen, ſonſt hätte er mich gehört. Ich werde hier bei Ihnen warten!“ Sie hatte das Bedürfnis, nicht länger allein zu ſein.

„Settchen, hol' der Madam raſch 'ne Stuhl heraus,“ wies Frau Kettchen ihr älteſtes Töchterchen an. Und als die Kleine einen Schemel brachte, wiſchte ſie, wie entſchuldigend, mit der Schürze darüber hin: „Nehmen Sie als vorlieb! Wir ſind et auch beſſer gewöhnt, Madam! Aber mer muß ſich als jetzt in alles ſchicken,

ſagt meine Mann.“ Sie ſeufzte. „Mer darf der Mut nit verlieren, und — ſagte der Peter — die Kommiſſion hat uns hierhin gebracht, die hat nun auch für uns aufzukommen. — Sie ſind wohl auch nit von hier, Madam?“

Augenſcheinlich erkannte die Frau die Dame nicht wieder. Als Helene ſie an ihre erſte Begegnung erinnerte, ſchoſſen ihr plötzlich die Tränen in die Augen.

„Och, wie wir zugezogen ſind — dat waren Sie? Och herrje!“ Geſchwind faßte ſie nach Helenens Hand: „Dat freut mich aber, dat ich Ihnen danken kann! Dat erſte ‚Guten Tag‘ — ne, Madam, dat hab' ich nit vergeſſen! Och, Madam, entſchuldigen Sie,“ — ſie fuhr ſich mit der Schürze über die Augen — „bei uns zu Haus bin ich gar nit eſo, aber hier muß ich immer weinen!“

Helene tröſtete: „Das iſt nur im Anfang ſo, der Anfang iſt ja überall ſchwer. Paſſen Sie mal auf, nächſtes Jahr wiſſen Sie nichts mehr von Heimweh; da lachen Sie drüber! Es iſt hier auch ſchön!“

„Meinen Se?“ Zweifelnd ſchüttelte die Frau den Kopf. „No, wenn Sie 't ſagen, dann ſoll et wohl wahr ſein!“

Vertrauend ſchaute Kettchen zu der hochgewachſenen Dame auf, und dann lächelte ſie hoffnungsvoll: „Wenn et ſo kömmt, wie Sie ſagen, Madam, dat et uns gut geht hier, dann will ich auch wallfahren gehen nächſt' Jahr. Sicher un gewiß, dat gelob' ich! Hier kann mer doch wallfahren gehen, gelt, Madam.“

„O ja!“ Eine leichte Zurückhaltung lag plötzlich in Frau von Doleſchals Ton — wie ſchade, dieſe nette Frau war nicht proteſtantiſch?!

Und als ob die andre instinktiv diese Enttäuschung fühle, hielt auch sie sich mehr zurück.

Schweigend blickten beide hinaus auf die Ebene, in den lastenden Horizont, den flammende Abendröte wie mit blutigen Schwertern zerfetzte.

Als Helene jetzt ihren Mann sehr eilig zwischen den Ansiedlern daherkommen sah, unterdrückte sie nicht einen Vorwurf: „Aber Hanns-Martin — endlich!“

„Verzeih! Ungeduldig geworden, mein Herz?! Bitte, verzeih! Es hatte mich so interessiert! Herr Bräuer hat mir seine ganze Stelle, seinen Bau, seinen Acker, kurz, alles was drum und dran, gezeigt!“ Doleschal war angenehm erregt und reichte beiden Männern die Hand zum Abschied: „Es wird jetzt schon werden, wird ganz famos werden! Auf Wiedersehen!“

„Du,“ sagte Helene leise, als sie am Arm ihres Mannes zum Wagen schritt, „die sind ja katholisch. Und ich dachte doch, hier sollten nur Evangelische her?“ Es klang bedauernd: „So nette Leute!“

„Ja, das läßt sich nun doch nicht ganz streng durchführen, diese Sonderung der Konfessionen. Aber was macht's? Es sind doch wenigstens Deutsche!“

Der Traber, der bis dahin lammfromm gestanden, stutzte plötzlich, nun sie einsteigen wollten.

Unruhig zog er an, stieg wild und prallte dann zur Seite, grade noch, daß Doleschal ihn vom Graben zurückriß. Eine Staubwolke kam vom Dorf her über die Felder geflogen, und in der Staubwolke war Peitschengeknall, Pferdegetrappel und Hundegebell.

„Ach, die Garczyńskis!“ Nicht angenehm überrascht, faßte Helene nach dem Arm ihres Mannes.

Da war auch ſchon der hochrädrige Jagdwagen, glänzend lackiert, mit viel Rot an den Rädern, und innen die Sitze hell ausgeſchlagen.

„Atrappiert, meine Herrſchaften! He — halt!“

Auf einen Ruck ſtanden die vier jungen Pferde neben dem Korbwägelchen, mit ſchnaubenden Nüſtern, noch zitternd vor Erregung, und ſchäumten ins Gebiß. Zwei engliſche Doggen, rieſige Tiere mit Stachelhalsbändern, ſchnackten ihnen dumpf bellend nach den Mäulern.

Der Lenker hoch oben auf dem Bock grüßte galant mit der Peitſche: „Ich lege mich Ihnen zu Füßen, gnädigſte Baronin — das nenne ich Glück, Ihnen hier zu begegnen! Ihr Diener, Doleſchal! Ihr Weizen iſt großartig! Sehr erfreut, wie ſteht das Befinden?“

Herr von Garczyński hatte viel von einem Pariſer oder Wiener an ſich. Gewandt ſchwang er ſich vom hohen Sitz herunter, dem Diener, der hintenauf hockte und nun befliſſen herbei eilte, die Zügel zuwerfend. An Helenens Seite tretend, führte er ihre Hand an die Lippen.

Die Doleſchals mußten halten bleiben.

Im Chwaliborczycer Jagdwagen ſaßen, gegenüber von Frau von Garczyńska, ihr einziger Sohn, ein vornehm ausſehender Junge, und der Vikar Górka.

Frau von Garczyńska hatte ſich den Sitz auf der ſeitlichen Bank noch durch eine Menge von ſeidenen Kiſſen bequemer machen laſſen; ſie lag zurückgelehnt, und der Schirm, den eine blonde junge Perſon, halb Dame, halb Dienerin, zum Schutz zwiſchen ſie und die feurig untergehende Sonne hielt, ließ warmroſige Schatten auf ihr blaſſes Geſicht fallen.

„Gnädigſte Baronin haben ſich wohl Neues in der Kolonie angeſehen?“ fragte Garczyński. „Sehr erfreuliche Fortſchritte, nicht wahr? Wir haben unſern hochverehrten Herrn Vikar ein wenig entführt — die Herrſchaften kennen ſich? Ah, nur vom Hörenſagen? Geſtatten Sie!“ Er ſtellte vor, und dann verwickelte er, den Arm auf die Lehne des Korbwägelchens gelegt, Helene in ein längeres Geſpräch. Eingehend fragte er nach ihren Kindern.

Es blieb Doleſchal nichts übrig, als ſich mit Frau von Garczyńska zu beſchäftigen. Sie winkte ihn zu ſich herüber. Mit dem zärtlich-wehmütigen Lächeln, das ihr Geſicht ſo ſehr anziehend machte, lächelte ſie ihn an, als er zu ihrem Wagenſchlag trat.

Ob dieſe Frau glücklich war?! Doleſchal legte ſich im Augenblick, als ihn ihr Lächeln traf, dieſe ſelbe Frage vor, die ſich ſchon viele vor ihm vorgelegt hatten. Kam der feuchte Flimmer in dieſen ſchönen Augen von Tränen? Und was ſuchte dieſer ſtarr verlorene Blick in weiter Ferne?!

Als Doleſchal die weiche Hand bei der Begrüßung in die ſeine nahm, fühlte er einen kurzen, feſten Druck, den er den zarten Fingern kaum zugetraut.

„Ich werde zu Ihnen hinüber kommen,“ ſagte ſie. „Ich ſetze mich in Ihr Korbwägelchen, es iſt ganz reizend! Ja, ich will,“ ſetzte ſie im Tone eines verzogenen Kindes hinzu, als er etwas von ‚unbequem‘ und ‚eigentlich nur zwei Sitzen‘ murmelte. „Ihre Gattin wird mit Garczyński auf dem Throne ſitzen. Aleksander,“ rief ſie ihrem Mann in elegantem Polniſch zu, „wir fahren gleich weiter, ich bin müde! Die Kolonie intereſſiert mich zu

wenig — ein andermal! Nimm die Baronin auf deinen Bock; ich fahre mit Doleschal. Wir fahren über Niemczyce nach Haus zurück!"

Plötzlich lebhaft geworden, drückte sie ihrem Gegenüber, dem priesterlichen Herrn, ein paar der weichen Kissen in die Arme. „Hier, Herr von Górka, seien Sie auch einmal galant! Bitte, tragen Sie mir die dort hinüber! Herr von Doleschal, bitte!" Ganz hilflos streckte sie beide Arme aus. „Der Wagen ist abscheulich hoch, ich traue mich nie allein herunter. Ah —ah —!"

Wie eine Feder flog sie durch die Luft; als Doleschal sie herunterhob, fühlte er ihre ganze Grazie. Ihr ein wenig verschobenes Kleid zurecht zupfend, lachte sie jetzt und klatschte dankend in die Hände: „Scharmant, ganz scharmant! Changez les dames, changez!"

‚Muß ich?' schien Helenes Blick ihren Mann zu fragen, als Herr von Garczyński ihr die Hand zum Umsteigen bot. Doleschal senkte die Lider — sie verstand diese stumme Bejahung; es lag ihm nun einmal daran, mit den Nachbarn, wenn auch nur in rein äußerlich aufrecht erhaltenen, guten Beziehungen zu stehen. So schickte sie sich darein; aber ihre Bewegungen waren steif, ihre Mienen abgemessen.

Mit liebenswürdigen Lobpreisungen nestelte sich Frau von Garczyńska auf dem kleinen Korbwägelchen ein: sie war noch nie so niedlich gefahren, hier war's ja tausendmal bequemer als auf dem großen Jagdwagen! Als der junge Vikar ihr die gewünschten Kissen in den Rücken schob, dankte sie ihm mit ihrem zärtlichsten Lächeln; aber die Kissen wies sie gleich wieder zurück: die hatte sie hier ja gar nicht nötig!

Mit einer ſtummen Verbeugung trat er zurück. Er hatte ſich eben ſo gut in der Zucht, wie ſeinen Schüler. Sie hatten beide noch kein Wort geſprochen.

Auch die blonde Zofe, die ſich anſchickte, mit dem Schirm hinter ihre Herrin zu klettern, wurde abgewieſen. „Ich brauche dich nicht, Staſia! — Wie herrlich iſt die Sonne! Wie wunderbar gefärbt die Wolken ſind!“ Frau Jadwigas Augen ſchwammen. „Fahren Sie, Baron, he, voran!“ Ihre Bruſt hob ſich, als wollte ſie ſpringen im Übermaß der Empfindung. „Ich bin entzückt! Fahren Sie, fahren Sie — ſchneller in die Sonne hinein, ſchneller!“

Der Traber ſtrengte ſich an. Mit ausgezeichneter Kunſt die vier wilden Pferde, die der Diener inzwiſchen kaum hatte zügeln können, zu langſamem Tempo zwingend, fuhr Garczyński nach.

Im Jagdwagen lachte die Zofe plötzlich halblaut auf, und dann, wie erſchrocken über ihr Lachen, warf ſie von unten her einen verſtohlen ſchielenden Blick auf Lehrer und Schüler. Der Vikar hatte ein Büchlein herausgezogen, in das er mit ernſter Miene vertieft war; das junge Herrchen dagegen merkte auf. Ein Aufflackern ſeines Auges begegnete dem leicht ſchielenden Blick der Blonden. Da lächelte ſie kaum merklich, aber weiche Grübchen kamen dabei in ihre jungen Wangen; ſie lehnte ſich ein wenig hintenüber, ließ die Wimpern über die Augen fallen und ſpielte am Schirmgriff ihrer Herrin.

Der Traber, durch die vier Pferde, die hinter ihm ſchnaubten, und durch das Gebell der Doggen, die, wie raſend, zwiſchen beiden Wagen hin und her ſprangen, nervös gemacht, ſchoß dahin wie ein Vogel auf fliehendem

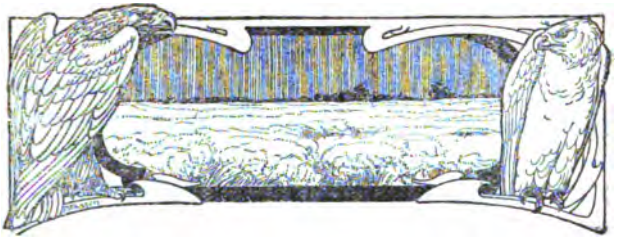
Flug. Das Viergeſpann ihm nach. Sich verfolgende Schatten, durch ſteigende Nebel vergrößert, jagten über die raſch dunkel werdende Ebene.

Dudek, der Schäfer, ſchlug ein Kreuz: wer war das?! Fliegende Pferde, fliegende Wagen und fliegende Hunde?! Heilige Mutter, hilf, das war Myśliwy pan, der Nachtjäger, auf wilder Fahrt!

Scheu pfiff er ſeinem Hunde und trieb eilig die Schafe zuſammen. Daß die heilige Mutter ſie hüte! Auch über ihnen machte er das fromme Zeichen.

Horch, klang's jetzt nicht ſchon ferner, das „Huch haha' und das „Hoho'? Aber jetzt noch ein Lachen! Hell, wie die Kania lacht, wenn ſie am Himmel im Abendrot fliegt und Seelen raubt und ſie dahin trägt, von wo ſie nie mehr zurückfinden können.

„Herr, Gott, ſei bei uns!" Sein Haupt verhüllend vorm Grauen der Ebene, betete Kuba Dudek, der Alte.



5

Tiefes Dunkel der Auguſtnacht wickelte das Herrenhaus von Chwaliborczyce wie in ein dickes, warmfeuchtes Tuch.

Der Vikar hatte ſich eben von den Herrſchaften verabſchiedet. Es war ſpät geworden, der Umweg über Niemczyce hatte das Nachhauſekommen verzögert. Dann war geſpeiſt worden, und dann hatte der Vikar, wie immer, wenn er in Chwaliborczce als Abendgaſt blieb, eine Andacht abgehalten, an der auch das Geſinde teilnahm. Frau Jadwiga war ihm dankbar dafür; ſie hatte ihn auch heute, trotzdem ſie erſchöpft war ‚bis zum Umſinken', wie ſie ſagte, darum gebeten.

Nun ſtand Górka endlich draußen, unten am Fuß der vielfach ausgetretenen und zerriſſenen Freitreppe, die vom Gartenzimmer hinab in den Park führte, und war erſchrocken, als ihm ſeine Uhr — ein koſtbares Namenstaggeſchenk der Garczyńskis — halb elf wies. Und zögerte doch noch.

Drinnen ſpielte die Garczyńska Chopin — warum tat ſie das, wenn ſie ſo müde war?!

Tadellos perlten die Läufe, aber — Xaverius Górka ſchüttelte den Kopf — ſo war's doch nicht gut! Sie ſpielte denn doch zu willkürlich launenhaft; presto, wo-

ritardando ſein mußte, con dolore ſtatt scherzando! Das hatte er ſchon ſehr oft beſſer ſpielen hören.

Aber er blieb noch ſtehen. Garczyński hatte wie gewöhnlich für ihn anſpannen laſſen wollen, aber er hatte dankend abgelehnt. Er wollte heute gehen, mußte gehen, es war ihm ein Bedürfnis, ſich müde zu laufen.

Zwiſchen den geborſtenen Steinplatten der Treppe und im hohen Graſe der verwilderten Parkwieſe ſchirpten Hunderte von Grillen; unausgeſetzt, gleich melodieloſem Saitenſchwirren, klang ihr Gezirp, ohne Tonfülle, ohne Poeſie, und doch war etwas Gleiches darin, wie im Lied der Nachtigallen.

Der Nachtigallen hatte es viele gegeben im Seminargarten zur Frühlingszeit, und der junge Górka hatte oft geſtanden im weichen Dunkel, damals ſo, wie heute hier. Hörten die andern Seminariſten denn nicht die Nachtigall? Sie hatten es nie geſagt.

In Chwaliborczyce gab's keine Nachtigall; in den beiden Frühjahren, die der Vikar nun ſchon hier erlebt, hatte nie eine ihren ſchluchzenden Aufſchrei erhoben. Man hielt ein Katzenrudel, denn aus dem Wallgraben, der den Park umſchloß, ſtiegen Ratten und zernagten die Portieren und Fenſtergardinen im großen Eßſaal zu ebener Erde.

Aber jetzt — horch! Durch die zwei Reihen der uralten Hainbuchen, die ſich wie ein dichtes Dach über den Wallgang diesſeits des Grabens wölbten, fuhr ein halb erſchrockener, halb jauchzender Mädchenſchrei. Aha, da badeten wieder die Hofmägde im Wallgraben! Und die Knechte kamen ihnen dabei über den Hals!

Wenn die Nächte ſo ſchwül ſind und der Ernteſtaub

ſo brennend, dann heben ſich die Leiber, die behend Rock und Hemd abgeſtreift, wie weiße Statuen jenſeits vom dunklen Grabenrain; leuchtend glänzen ſie herüber zu der einſamen Bank, die ganz verborgen ſteht unter den tiefhängenden Buchenäſten.

Das Baden im Wallgraben war dem Geſinde verboten — ob man es anzeigte? Lieber nein! Der Inſpektor war gleich grob, ſchlug darauf los mit der Ledergeſchwänzten oder zog Strafgeld vom Lohn ab. Und wuſch das etwa die Seele rein, die eine Verfehlung auf ſich geladen?!

Ein feines Lächeln überhuſchte für einen Augenblick des Geiſtlichen ernſtes Geſicht. Langſam ſtreckte er die Hand aus, hielt ſie hinaus in die Dunkelheit und zog ſie dann langſam und feſt, zur Fauſt geſchloſſen, wieder an ſich zurück — dieſe Hand, ſo dünn, daß die Adern blau durchſchimmerten, dieſe Hand, zart wie eine ſchöne Frauenhand, dieſe hielt viel!

Ein Atemzug hob die ſchmalſchultrige Geſtalt; ſie ſchien ſich höher zu recken. Die trocknen Lippen mit der unruhigen Zungenſpitze befeuchtend, lächelte der junge Vikar überlegen. Und dieſe Vikarzeit bei dem bäueriſchen, ſtumpfſinnigen alten Propſt von Pociecha, war ſie nicht nur ein Übergang? Was ſollte wohl ein Górka bei den Bauern?! Den Zögling, dem man beim Abſchied vom Seminar von ‚beſonderen Hoffnungen‘ geſprochen, die man auf ihn ſetzte, den Erben eines uralten Namens — freilich nur eines Namens — den Verwandten eines Kardinals, ließ man nicht hier verkommen! Und war nicht die Freundſchaft mit den Garczyńskis ſchon ein Tritt auf die erſte Sproſſe der Leiter? Garczyński

würde keinen andern ſimplen Dorfvikar den ‚hochverehrten Lehrer‘ ſeines Sohnes nennen — da hatten ſich ſchon Einflüſſe von oben her geltend gemacht. Es war kein Genuß, den jungen Boleslaw zu unterrichten, der Junge war ſündhaft faul, — faul wie alle, die einen reichen Vater hinter ſich wiſſen — aber dieſe Zubereitung des kommenden Geſchlechts, das Polens neuen Glanz wieder begründen ſollte, war ein Vertrauensvotum. Polens neuen Glanz begründen — die?!

Haſtig wendete ſich der Einſame um: hatte jemand gelacht? Niemand war da, nur die Nacht auf verfallender Treppe und im verwilderten Park. Nein, dieſe Jungen, die franzöſiſch plapperten bei der Bonne, dann am Wiſſen herumnippten und dann im preußiſchen Drill ihr Vaterland öfter verleugneten, wie Petrus Jeſus Chriſtus, den Herrn, die gründeten kein neues Polenreich, wenn nicht dieſe, dieſe — die Hand wieder ausſtreckend, ſie erhebend in der Dunkelheit, atmete der Prieſter tief auf — dieſe hier ſie ſtützte! — — — —

Vom Dom in der Stadt auf den ſieben Hügeln hallen die Glocken weit ins Land. Der Komornik im langſchößigen Rock, die Kobieta*) im ſonntäglichen Spenzer, das Mädchen mit den vielfarbenen Bändern an der Halsperlenſchnur — Männer, Weiber, Burſchen, Dirnen, Greiſe, Kinder, Abgeſchiedene und noch Ungeborene — alle liegen vor dem Altar im Staub, gehorſam der einen großen, heiligen, unergründlichen Macht — alle, auch dieſe da drinnen!

Der Vikar drehte ſich um nach den Fenſtern des

*) Bäuerliche Ehefrau.

Gartenzimmers — ſie waren nicht mehr erleuchtet, das Spiel hatte aufgehört. Da ging er.

Die Grillen im Gras und Gemäuer zirpten immer ungeſtümer, wie bebend vor Liebesungeduld. Er hörte ſie nicht mehr.

Als er über den dunklen Hof ſtieg, vorſichtig auf den Zehen, und ſeinen langen Rock raffte, daß die Jauche, die floß, den nicht beſpritzte und auch nicht die blanken Schäfte ſeiner Knieſtiefel, hörte er weder das Muhen einer Kuh im dunſtigen Stall, das, halb im Schlaf, begehrend durch die nächtliche Stille rief, noch das heiſre Schnaufen des Bullen an der ihn feſſelnden Kette.

Beim Futterſpeicher begegnete ihm der Stróż, der Nachtwächter. Den Spieß vorgeſtreckt, die trübſelige Laterne hochhaltend, daß ſie doch wenigſtens ein bißchen leuchte, ſchrie der grob den heimlichen Wandrer an: „Wer geht da? Hundeblut, verfluchter Dieb!“

Aber als der alte Mann den jugendlichen Vikar erkannte, ſank er zuſammen wie niedergeſchmettert. Seine von Nachtwachen und Schnapstrinken rotpliérigen Augen verdrehten ſich vor Ehrfurcht; demütig küßte er das Kleid des geweihten Herrn. —

An den Hütten der Komorniks vorbei führt der Weg nach Pociecha. Wie dunkle Haufen liegen die Häuſer niedrig an der Straße; ſelten, daß ein plattes Dach ſich viel höher erhebt als der aus Feldſteinen unſymmetriſch zuſammengetragene Wall, der zu ſchützen hat gegen Sturm und Schnee, gegen Kälte und Sonne. Vorn an der Straße ein paar halb abgeſtorbene Pappeln; hinter den Hütten, als einzig Ragendes, die Stange eines Zieh-

brunnens, der mit seinem gen Himmel gerichteten hohen Arm, daran der Eimer hängt, einem Galgen nicht unähnlich sieht.

Alle Häuser waren dunkel; nur aus einer Stube, in der man fremde Schnitter untergebracht hatte, flinzelte Lichtschein. Die Männer hatten sich schon aufs Stroh gestreckt; mit dem roten Hemd, wie sie's am Tag getragen, angetan, die Fußsohlen gegen das Fenster gekehrt, schnarchten sie alle in einer Reihe. Die Weiber hatten sich noch nicht hingelegt. Sie kauerten bei der Alten um den Kartoffelhaufen, der inmitten des Raumes auf den Estrich geschüttet war, und halfen ihr die Knollen abkeimen zur morgenden Mahlzeit. Eine junge Dirne saß noch und flickte eine Männerhose; ungeschickt hielten die müde gearbeiteten Finger die Nadel. Sie flickte den Riß zusammen, wie man einen Sack flickt, und doch gab ihr das Lämpchen auch hierzu kaum Licht genug. Trüb nur schwelte es durch die Stube, deren Luft dick war vom Dampf der Feuerstelle, vom kellerigen Dunst der keimenden Kartoffeln, vom Schweiß und Staub und Atem der zusammengepferchten Männer und Weiber.

Aber der durchs Fenster lugende Vikar sah's befriedigt: das Lämpchen brannte unterm Muttergottesbild!

Doch gleich darauf fuhr er vom niedrigen Fenster zurück. Ihm war, als sei durchs trennende Glas der geschlossenen Scheibe doch etwas zu ihm durchgedrungen von der verpesteten Luft da drinnen. Verletzt rümpfte sich seine Nase. Eilig lief er, bis ihn die reine Luft der freien Felder ganz umfing.

Durch die Einsamkeit tönte der zitternde Schrei

eines Brachhuhns. Wie, ſchon Herbſt?! Unwillkürlich verlangſamte Górka jetzt wieder ſeinen Schritt, nahm den runden glatthaarigen Filzhut ab und ließ den Tau, der in der großen Stille hörbar tropfte, ſeine Stirn kühlen.

War's möglich, ſchrie der Brachvogel ſchon auf der Stoppel?! Der Sommer war vorbei, und er hatte ihn nicht geſehen, trotz Erntefeldern und Sonnenglut?!

Ein flüchtiges Bedauern huſchte über das ernſte Geſicht und machte deſſen Züge für Augenblicke jugendlich weich. Der Mund öffnete ſich und ſog durſtig die von Grün und Tau vollſatte Luft ein.

Ach, jetzt ſich hinlegen, dort an den Rain unter die Feldblumen, die, wenn der Nachttau ihnen den Staub abgewaſchen, ſo ſüß duften! Horch! Die Grillen ſchrillten noch immer herüber aus dem fernen Park!

Sich umwendend blickte Górka noch einmal zurück nach Chwaliborczyce. Das dunkle Herrenhaus hob ſich nicht mehr ab von der dunklen Fläche; auch der Park, die Hainbuchen und die Pappeln waren zerfloſſen in der Nacht. Doch jetzt blinkten zwei gelbe Pünktchen auf, ſie ſchienen heller und heller — das waren die Lichter im oberen Stock, im Zimmer der gnädigen Frau! Auf einem Nebelſtrahl zitterte der Glanz, flimmernd umwoben, hinaus bis in die Felder.

Mit großen Augen ſtarrte der junge Mann — — jetzt ſitzt die Garczyńska im Seſſel, bereit, ſich von der Zofe das lange Haar auskämmen zu laſſen! Die runden Arme des dienenden Mädchens bewegen ſich zierlich — ah, und jetzt! — die zitternden Strahlen verſchwanden — jetzt hat Staſia die Laden vorgelegt, ihr blonder

Kopf neigt ſich hinaus mit einem leiſen ‚Pſt‘ für den ſie unten erwartenden Inſpektor. — — — —

Ganz dunkel ward's. Wie aus einem Traum auffahrend ſtrich ſich Górka über die taubenäßte Stirn und ſetzte ſich den Hut auf. Nun aber raſch! Piotr Stachowiak, der Propſt, würde heut ſchon vergeblich auf ihn gewartet und noch ein Glas Ungar mehr getrunken haben, zur Tröſtung in ſeiner Vereinſamung.

Wie war es doch geiſttötend, alle Abend bis Mitternacht mit dem Alten Karten zu ſpielen! Aber es half nichts, es war ja nur ein Übergang!

Raſchen Schrittes eilte nun der Vikar, unbeirrt vom Spuk der Nachtebene, der den Bauer ängſtigt, auf Pociecha zu.

* * *

Das blonde Mädchen hatte wirklich die Läden im Schlafzimmer der Herrin vorgelegt, aber dieſe ſchien nicht daran zu denken, ſich zur Ruhe zu begeben, ſehr zum Verdruß von Staſia, die unruhig hin und her trippelte. Heute war Anaſtaſia, ihrer Heiligen Tag, und Pan Szulc, der Inſpektor, wollte den mit ihr feiern. Wie lange das heut wieder dauerte! Zornig biß Staſia die Unterlippe — daß der Teufel ſie alle miteinander holte, die einem im Wege waren! Aber beim armen Menſchen heißt's eben immer: ‚Duck dich!‘

„Die Nepomucena wartet ſchon ſeit einer Stunde,“ wagte ſie endlich leiſe zu ſagen.

„Laß ſie warten!“ Frau Jadwiga, die im Seſſel vor ihrem Bett mit den blauen Seidengardinen ſaß,

hob gähnend die Arme und legte ſie hinter den Kopf. „Ich langweile mich, erzähle mir was!“

„Gnädige Pani ſollten ſchlafen gehen — ich weiß nichts!“

„Ich kann nicht ſchlafen. Wo iſt der gnädige Herr?“

„Er ſitzt im Bureau. Er wird noch dem Schreiber diktieren.“

Frau von Garczyńska zuckte unmutig die Schultern: „Ach, immer dieſe Rechnereien! Ich komme hier um. Wenn wir nur erſt in Poſen wären, beſſer noch in Warſchau, am beſten in Paris! Was würdeſt du ſagen, Staſia, wenn ich dich mit nach Paris nähme? Oder ſonſt wohin, wenn der Herr verkauft hat!“

„Wird der gnädige Herr verkaufen?“ fragte neugierig-haſtig das Mädchen.

„Das gebe die heilige Mutter!“

Die Augen des jungen Mädchens funkelten: ah, das war doch noch eine Ausſicht, dafür ließ man ſich's ſchon noch eine Weile gefallen! Unterwürfig ſchlich ſich Staſia zur Herrin heran und küßte ihr die Hand: „Ich danke der gnädigen Pani tauſendmal! Gott wolle es ihr ſegnen millionenmal, ihr, und an dem gnädigen Herrn, und an dem gnädigen jungen Herrn, daß ſie will an mich denken, wenn es ihr gut geht! Wird der gnädige Herr bald verkaufen, wenn Pani die Frage geſtatten?“

„Ich weiß nicht. Ach!“ Ungeduldig ſeufzend ſprang Jadwiga auf und ging haſtig hin und her. „Sie finden noch immer den geforderten Preis zu hoch. Ja“ — ſie lachte laut auf — „das möchten ſie wohl, ſelber abſchätzen! O nein! Wir gehen nicht ab vom Preis!

Wenn ihnen daran liegt, nun, dann ſollen ſie wenigſtens genug zahlen, dieſe —!“ Sie verſchluckte das letzte Wort.

Die Zofe lachte leiſe. „Gnädige Pani lieben die Schwabby*) ſehr?!“

„Wieſo?“ Die Garczyńska ſah ihre Zofe einen Augenblick hochfahrend an, dann aber lachte ſie, wie dieſe lachte. „Du biſt ein Racker!“ Doch ihr lächelndes Geſicht wurde plötzlich ernſthaft, zornig zog ſie die Brauen zuſammen. „Habe ich etwa beſondere Urſache, ſie zu lieben, he? Und du? Kam nicht deine Mutter zu mir und hat die Hände gerungen: ‚Meine Tochter lernt deutſch in der Schule, wird ſie auch nicht verlernen ihre Mutterſprache?‘ Ach, unſre Männer ſind feige, kein Wort deutſch dürften ſie leiden! Aber ſie laſſen ſich ducken!“

„Ja, Pani haben keine Angſt,“ ſchmeichelte Staſia. „Was wir gelernt haben, verdanken wir allein unſrer gnädigen Herrin!“ Sie küßte, da ſie die Hand nicht wieder erhaſchen konnte, den weiten Ärmel am Negligé der Dame. „Neulich ſprach erſt die Michalina zu mir, als ſie kam auf einen Sonntag, ihre Familie zu beſuchen: ‚Das Glück, was ich gemacht, verdanke ich allein Pani von Chwaliborczyce!‘ Pani erinnern die Michalina, die mit den ſchwarzen Zöpfen, die Enkelin vom Schäfer Dudek und der Nepomucena? Sie ſaß neben mir im Unterricht, den gnädige Pani uns gaben. Es geht ihr ſehr gut, freilich bei deutſcher Herrſchaft, aber —“ ſie zuckte die runden Schultern — „was tun? Man muß mit den Wölfen heulen!“

*) Verächtliche Bezeichnung für die Deutſchen.

„Man muß mit den Wölfen heulen —“ nachdenklich wiederholte die Herrin die Worte der Dienerin — „du biſt klug, Staſia! Es kommt auch nichts heraus bei der offenen Feindſchaft. Ich begreife oft unſre Politiker nicht. Aber iſt es denn nicht auch ſchändlich, wie man uns unterdrückt? Uns, die wir mehr Bildung haben, mehr Vaterlandsliebe, mehr Opferfreudigkeit, mehr Mut, mehr — mehr —!“ Die Stimme verſagte ihr vor Erregung. Sie war ganz blaß geworden, jetzt wurde ſie glühend heiß. Mit dem Fuß aufſtampfend, ſchrie ſie laut: „Und wir haben ſie arglos aufgenommen, gaſtfreundlich in unſer — ja, in unſer Land! Zum Dank dafür wollen ſie uns nun ausrauben, ganz herausdrängen. Aber das gelingt ihnen nicht!“ Leidenſchaftlich ballte ſie die Hände. „Wir Frauen werden nicht müde, wir haben unſern Glauben und —“ haſtig vor den großen Spiegel tretend, ſah ſie ihr Bild vom Kopf bis zu den Füßen und lächelte dann wieder.

„Ich begreife nicht, warum Pani ſich ſo erregen,“ ſagte die Zofe ruhig.

„Was du verſtehſt!“ Jadwiga kehrte ſich vom Spiegel ab und gähnte laut. „Huh, dieſe Nachbarn, gräßlich! Man verbauert hier. Ich werde krank, langweilig, häßlich! Zum Sterben langweilig, wie die Baronowa mit den ſtrohgelben Flechten!“ Sie lachte hell auf: „Als ob ſie einen Stock im Rücken hätte, ſo ſteif iſt ſie! Und unſre Przyborowoer Nachbarn — Gott ſei uns gnädig! Er iſt ein großer Bauer, weiter nichts! Haha! Kriecht dabei um einen Orden — wie alle Deutſchen! Haſt du geſehen, Staſia, wie betrübt er neulich die Augen auf ſein leeres Knopfloch niederſchlug?!“

„Unſer gnädiger Herr hatte alle Orden zum Diner angelegt!“ ſagte geſchmeidig die Zofe.

„Ja, ja, das war ganz nett!“ Jadwiga ließ ſich lachend in ihren Seſſel fallen, aber dann gähnte ſie wieder und ſah mit einem troſtloſen Ausdruck ins Leere. „Das ſind aber doch nur Momente! Das Leben iſt zu eintönig. Ich kann doch unmöglich, wie die Przyborowoer Frau, in hohen Stiefeln durch den Miſt ſtapfen und höchſt eigenhändig die Mägde ohrfeigen!“

„Haha, das tut ſie, ja, das tut ſie!“ Hell lachend ſchlug Staſia die Hände zuſammen, und dann ſchwatzte ſie: „Gnädige Pani wiſſen doch? Der Sohn, was Huſar iſt, der junge Rittmeiſter, der ſoll Vater ſein zu der Michalina ihrem Kind. War die Michalina doch Stubenmädel in Przyborowo. Und da ſoll der Alte, der Herr Keszner, ſie furchtbar geſchimpft und ihr mit dem Stock gedroht haben — aber nur gedroht hat er. Doch die Pani hat ſie beim Arme gekriegt und ihr links eine geſchlagen und rechts eine. Da iſt ſie vor Angſt gelaufen, ſo ſchnell ſie konnte, und hat ſich nie mehr aufs Dominium getraut. Was ſagen gnädige Pani zu der Geſchichte?“ Staſia ſtemmte die Arme in die Seiten und ſah ihre Dame erwartungsvoll an; man merkte ihre Freude, ein wenig ſkandalieren zu können.

„So — nun, und was weiter?!“ Jadwiga gähnte anhaltend. „Man kann hier keinem Menſchen was übel nehmen, dem nicht und auch dem nicht — bei dieſer Langweile! Ach! Doleſchal wäre noch der einzige, der paſſabel ſein könnte!“

„Und hat er ſich in die Pani verliebt?“ fragte vertraulich blinzelnd das Mädchen.

„Du biſt unverſchämt!“ Die Garczyńska zuckte, wie von einer unangenehmen Erinnerung berührt.

Staſia ſchlug die Augen nieder. „Verzeihen gnädige Pani, ich bin nicht unverſchämt. Ich bin nur wißbegierig. Möchte gern wiſſen, ob der große Niemczycer Baron auch ſo leicht zuſchnappt, wie ſo ein kleiner Schwabb. Da braucht's nur einen Blick — nur ein ganz kleines Blickchen!“ Sie lachte ſpitzbübiſch und hob die demütig geſenkten Augen mit drolligem Ausdruck.

Die Herrin war ſchon wieder verſöhnt.

Eine Neigung, mit der ihr Mann ſie oft neckte, zog Frau von Garczyńska zu Staſia. Als Tochter des langjährigen herrſchaftlichen Förſters hatte dieſe von vornherein eine andre Stellung eingenommen als ein gewöhnlicher fremder Dienſtbote. Schon die zierliche Siebenjährige war aufs Schloß gekommen; ſie hatte der Pani Erdbeeren aus dem Chwaliborczycer Wald gebracht und — wenn auch Förſter Frelikowski einſt ‚Fröhlich‘ geheißen — zu den polniſchen Kindern gehört, die den beſonderen Unterricht der gnädigen Herrin genoſſen.

Wenn Garczyński ſeine Gattin mit ihrer Vorliebe für die Förſterstochter neckte und Jadwigas ſchlechter Stimmung war, pflegte ſie von einer Wüſte zu ſprechen, in der man einen grünen Fleck ſchon einen Garten nennt. Dann neckte er nicht mehr, im Gegenteil, er pflichtete ihr bei. Sie hatte recht: wie anders war es früher hier geweſen! Unbefangner der Ton, heiterer die Geſelligkeit, gradezu glänzend! Man hatte ſich amüſiert auf den Bällen in Poſen — auf einem dieſer Bälle hatte er die ſchöne Tochter des reichen Warſchauer Bankiers kennen gelernt, deſſen Reichtum weder noch

deſſen Katholizismus ererbt war — und auch die Kaſinofeſte in der Kreisſtadt waren ſehr angenehm geweſen. Man war eben unter ſich. Aber jetzt —?! Auf dem Lande wenigſtens, eingekeilt zwiſchen deutſchen Beſitzern, war es nicht möglich, exkluſiv zu bleiben. Und immer näher rückte einem Plebs auf den Hals. Wer hatte ſonſt hier kleine Leute gekannt? Leute, die kaum zehn Hektar ihr eigen nannten — oft nicht einmal ſo viel — erhoben jetzt den Anſpruch, wie Beſitzer gegrüßt zu werden. Schmarotzend, wie Milben auf der kranken Roſe, hockten die Anſiedler im Land. Unerträgliche Zuſtände!

Alekſander von Garczyński vergaß ganz, daß in ſeiner Jugendzeit Przyborowo, und vor allem Niemczyce, längſt ſchon in deutſchen Händen geweſen waren; aber er hatte das damals nicht ſo unliebſam empfunden. Woran lag das?!

Nun, woran es auch liegen mochte, jedenfalls jetzt ſo ſchnell wie möglich verkaufen! Und ſo hoch wie möglich! Wenn Garczyński an die Anſiedlungskommiſſion dachte, fühlte er ſich ſehr erleichtert. Überdies waren ihm die letzten Jahre nicht günſtig geweſen, und die Bank Ziemski*) würde nicht in der Lage ſein, ihn ſo mit einem Ruck ſicher hinzuſtellen.

Noch an dieſem ſpäten Abend beſchäftigten ihn ſolche Gedanken. Sie beſchäftigten ihn ſo lebhaft, daß er, trotz der Tinte an ſeinen Fingern und, ohne den Rock zu wechſeln, der von der Nähe des Schreibers unliebſamen Duft angezogen hatte, ſeine Gattin aufſuchte.

*) Polniſche Landbank.

Stasia konnte einen kleinen Freudenschrei kaum unterdrücken, als der gnädige Herr so unvermutet eintrat.

„Soll ich jetzt gehen und die Nepomucena wegschicken?“ sagte sie geschwind. „Sie wartet schon zwei Stunden!“

Aber sie kam so leicht nicht fort, wie sie gehofft hatte.

„Laß sie warten,“ war die Antwort. „Und du warteſt auch!“

„Es ist nur Stasia,“ sagte Jadwiga zu ihrem Gatten, als sie seinen unwilligen Blick bemerkte.

„Ich möchte etwas allein mit dir besprechen!“

„Nun, so sprich doch! Wir sind ja allein. Nun? Was willst du?!“

Sich auf die Seitenlehne ihres Sessels setzend, nahm er spielend ihre Hand. Und dann sagte er ihr, daß er eben vom Schreiber habe ausrechnen lassen, daß Chwaliborczyce im Verkauf so und so viel bringen müsse, wenn der Verkauf lohnen sollte.

„Du bist eine kluge Frau, Jagusia,“ murmelte er zärtlich und küßte ihre Hand. „Und —“ er hielt an und ließ seinen Blick über sie hingleiten mit einem leichten lächelnden Nicken — „du bist eine sehr schöne Frau! Was würdest du davon halten, mein Täubchen, wenn wir die Herren von der Kommission zum Diner einlüden? Doleschal möchte ich auch dazu bitten. Er ist mir wichtig. Er ist mit der Regierung liiert; ich habe gehört, daß er erst neulich in Posen war, beim Oberpräsidenten. Ist dir's recht? Mach's echt national, mein Seelchen: Barschtsch*)

*) Rote Rübensuppe.

und Entenpotrawka und — ach, du wirſt ſchon wiſſen! Und viel alten Ungar! Ich ſage dir, ſie trinken beim Deſſert aus deinem Schuh. Sag, was hältſt du davon?"

„Sehr viel," ſagte ſie lächelnd und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. „Und dann ziehſt du auch mit mir hin, wo mir's gefällt, nicht wahr, Olek?"

Er ſtrich ihr ſacht über die gelöſte Friſur:

„Dein ſchönes Haar!"

„Laß doch!" Ärgerlich bog ſie den Kopf zur Seite; es fing an in ihrem Geſicht zu zucken, als wollte ſie weinen. „Verkaufe doch endlich! Was habe ich davon, wenn's zu ſpät iſt! Sieh, hier" — ſie ließ die Strähnen durch die Finger gleiten — „ich werde grau! Schon lange Fäden! Aus Kummer, aus lauter Kummer! O, unſer armes Polen! Täglich gelobe ich bei der heiligen Mutter: kein Kleid aus Berlin — keinen Hut aus Wien — nicht Wiesbaden, nicht Homburg im künftigen Jahr — nicht einmal in die deutſche Konditorei zu Poſen! Ach, hätte ich dich doch nicht geheiratet! Wäre ich in Warſchau geblieben! Lieber unter Ruſſen leben als in dieſer langweiligen Ödenei!"

Er wollte etwas ſagen, aber ſie ließ ihren Mann gar nicht zu Worte kommen, heftig ſchrie ſie ihn an: „Gedenke deiner Pflichten gegen Boleslaw! Wenn Górka von hier fortkommt, was doch gewiß bald der Fall ſein wird, was dann? Dann iſt alles aus! Dieſe Hauslehrer mit den ſchwarzen Nägeln, die mit allen Mägden herumliebeln — pfui, widerlich! Wir haben das doch vorher, denke ich, zur Genüge durchgemacht. Górka ſagt: ‚die Zukunft Polens iſt in der

Mütter Hand gegeben' — nun wohlan, ich bin eine Mutter! Und ich ſage dir, wenn du nicht bald verkaufſt, ſo ziehe ich allein mit Boleslaw in die Stadt. Ich bin es meinem einzigen Sohn und meinem Vaterland ſchuldig!"

Der Gatte erhob ſich leiſe. Seine Frau auf die Schulter küſſend, machte er keine weitern Unterhaltungsverſuche mehr. Aber er wußte, nun konnte er getroſt die Einladungskarten verſchicken.

„Schlafe wohl, mein Herz! Staſia —" die Zofe fuhr auf — „rufe die Nepomucena!"

Herr von Garczyński ging wieder ins Bureau zurück, wo der todmüde Schreiber noch immer ſaß und jetzt krampfhaft die verſchlafenen Augen aufriß. Die Einladungen wurden noch dieſe Nacht poſtfertig gemacht. —

Oben, ins Zimmer der gnädigen Frau trat derweilen die alte Nepomucena ein; ihr ſchneeweißes Haar war mit Fett unter die Haube geſtrählt, und ſie hatte ſich gewaſchen. Zu den Füßen der Herrin, die regungslos ſaß, das Geſicht in den Händen verborgen, kauerte ſie nieder und begann die Pantöffelchen und Strümpfe abzuziehen. Sacht ſtrich ſie dabei über den hohen Spann und dann über die Waden, immer hinauf, herunter — und wieder: herunter, hinauf.

Seit fünfzehn Jahren, ſeit der Geburt des jungen Panitſch ſchonte die Nepomucena ihre Nägel und nahm ſie in acht, daß ſie nicht immer wieder abſtumpften bei der Arbeit; die Pani liebte das Kratzen mit ſtumpfen Nägeln nicht.

Garczyński hatte ſeiner Frau ſchon mehrmals einen

hölzernen Kratzer mit langem Stiel aus Posen mitgebracht, auch ein Händchen aus Elfenbein mit spitzen Krällchen, auch ein Bürstensystem; aber das Streichen und Kratzen der alten Hand, deren Haut von der schweren Arbeit eines Lebens so rauh geworden wie ein Reibeisen, war nicht zu ersetzen.

Nun schnitt die Filomena, die Tochter der Nepomucena und die Mutter der Michalina, schon ihre Nägel spitz, denn Großmutter Nepomucena fürchtete, daß bald der Tod kommen würde, sie zu holen — und wer sollte dann die Herrin kratzen?!

Auf den schwachen Knieen liegend, bückte die alte Nepomucena ihren alten Rücken geduldig. Wie früher hinterm raschen Schnitter im Korn, so hielt sie ihn in einem fort gebeugt; sie richtete ihn gar nicht auf.

Die Uhr schlug Mitternacht, da ließ sich die Herrin ins Bett helfen. Das Gesicht nach der Wand gekehrt, auf der Seite liegend, ließ sie sich nun auch den Rücken kratzen. Immer auf, ab — ab, auf.

Stasia schlief in einem Winkel. Der hübsche Kopf war ihr hintenüber gesunken — so pflegte sie immer am Abend zu sitzen, ein Fettfleck an der rissigen Tapete bezeichnete die Stelle — sie hielt den Mund halb geöffnet und lächelte wie ein Kind im Traum.

Auch Frau Jadwiga fielen endlich die Augen zu, aber sie riß sie immer noch einmal auf und dehnte und reckte sich im überrieselnden Wohlgefühl.

Die alte Nepomucena kratzte und kratzte — die Waden, den schlanken Rücken herauf — den Rücken, die Waden herunter — auf, ab — ab, auf — hin, her — her, hin.

Mit ſeltſamer Kraft ſtrömte etwas aus von dieſen verarbeiteten Fingern, von dieſer Hand, die noch diente an der Schwelle des Grabes.

4

Wie eine Offenbarung kam es über Herrn Keſtner auf Przyborowo, als er, unter ſeinem Hoftor ſtehend, von Miaſteczko her zwei Wagen in der Richtung nach Chwaliborczyce fahren ſah. Sie nahmen nicht die Straße über Przyborowo-Niemczyce, ſondern den viel ſchlechteren, aber direkteren Landweg quer durch die Felder.

Aha, alſo es war wirklich ſo, die Kommiſſion, die heute vormittag die Parzellierungen beim Städtchen in Augenſchein genommen hatte, fuhr jetzt zu Garczyński?! Ja, der Pole war ein Schlauer, der wußte es geſchickt anzufangen! Und hier waren ſie nicht einmal vorgekommen! Sie hatten Przyborowo links liegen laſſen, als wäre das gar nicht vorhanden!

Der Przyborowoer zog die Stirn kraus: man muß eben Pole ſein, um Seide zu ſpinnen! Dieſe Bevorzugungen von ſeiten der Regierung gingen doch wirklich zu weit: das war ja ſchon das reine Kokettieren!

Die Sonne blendete. Der Gutsherr trat unter die Akazie beim Hoftor, die wenigſtens einigen Schatten gab, und blickte, die Hand über die Augen gelegt, hinaus auf ſein Reich.

Überall Schober. Räder knarrten. Gleich über die Straße weg, drüben auf der erſten Stoppel ſtanden drei

große Weizenſchober, und vier, fünf hochbepackte Erntewagen ſchwankten eben von weiterher noch heran, um auch hier abzuladen. Die Schober ſtanden wie im Feuer; gleich hinter der Stoppel, die mit ſcharfem Rand gegen den Himmel abſchnitt, ſtand das Rieſenrund der Sonne. Als tauchten die Wagen aus der Sonne empor, ſo erſchien es; feinem Geſpinſt gleich hoben ſich die Speichen der Räder gegen die goldrote Scheibe, und die Rothemden, die hoch oben auf dem Korn thronten, flammten. Sie ſtakten die Bunde auf und ſchwangen ſie, mit ſtarkem Arm die Gabel hochhaltend, von oben niederwärts. Jedes Garbenbündel ſchwebte für Augenblicke, wie ein dunklerer Fleck, aber von einer Gloriole umſtrahlt, mitten im Rund der großen Sonne, als teile die ſelber gütige Gaben unendlicher Fülle aus.

Der Przyborowoer rechnete: was koſtete das nun wieder für Arbeitslöhne! War die Ernte geringer, brachte ſie nichts ein — war ſie gut, brachte ſie erſt recht nichts ein. Man wußte wahrhaftig nicht, um was man heutzutage bitten ſollte!

Vor ſich hin grämelnd ſtand er.

Gelächter ſchallte von der Stoppel herüber und dazwiſchen Kommandorufe des Vogtes. Beim neuen Schober tummelten ſich die Arbeiter. Ein paar Abſtakerinnen, die kattunenen Kopftücher tief über die Mützchen gezogen, kamen jetzt in flatternden Röcken gegen das Hoftor geweht mit dem ſtaubigen Wind. Ihre geleerten Waſſerkrüge brachten ſie.

Aber mit ſtrengem „dalli, dalli“ und in die Hände klatſchend, wie man die Gänſe ſcheucht, jagte der Herr ſie zurück an die Arbeit: hier wurde nicht beim Brunnen

gelungert! Keſtner ſchüttelte den Kopf: ja, Thereſe hatte ganz recht, der Hoppe war gar nicht mehr auf dem Poſten, ſeine Ohren und Augen waren nicht mehr ſcharf genug, die Leute tanzten ihm ja auf der Naſe! Wenn der Inſpektor ſchneidig wäre, würden auch die Vögte ſchneidiger ſein — wie dürften die Dirnen ſich ſonſt unterſtehen, mitten aus der Arbeit fortzulaufen?! Ja, wenn man den Szulç aus Chwaliborczyce kriegen könnte! Der verſtand die Bande zu nehmen!

Mit weitausholenden Tritten ſchritt Rittergutsbeſitzer Keſtner über die Straße auf die Stoppel und weiter über dieſe auf den neuen Schober zu. Dieſer fing ſchon an, ſich zu erheben. Die unterſte Runde war bereits gelegt; in der Mitte ſtand ein Rothemd und ordnete die Bündel, und die Mägde fingen an, hinaufzuklettern und die Mandeln feſtzutrampeln. Die Knechte ſtarrten mit lachenden Mäulern nach den vom kitzelnden Stroh zerſtochenen Waden und nach dem, was ſonſt noch zu ſehen war.

„Wlodaſch!“ *) brüllte der Herr mit aller Kraft. „Wlodaſch!“

Der Vogt, der dem eben anrumpelnden nächſten Wagen entgegen gegangen war, kam eilig geſprungen.

„Wlodaſch, daß mir hier ordentlich gerichtet wird! Setzt den Schober nicht auch wieder ſo ſchief wie die andern! Wie ſieht denn das aus? — Wo iſt denn der Inſpektor?“

Der Vogt wußte es nicht.

Natürlich, wo wäre denn je ein Inſpektor da, wo er ſein ſollte! Der Herr ließ die Blicke über die Endloſigkeit ſeiner Felder ſchweifen.

*) Vogt.

Aha, ganz dahinten, wo die Rübenfelder des Vorwerks einen grünen Strich unter dem Himmel zogen, tauchte jetzt etwas auf: ein krabbelndes Käferchen! So langsam, wie eine Schnecke so langsam! Man sah kaum das Sichbewegen der Pferdebeine. Wahrhaftig, nicht mal mehr reiten konnte der! Nein, nein — Kestner schüttelte energisch den Kopf — man mußte hierzuland keinen Deutschen nehmen; der Hoppe hatte sich kolossal früh verbraucht!

Mit einem »padam do nóg« knicksten die Erntearbeiter, als der gnädige Herr musternd seinen Blick über sie hingleiten ließ. Die Männer sahen rotbraun aus, kupfern wie die Indianer; das Hemd stand ihnen auf der Brust offen, die Hosen in den hohen Stiefelschäften waren bei der angestrengten Bewegung gerutscht, kaum hielt sie noch der verschabte Ledergurt, darin der Wetzstahl für die Sense steckte. Auch die Mädchen waren halb aufgelöst. Wie eine Wolke hüllte ein ätzender Schweißgeruch den Schwarm und den Schober ein.

Befriedigt nickte Kestner: die konnten arbeiten! Schafften in einer Stunde mehr als deutsche Leute in dreien!

„Wlodasch, laßt den Leuten heut die doppelte Ration geben! Auch den Weibern das Mäßchen voll!"

Der Vogt bückte sich.

„Ich falle zu Füßen!" Und dann ermunterte er mit einem Blick ringsum: „Pan Keszner gibt euch doppelt so viel Schnaps heut — dalej, dalej*), arbeitet flink! He, aufgepaßt — wir danken!" Er riß den

*) voran!

runden Hut bis zur Erde: „Daß der gnädige Herr lebe!“

Schnaps, die doppelte Ration Schnaps heut?! Alle Hüte flogen herunter. „Wir danken! Daß der gnädige Herr lebe!“

Alle Arbeitenden ſtimmten in den Ruf mit ein; in einem kurzen Aufjauchzen ſchoß das Lebehoch über den Schober. —

Als Keſtner in ſein Hoftor zurücktrat, prallte die Sonne noch ſommerheiß; nur an den verlornen Ähren, die vor den geſchloſſenen Türen der Scheunen zertreten lagen, und an denen ſich eine Schar von Gänſen und Enten, rotgelappter Puten und Perlhühner gütlich tat, merkte man den Herbſt.

Wie ein Ungetüm ſtand unterm ſchindelgedeckten Remiſendach die Lokomobile. Der Monteur aus der Kreisſtadt ſchaffte um ſie, und der Stellmacher vom Dominium leiſtete ihm Handlangerdienſte. Morgen ſollte ſie hinaus und den Anfang machen auf der entfernteſten Stoppel und fauchen und freſſen, ſtöhnen und Garben ſchlucken, als wären's Halme, und ſich ſo immer weiter durchfreſſen, immer näher heran, bis zu den letzten Weizenſchobern auf der nächſten Stoppel beim Hoftor. Ärgerlich genug, daß man ſchon ausdreſchen mußte, aber was ſollte man machen?! Die Scheunen waren geſtopft voll, man würde viel zu früh verkaufen müſſen!

Mit hochgezogenen Augenbrauen ſtand der Przyborowoer vor der mit eiſernen Bändern beſchlagenen Tür ſeines Kornſpeichers und beſah ſich das langgeſtreckte, das einzige maſſive Gebäude des Hofes vom unterſten Mauerſtein bis zum oberſten Dachziegel. Für diesmal

war's viel zu klein — und doch ein andermal wieder viel zu groß!

Die Mauer entlang, auf dem ſchmalen Pflaſterſtreifen, zwiſchen deſſen ſpitzen Steinen Stechapfel wuchs und ſehr viel Brenneſſel, ſaßen Weiber, den Rücken gegen die Speicherwand gelehnt, die Beine platt in den Hof hinaus geſtreckt. Das waren die Frauen der Komorniks, Mütter und Großmütter, die jetzt die Kornſäcke zu flicken hatten, die von den Mäuſen zernagt waren. Alle Säcke würde man brauchen.

„Dalli, dalli," ſagte der Herr wieder. Sein Blick ſtreifte die lange Reihe. Wahrhaftig, da hatte ſchon jede einen großen Topf bei ſich ſtehen! Da würden ſie nun ſofort in den Kuhſtall rennen, ſowie nur die Glocke zur Melke ertönte, gierig auf ihr Deputat — keine kleine Abgabe, dieſe zwei Liter fette Milch täglich!

„Kſch, kſch — wollt ihr gehen?!" Ärgerlich trieb Keſtner das Federvieh auseinander, das um verlorene Körner zankte. Wo war denn die Hütemagd? „Marynka, Marynka! — Unverſchämtes Viehzeug, kſch, kſch!"

Schnatternd watſchelten Gänſe und Enten dem kleinen Pfuhl zu, der, mitten in der grasbewachſenen Narbe des ungepflaſterten Hofes, wie ein rundes, tiefes Loch ſich auftat, während die Hühner verängſtigt umherrannten.

„Kſch, kſch, kſch!" Zornig ſchleuderte Keſtner ſeinen Stock mitten unter ſie — ein junges Perlhühnchen ſank um und ſtand nicht mehr auf. Hatte er nicht ſchon hundertmal befohlen, das Federvieh ſollte ſich nicht hier bei Futterſpeicher und Tennen herumtreiben?! Wie leicht, daß ſie ein Loch fanden, um bequem hineinzuſchlüpfen und zu freſſen und zu freſſen! Das verſtand Thereſe nun

eben doch nicht, im Kleinen mußte auch gespart werden. Die Ausgaben wurden zu groß, — was kosteten die Jungen nicht alles! Es war schrecklich. Sie dachten wohl gar, des Vaters Tasche wäre unerschöpflich?!

Mit einem Seufzer bückte sich der Vater und las eine Handvoll der verstreuten Ähren zusammen. Sie wie einen Strauß in der Hand haltend, blickte er, den Kopf nachdenklich wiegend, darauf nieder.

Die Hühner, die sich vom ersten Schrecken erholt hatten, kamen schon wieder dreist nach dem Futter gerannt; auch die Enten, ein blaugrüner Erpel voran, nahten mit ‚katsch, katsch'. Selbst die Tauben, die bis dahin in ihrem Schlag, der sein hölzernes Häuschen mit dem runden Durchschlupftürchen auf baumhoher Stange beim Pfuhl erhob, gegurrt hatten, ließen sich jetzt nieder vorm Scheunentor wie eine besonnte weiße Wolke.

„Marynka! He, Marynka!"

Laut hallte der Ruf über den weiten Hof und weckte das Echo, das hinterm Kuhstall wohnte. Zum Kuckuck, wo schlief denn die faule Dirne?! Natürlich, die hatte der Hoppe engagiert — wie der Inspektor, so das Gesinde! Hatte denn niemand Ohren?!

„He — pscha krew!"

Vom verborgenen Plätzchen hinter den Pferdeställen kam jetzt ein Fornal*) gestürzt. O weh, der gnädige Herr war böse! Scheu guckte der Knecht. Es war seines Amtes, draußen bei den Gespannen zu sein, aber die noch grünen Winteräpfel und die Mistbeetmelone, die er heut nacht mit dem Stróż zusammen aus dem Herrschafts-

*) Pferdeknecht.

garten geholt, kollerten ihm arg im Leibe. Sich mit beiden Händen raſch die Hoſe hochziehend, ſchnitt er ein vor Schmerz und Verlegenheit klägliches Geſicht.

Aber der gnädige Herr bemerkte es nicht. „Wo iſt die Marynka — he?!“

Der Pferdeknecht atmete erleichtert auf, wenn ihm auch grade wieder ein Schneiden durch den Leib ging wie mit dem Meſſer. „Ah, die Marynka?! Die Marynka, da iſt ſie, beim Kompoſt!“ Der Schmerz verzog ſein grinſendes Geſicht, er verſchwand eilig.

Auch Keſtner verließ geſchwind den Hof; durchs Gittertor mit den Eiſenſpitzen ſchritt er in den Garten. Dort lag hinterm Treibhaus der Kompoſthaufen, an dem Frau Thereſe die Champignons züchtete, die ſie friſch oder auch in Büchſen eingemacht den Söhnen ſchickte.

Wollte das Frauenzimmer, die Hühnermagd, etwa auch Champignons pflücken, jetzt, wo alles draußen auf dem Felde war und ſie ſich unbeobachtet wähnte?! Das wäre! Ganz ſacht ſchlich der Herr ſich heran, den Stock erhoben — weiß Gott, da kniete die Diebin vorm Kompoſthaufen, ganz vertieft in ihre Mauſerei!

„Daß dich die Kurzepluca*) hole! He, du!“

Schwer ließ der Herr ſeinen Stock auf die Knieende niederfallen.

Mit einem erſchrockenen Aufſchrei fuhr die kleine Marynka herum. Ihr Geſicht war ganz von Tränen überſtrömt; ein ſich ſträubendes, junges Perlhuhn hatte ſie unter den Händen, zwiſchen den Zähnen hielt ſie das zum Schlachten beſtimmte Meſſer.

*) kurze pluca = ein Hühnergeſpenſt.

„Werd' ich es ja ſchlachten, gleich, gleich!“ ſchluchzte ſie. „O, mein liebes Hühnchen, ſo jung und ſoll ſchon ſterben! Sagt die Mamſell, gnädige Pani hat beſtimmt dieſes, es muß gebraten werden und fahren weit, wo iſt Deutſchland. Hat es gelbe Füßchen und iſt ſo ſchön ſchwarz und weiß! Ach, Panje Keszner“ — ſie drückte das zitternde Huhn an ihr Kindergeſicht und ſah den gnädigen Herrn unter Tränen blinzelnd und bittend an: „Muß Hühnchen wirklich ſterben?!“

So — hm — alſo Thereſe ſchickte ſchon wieder einen Freßkober nach Berlin? Als ob man da nicht genug zu eſſen kriegte! Der Junge ließ ſich doch wahrlich nichts abgehen! Keſtner zog die Augenbrauen hoch, aber dann ſagte er unwirſch: „Dalli, dalli, laß die Pani nicht warten! Schlachte ſofort das Huhn! Und hier“ — er ſcharrte mit dem Stock — „hier gräbſt du die Eingeweide ein!“ Das gab guten Dung für die Champignonbrut, die wuchs dann reichlicher!

Er ging am Bienenſtand und an den Spargelbeeten, die jetzt in hohen grünen Bäumchen mit roten Beeren ſtanden, vorbei und durch das Blumenrondell zur Veranda auf der Rückſeite des Wohnhauſes.

Die kleine Marynka, das Meſſer zwiſchen den Zähnen, ſah ihm traurig nach. Ach, armes Hühnchen! Wenn ſie „put, put“ gemacht, war es immer zuerſt gekommen.

Unwillkürlich lockerten ſich ihre Hände — mit einem Aufkrähen entwiſchte ihr das Huhn, fort war es, ſaß auf dem Gittertor und drehte ängelnd das Köpfchen, war jetzt ſchon drüben auf dem Hof und ſtob mit geſpreizten Flügeln davon.

Sie war ihm nachgelaufen, die Hände ausſtreckend, um es zu greifen. Über den Hof bis zur erſten Scheune hin ging die Jagd. Es ließ ſich nicht fangen.

„Put, put — put, put!“ Da hielt es zutraulich an, pluſterte ſich auf und pickte ein Körnchen.

Heilige Maria, nein, ſie konnte es nicht ſchlachten! Vater, Mutter waren im Himmel, Hühnchen durfte nicht auch dahin gehen!

Sich niederkauernd beim pickenden Liebling, weinte die kleine Marynka aufs neue bitterlich. Hilfeſuchend irrte ihr Blick über den öden Hof. Da — ſah ſie recht? Wie Sonnenſchein blitzte es plötzlich durch den Schleier ihrer Tränen, ſchnell war ſie auf den Füßen, ſchnell zugeſprungen — da lag was am Boden zwiſchen Unkraut und Spreu, mit gelben Füßchen und ſchön ſchwarz und weiß, und das war ſchon tot!

„Heilige Mutter, heilige Schutzpatronin, du haſt geſehen armes Waiſenkind!“ Entzückt ſtammelte die kleine Marynka; das Meſſer entglitt ihren Zähnen, flugs nahm ſie es zur Hand: raſch das tote Hühnchen noch abgeſchlachtet! Perlhuhn iſt Perlhuhn — wer wird es merken?!

Frau Thereſe war beſchäftigt, auf dem Tiſch der geräumigen Speiſekammer, hinter dem nach dem Hofe herausgehenden ſtark vergitterten Fenſter, die Kiſte für ihren Älteſten zu packen. Er hatte geſchrieben, daß er einem abkommandierten Regimentskameraden ein letztes kleines Frühſtück zu geben beabſichtige. Und das war ſo viel gemütlicher in den eigenen hübſchen Räumen als bei Dreſſel — und auch ſo viel billiger, denn die Mutter ſchickte. Ein Korb Krebſe, in Neſſeln verpackt, kam

morgen früh noch dazu, ‚per expreß‘ zu beſtellen. Löb Scheftel hatte ſich beim Haupt ſeiner Kinder verſchworen, daß er die in der Nacht gefangenen Krebſe bereit halten würde bei Morgengrauen. Dann konnte der Milchjunge ſie bei ihm abholen, vielmehr beſſer, die beiden beſorgten miteinander die Kolli zur Poſt, Scheftel den Milchjungen und der Milchjunge den Löb Scheftel kontrollierend.

Die Krebſe aus dem See von Miaſteczko hatten eine gewiſſe Berühmtheit im Kreis der Kameraden; Frau Thereſe konnte ſchon eine ganze Anzahl von Anſichtspoſtkarten aufweiſen:

‚Der gütigen Frau Mama unſeres lieben Keſtner heißen Dank!‘

Die ſelbſtbereitete Gänſeleberpaſtete — die Mamſell hatte ein Geheimrezept — war auch nicht zu verachten, konnte neben jeder Straßburger beſtehen. Die Entenpotrawka in einem hohen Steintopf, ſorglich mit Pergament verbunden, brauchte nur warm gemacht zu werden; Rebhühnchen, in Weinblättern und Speckſcheiben geſchmort, lagen ein Dutzend bei, und für Paul, der keine Rebhühner mehr ſehen konnte, wurde eben noch raſch ein ganz zartes Perlhuhn abgebraten.

Wenn nur alles gut ankam, die friſchen Butterkuchen nicht zermürbten, die Ananaserdbeeren im dicken Zuckerſaft und die Glaskrauſe mit den Rumfrüchten nicht in Scherben gingen!

Beſorgt packte die Mutter, und ihr ſtrenges Geſicht wurde weich dabei. Der gute Junge, wie würde er wieder ſchmunzeln! Sie ſah ſo deutlich ſein gebräuntes Geſicht mit der weißen Stirn über der roten Attila und

ſeine lachenden Augen. Sie konnte es nicht ändern, der Huſar war nun einmal ihr Verzug; nicht, daß ſie den Referendar weniger geliebt hätte, aber der war ja ſo in der Nähe, kam faſt alle Sonntag von Poſen herüber — und Kornelia? Nun, die war ohnehin ſchon des Vaters Liebling! Frau Thereſe wußte, ihr Mann legte bereits zurück für eine große Mitgift.

Wenn nur der Hoppe nicht ſo abgängig wäre, dann würde man noch beſſer fahren bei den ſchlechten Zeiten! Solange ſie ſelber ihren guten Augen trauen durfte, ging's ja noch an, aber wenn Gott ihr die Kraft nicht mehr ließ, was dann?! Wenn denn durchaus keiner der Söhne Przyborowo übernehmen wollte — und konnte man's ihnen verdenken, daß ſie nicht auf der Klitſche verbauern, ſich nicht in der Provinz vergraben wollten?! — war es das beſte, zu verkaufen. Der Boden war glänzend und noch hoch in Kultur — das liebe Przyborowo, es war einem doch ſehr teuer!

Frau Keſtner verſchloß ihre Vorratsſchränke und hakte die Schlüſſel in ihren Schlüſſelbund; den überließ ſie niemand, auch der Mamſell nur für Augenblicke. Mit dem Bewußtſein, die Kiſte bis zum Rande gefüllt zu haben, ſchritt ſie, ihre ſtattliche Geſtalt ein wenig bückend, unter den ſelbſtgegoſſenen Talglichtern her, die in langen Kränzen von der Decke baumelten, zum Ausgang.

Da hörte ſie ihren Mann aufgeregt rufen:

„Thereſe, Thereſe!“

Gott verhüte, es war doch etwa keine ſchlechte Nachricht von den Jungen gekommen?! Eben hatte ſie den Landbriefträger mit ſeinem Knotenſtock und der umgehängten Poſttaſche vom Hof gehen ſehen.

Sie lief ins Studierzimmer.

Keſtner ſaß auf ſeinem Sofa unter dem Bildnis des Kaiſers und rang nach Luft.

„Da ſiehſt du's nun, Thereſe, da haben wir's — da ſchreibt der Paul ſchon wieder um Geld!“ Er legte den im erſten Ärger zerknitterten Brief vor ſich auf den Tiſch. „Und warum? Hahah!“ — er lachte gezwungen — „weil er jetzt, da er Rittmeiſter geworden iſt, noch ein Pferd haben müßte. Was ſagt man dazu: zwei für ſich, eins für den Burſchen und eins für das neue Break?! Der Junge denkt wohl, ich finde das Geld auf der Straße! Lies nur, lies!“

Sie las, las lange. Die großen ſteilen Schriftzüge waren leicht zu entziffern; viel ſtand nicht auf dem Bogen, aber ſie überlegte bei jeder Zeile: war es wirklich nur wegen des neuen Pferdes, oder hatte er etwa wieder geſpielt?!

Keſtner ſtöhnte: „Da hab ich ihm was von ‚ganz leidlicher Ernte‘ geſchrieben — natürlich, nun wird gleich darauf losgelebt wie ein Wilder!“

„Das kannſt du nicht ſagen, das iſt unrecht!“ Die Mutter hielt ſich den Brief dichter vor die Augen und las und las. „Er ſchreibt: ‚alle andern haben mindeſtens ſo viele im Stall‘!“

„Unſinn! Das ſoll er jemand andrem einreden — mir nicht!“

„Aber da lies doch! Es iſt ihm eben nicht anders möglich!“ Thereſens Stimme klang gereizt. „Baron Kramſtal hat vier, Herr von Korendowski fünf, Graf Dohnat vier, Falk von Falkenſtein fünf! Und der Bleichmeier hat ſogar einen ganzen Rennſtall! Da kann man

es Paul doch wahrhaftig nicht verdenken, daß er nicht gänzlich zurückſtehen will. Du mußt ein Einſehen haben, Moritz! Dann hätten wir unſern Sohn eben nicht Offizier werden laſſen dürfen!"

„Ja, da haſt du recht — hm, ja!" Er nickte mehrmals raſch hintereinander. „Freilich — was ſein muß — hm — muß ſein!" Den Kopf in die Hand ſtützend, grübelte er vor ſich hin.

Thereſe ſtand ruhig und wartete. Sie wußte, er würde ſich ihrer beſſeren Einſicht nicht verſchließen. Sie würde übrigens einmal ſelber Hoppe vornehmen und ſich informieren, was in dieſem Monat einging. Ohnehin wollte ſie ihm ſagen, daß dieſe Verſchwendung von Hofperſonal nicht am Platze ſei. Mochten die Dirnen nur draußen mehr helfen — weibliche Arbeitskraft iſt doch immer noch nicht ſo teuer wie männliche —, wenn zwölf zur Melke daheim blieben, war's reichlich genug. Die zwölf konnten ſiebzig Milchkühe bequem ſchaffen — mochten ſie ihre Daumen brauchen! Und die Hühnermagd konnte noch die Schweine mit übernehmen — Hühner machen ſo gut wie keine Arbeit. Man mußte ſparen an allen Enden!

Ihre ſcharfen Augen gingen durchs Fenſter auf den Hof, deſſen Breite, mit dem Tor in der Mitte, man bequem vom Studierzimmer aus überſehen konnte. Und noch weiter ſah man: wie ein Bild, von den Pfoſten des offenen Hoftors eingerahmt, ein Stück der Felder, ſich in den Himmel verlierend.

Auf der baumloſen Fläche, dunkel gereckt, ragte am Horizont der Turm von Pociecha. So hatte man den immer geſehen all die fünfunddreißig Jahre, die

man hier gewohnt! Er würde einem ordentlich fehlen. Aber daß sich da jetzt noch Ziegeldächer erhoben — wenn die Sonne darauf schien, blendeten sie — das war störend!

„Du," sagte Frau Kestner plötzlich und wendete sich ihrem Manne zu, „ist es wahr, daß der Niemczycer mit den Ansiedlern fraterniſiert? Er soll immer hinfahren, sich um jeden Quark kümmern, als wär's seine eigene Angelegenheit. Wenn Scheftel das Fleisch in die Küche liefert, erzählt er immer der Mamsell — natürlich, der Jude ist entzückt von so was! Ich muß gestehen, ich hätte Doleschal für innerlich vornehmer gehalten. Man sieht, das Hochnäsigsein ist noch lange nicht Vornehmheit!"

„Ein Esel ist er!" Unwirsch fuhr Kestner auf. „Proletariat ladet er uns auf den Hals! Was sollen wir mit den Leuten? Zu Arbeitern sind sie viel zu anspruchsvoll, sie hetzen uns nur unsre eignen Leute auf. Hätte sich wohl früher einer von den Hiesigen unterstanden, zu sagen: ich will nur bis acht Uhr arbeiten?! Bis die Sterne am Himmel standen, bei Mondschein noch haben unsre Sensen gemäht! Die Russen, die im Akkord sind, hauen sogar die ganze Nacht durch, wenn's sein muß. Und Sonntag, Sonntagsruhe — ei, daß dich!" Er zog die seidene Mütze herunter, die er immer trug, sowohl im Hause als auf dem Hofe, und warf sie auf den Tisch. „Nun muß man ruhig zusehen, wie einem das ganze Getreide verpladdert!"

„Rege dich nicht auf," bat Therese. „Jeder vertritt eben, was er für gut hält!"

„Gut hält — gut hält! Kann ich denn tun, was ich für gut halte?! Wie ein Spürhund ist die Regierung einem auf den Hacken. Und der Doleschal macht den

Aufpasser. Ich werde es aber Paul sagen, daß mir die dicke Freundschaft mit dem nicht paßt! Wenn wir uns hier zusammenschlössen, alle an einem Strang zögen, dann möchte ich doch sehen, wer die Karre anders schöbe?! Aber Doleschal ist liiert mit dem H-K-T — seit der gegründet ist, ist alles zugespitzt. Es ist einfach nicht mehr auszuhalten!"

„Ja," sagte sie rasch, „es wäre das beste, wir verkauften, dann wissen doch auch die Kinder, woran sie sind!"

„Nun natürlich!" Er stand auf und ging an seinen Geldschrank. Umständlich schloß er auf. Und dann entnahm er einem besonderen Kästchen einen Schein. „Da, schick das dem Jungen!"

„Aber nicht von Miasteczko aus," grämelte er nach einer Pause, in der er dagestanden und starr in den noch geöffneten Geldschrank hineingeguckt hatte. „Es wird sonst gleich ruchbar. Ich mag nicht, daß sie wissen, was ich verschicke. Man wird so wie so immer überschätzt!"

„Ich werde morgen nach der Kreisstadt fahren — schade, daß es heute zu spät ist! — und von da schicken, per eingeschriebenen Brief. Bei der Gelegenheit fahre ich bei der Landrätin vor; ich will ihre Kinder in den Herbstferien zu uns heraus laden."

„Die Kinder — in den Ferien?" Sein Gesicht wurde lang. „Muß das sein?!"

„Ich bitte dich, Moritz, es muß nicht grade sein, aber" — eine kleine, ungeduldige Röte stieg in ihr Gesicht — „wenn wir verkaufen wollen! Und — da es mir gerade einfällt —, du hättest auch längst mal einen Besuch bei Doleschal machen können! Garczyński ist

zehnmal klüger — neulich ſollen ſie ſogar zuſammen ſpazieren gefahren ſein. Das weißt du doch ſelbſt ganz gut, wie man ſich heutzutage dazuhalten muß!“

„Gott weiß es — das muß man!“ Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Über den Hof kam jetzt der Inſpektor Hoppe. Breitbeinig ging er, man ſah's, er war ſteif vom Reiten.

Thereſe, die ſchon im Gehen begriffen war, zögerte noch. Da konnte ſie ihm ja gleich wegen morgen ſagen!

Hoppe trat zugleich mit ſeinem Klopfen ein; mit den ſchweren, vom Ackerſtaub wie mit grauem Mehl beſiebten Stiefeln tappſte er achtlos in die Stube.

Ein unwilliger Blick der Gutsherrin traf ihn: hatte der denn noch immer nicht gelernt, eine ſaubere Diele zu ſchonen? Womöglich lief er ſo auf den Teppich! Und nicht einmal die Mütze nahm er ab!

Die Miene des Inſpektors war erregt, die Zornesader ſeiner Stirn dick geſchwollen; aber um den Mund lag Bekümmernis. „Herr Keſtner,“ ſagte er haſtig, „kommen Sie doch, bitte, mal 'raus! Herr Keſtner, beim neuen Schober machen ſie Skandal!“

„Wo, wer? Ach was!“ Ungläubig ſah ihn der Herr an.

Frau Thereſe lächelte ein wenig ſpöttiſch: da wurde mal wieder aus der Mücke ein Elefant gemacht!

„Herr Hoppe,“ ſagte ſie, „ich brauche morgen den Landauer. Bitte, um zwei Uhr! Und ſchicken Sie gefälligſt den Milchwagen ſtatt um vier ſchon um drei Uhr nach Miaſtecko. Eine Kiſte muß zur Frühpoſt zurecht kommen!“

Er hörte ſie gar nicht. „Sie glauben es nicht, Herr Keſtner?! Sehen Sie!“ Er nahm die Mütze ab. Über den grauen Kopf, mitten herüber, lief eine tüchtige Schmarre; das Blut war geronnen und hatte ringsum die Haare verklebt. Der wetterharte Mann ſchloß einen Moment wie im Schmerz die Augen, und dann machte er ſie groß und vorwurfsvoll auf. „Sie haben den Leuten die doppelte Ration Schnaps geben laſſen, Herr Keſtner! Auch den Weibern! Nun ſind ſie aus Rand und Band. Halb acht Uhr Arbeitsſchluß wollen ſie jetzt haben. Der Vogt hat mich zu Hilfe gerufen, er iſt ihnen nicht gewachſen.“

„Und Sie auch nicht,“ brüllte der Przyborowoer. „Dummes Zeug! Warum haben Sie nicht drunter gehauen?“

„Ich habe.“

„Aber wie! Ich weiß ja, es widerſtrebt Ihnen. Sonſt wäre die Sache ſofort erledigt geweſen! Alſo heute abend gibt's keinen Gurkenſalat fürs Geſinde und die ſaure Milch pur zu den Kartoffeln! Und den Komorniks erlaube ich es nicht mehr, eine Sau zu halten, wenn ſie nicht kuſchen. Über den Scheffel Weizen reden wir auch noch einen Ton zuſammen. Und den Wanderarbeitern, den Ruſſen, ſagen Sie nur: paſcholl! Einfach: paſcholl!“

„Herr Keſtner, wir brauchen aber die Leute — alle Leute!“

„Ach was! Offner Aufruhr — was wollen Sie denn?“ Er zeigte auf des Inſpektors blutrünſtige Schmarre. „Sie ſind Zeuge. Na, die haben Ihnen ja ordentlich eins ausgewiſcht! Mütze vom Kopf 'runter geſchlagen,

und dann mit der Gabel gestochen — was? Und die Weiber waren natürlich die tollsten! Haha, kenne ich! Auf mich sind auch schon mal ein paar Abstakerinnen losgegangen — wegen 'ner Lappalie, sozusagen aus Übermut — ich habe sie aber umgeritten, und nachher waren wir gut Freund. Wie die Kinder sind sie, wie die Kinder. Nicht wahr, Therese?"

Frau Kestner nickte stumm. Sie ärgerte sich über den Inspektor.

Der Gutsherr hatte sich nach und nach beruhigt. „Keine Sorge, Hoppe, die Kerle laufen nicht fort — wohin sollen sie denn auch jetzt? Nur immer gedroht: Ruhe, sonst pascholl! Ich brauche nur zur nächsten Behörde zu schicken, und — eins, zwei, drei — über die Grenze sind sie per Schub!"

Der Inspektor sah vor sich nieder; er ging noch nicht, es kämpfte noch in seinem Gesicht. „Wenn die Weiber wenigstens um halb acht aufhören dürften! Es sind Mütter darunter von ganz kleinen Kindern. Und die Arbeit ist schwer!"

„Lieber Hoppe, tun Sie mir den Gefallen," — verdrießlich faßte sich der Przyborowoer an die Stirn — „kommen Sie mir nicht mit den Geschichten! Die Leute sind an Arbeit gewöhnt. Um acht Feierabend! Nicht früher! Sagen Sie ihnen das! Die Leute müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!"

Schwerfällig wandte sich der Inspektor zur Tür.

„Bitte, einen Augenblick!" Frau Kestner hielt ihn noch zurück. „Also der Milchwagen fährt morgen um drei statt um vier, nicht wahr?"

„Schon um drei?! Gnädige Frau," — er sah sie

verdutzt an — „dann müßten die Mägde ja schon um zwei in der Frühe zur Melke aufstehen?“

„Es muß unbedingt etwas zur ersten Früh-Post zurecht kommen!“ Die helle Röte stieg ihr ins Gesicht, und der Ton, in dem sie jetzt sagte: „Um zwei nachmittags den Landauer mit den beiden Füchsen für mich!“ hatte nichts mehr von einer Bitte an sich.

Sie sah nach ihrem Manne hin: würde der den Inspektor nicht zurechtweisen?

Hoppe hatte einen ungeschickten Abschieds-Diener gemacht, aber er blieb noch immer stehen wie angewurzelt. „Herr Kestner,“ sagte er jetzt leise, aber es zitterte etwas in seiner Stimme, „könnte die gnädige Frau nicht vielleicht an einem andern Tag fahren? Muß es grade morgen sein?! Die Gespanne haben dringend zu tun. Das Wetter droht umzuschlagen. Ich brauche alle Pferde — auch die Kutschpferde — sie müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!“

Kestner zögerte; der Einwand leuchtete ihm ein, Frau Therese sah's an seiner gerunzelten Stirn und dem verlegenen Blick. So mahnte sie schnell — der Schein brannte sie förmlich in der Tasche —: „Moritz, bedenke, Paul wartet!“ Und dann sagte sie, mit einem verabschiedenden Neigen des Kopfes: „Überhaupt Feldarbeit ist viel zu schwer für die Füchse, die müssen geschont werden!“

5

Wie der Inſpektor auf Przyborowo gefürchtet hatte, ſo war es bald danach eingetroffen. Das Wetter war völlig umgeſchlagen. Regen hatte der Lokomobile den Atem ausgeblaſen, tot ſtand ſie unterm Schuppendach.

Landregen. Regen am Morgen, Regen am Mittag, Regen am Abend, Regen den ganzen Tag. Und Regen die ganze Nacht. Er trommelte nicht auf die Dächer im plötzlichen Guß, hart und heftig; nein, friedlich rauſchte er, gleichmäßig ſacht wie ſtilles Meer, das an Inſeln wäſcht.

Alle Höfe ſind ſpiegelnde Seen, die Ställe nur watend zu erreichen; ſelbſt der Herrenhäuſer Treppenſtufen bis hoch hinauf beſpült. Aus allen Dachrinnen gießen Bäche, ſchwimmenden Blumentellern gleichen die Rondelle der Gärten, tiefgeneigt, beſchwert von den Himmelsfluten ſind die Bäume des Parkes. Von Näſſe dampfer die Hütten der Komorniks, der Rauch der Schlöte iſt niedergedrückt von der ſchweren Luft, der Acker weich zum Verſinken. Zähſchlammiges, mooriges Land ſind Wege und Pfade, kein Vorwärtskommen gibt's für die Räder, keinen feſten Grund für den Fuß. Waſſerſchleier liegen über Stoppel- und Rübenfeldern; faſt ertrunken ſind die Rebhühner und jungen Häschen, die

Schutz geſucht haben in den Furchen. Laſtende, einſchläfernde Regenmüdigkeit liegt über Anſiedlung und Dorf. Kein Ton erklingt auf den Feldern, kein Zuruf, kein Peitſchenknall; nur die Glocke im Turm von Pociecha-Dorf ruft.

Der Przyborowoer ſtand am Fenſter ſeines Studierzimmers und ſah durchs Hoftor hinaus in die Waſſerweite. Seine Ernte war drin, Gott ſei Dank! Was die Scheuern nicht zu faſſen vermocht, das ſtand draußen in den Schobern, geborgen unter ſtrohernem Schutzdach. Und für die Rüben war der Regen ſogar ſehr erwünſcht, jämmerlich ſchlapp hatten die gehangen; jetzt aber ſtanden ſie aufgereckt, glänzend und friſch grün mit ihren erquickten Blättern. Seit den letzten drei Tagen ſah man ſie wachſen. Nur nicht zu lange durfte der Regen anhalten, ja nicht zu lange! Ob der Chwaliborczycer auch alles drin hatte? Und der Niemczycer?!

Ein behagliches Lächeln glitt über Keſtners Geſicht: der Niemczycer ſollte ja noch was draußen haben in Mandeln — na, das konnte er wohl in den Schornſtein ſchreiben! Nun zeigte es ſich mal wieder, was bei dem früh Feierabendmachen herauskommt und auch, was ein Landwirt, der auf dem Platze iſt, zu leiſten imſtande iſt! Freilich, der da oben — er ſandte einen Blick hinauf zum Himmel, der dicht und gleichfarben wie ein Sack tief niederhing — der mußte ſeinen Segen dazu geben!

Noch kein Schieben in den Wolken?! Donnerwetter, da mußte ſich aber doch bald der Oſtwind aufmachen und klären, ſonſt kriegten die Rüben zu viel Waſſer. Und die Kartoffeln, — ſorgenvoll ſchaute der Landwirt auf einmal drein — an die durfte man gar nicht

denken! Die faulten ſicher! Ein Hundewetter war's, ein ganz miſerables Hundewetter, zum Verzweifeln!

Mit finſterem Blick ging Keſtner zur Stubentür, und dann auch zur Haustür hinaus und ſtapfte, trotz des ſtrömenden Regens, mitten durch hochaufſpritzende Pfützen zum Hoftor. Unter der triefenden Akazie hielt er Umſchau: troſtlos, keine Beſſerung zu hoffen! Niemczyce ganz verhangen, nicht mal der Łysa Góra zu ſehen! Auch gegen Chwaliborczyce zu war alles grau. Na, die Garczyńskis würden ſich auch ſchön langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heute nachmittag zu ihnen hinüber zu fahren — die Füchſe würden ſchon durchkommen. Was mochte der Pole wohl neulich bei der Kommiſſion erreicht haben? Ob ſie ſchon miteinander einig waren? — — Wirklich, freundnachbarlicher Beſuch war noch die einzige Rettung bei dieſer Sündflut! —

‚Wie bei der Sündflut‘, ſo dachte auch die Garczyńska. Sie ſtand am Fenſter und ſah hinaus, umflorten Auges. Was ſollte ſie beginnen, womit ſich die Zeit vertreiben?! Das Rauſchen des Regens hatte ihren leiſen Schlaf geſtört, früher als ſonſt war ſie aufgewacht. Sie hatte gefrühſtückt, Klavier geſpielt — o wie langweilig! — ſie hatte ſich von Staſia etwas erzählen laſſen, dann im Miſſionsbuch der Redemptoriſten-Patres geleſen, das Górka ihr gebracht, auch im neueſten Sienkiewicz geblättert, den er ihr empfohlen — ach, auch ‚Quo vadis‘ langweilte ſie heut. Draußen war eine Waſſerwüſte, und alles öde, öde, öde.

Sie gähnte. Ein Wind hatte ſich plötzlich aufgemacht und ſchüttelte die ſchon lang nicht mehr ausgeholzten Wipfel des Parkes, daß dürre Zweige praſſelten.

Ha, auch so schütteln und rütteln können! Hei, der Wind hatte Gewalt — sieh, jetzt mußte sich der schlanke Stamm beugen, der dort ganz allein stand und sich nicht an andre Bäume lehnte! Krach — hei, nieder mit ihm auf die Kniee! Auf die Kniee!

Ein grausames und doch wollüstig-weiches Lächeln öffnete die Lippen der Dame. In der nervösen Unruhe, die sie immer peinigte, wenn draußen stark der Wind ging, eilte sie von Fenster zu Fenster. Noch immer nichts zu sehen! Doch da — halt — was zeigte sich da auf dem Łysa Góra, dessen Kopf sich jetzt eben aus Regenschleiern wickelte? Neben der einsamen Kiefer, die man immer dort ragen sah, flatterte heute etwas in der bewegten Luft, nickte, wehte, winkte wie ein Gruß. Ein Gruß!

Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, die Augen bekamen Glanz. So nah schien ihr heute der Berg gerückt — sie streckte die Hände aus — und dahinter lag Niemczyce! Heute bei dem schlechten Wetter würde der Baron gewiß zu Hause sein, heute traf man ihn auch daheim, nicht bloß die langweilige blonde Frau!

Jadwiga öffnete das Fenster, nicht achtend, daß der Regen die vielen Wellen ihres Haares verdarb, die Stasia so sorgfältig gebrannt hatte. Sie strengte die Augen an: was, was ließ denn nur der Baron da oben wehen? Wem galt das Zeichen?! Ah — eine jähe Enttäuschung legte sich über ihre Züge — eine Fahne war es, schwarz-weiß-rot!

„Pfui!“ Zornig klirrte die Garczyńska das Fenster zu. Daß ihr das auch nicht eingefallen war! Heute war ja der Tag, jener Tag, an dem die Deutschen einst den

französischen Kaiser gefangen hatten. Und den feierte der deutsche Baron wieder — wie geschmacklos! — und gab der Nachbarschaft ein Ärgernis.

Heftig riß sie am Klingelzug. Als Stasia kam, ließ sie sich ein schwarzes Kleid bringen, ein Trauerkleid mit Crepe — sie hatte es unlängst um ihre Mutter getragen — und legte es heute wieder an und hatte heute auch Tränen in den Augen.

* * *

Die Garczyńska hatte recht gesehen, auf dem nackten Sandbuckel des Łysa Góra wehte die deutsche Fahne.

Doleschal hatte sie aufrichten lassen, trotzdem es eine große Mühe gewesen war, die Stange in dem vom Regen unterspülten, rutschenden Sand festzurammen. Er selbst war mit den Arbeitern hinaufgegangen. Und als sie nun die Arbeit vollbracht — selbst der deutsche Stellmacher Krauz hatte im strömenden Regen dabei geflucht — war er allein noch oben geblieben.

Schlapp hing der Wimpel an der Stange nieder, schwer von Nässe; aber nun kam hilfreich ein Wind, hob mit starkem Atem das Tuch in die Höhe und blähte es lustig. Die deutsche Fahne flaggte vom Hügel weit ins flache Land.

Hanns-Martin hatte den Arm um die Stange geschlungen. Ihm war, als müßte er, wie einst als Knabe, fröhlich die Mütze vom Kopf reißen und sie mit ‚Hurra' schwenken.

Siehe, es hatte genug geregnet! Auseinanderweichend zeigte plötzlich das Wolkengefüge, das so undurchdringlich

geſchienen, einen fein-blauen Streif. Es war doch kein Landregen geweſen, nur der Nachregen eines Gewitters, das irgendwo fern niedergegangen. Schon hoben ſich die ſchweren Nebel von den Äckern, zerriſſen vom ſtöbernden Oſt. Es war kühler geworden, faſt kalt, aber wie lange noch, und die Sonne würde auch wieder kommen und wärmen. Wind und Sonne, die trocknen raſch.

Der Niemczycer drehte den Kopf nach der Richtung, wo er ſeine letzten Mandeln liegen wußte. Morgen wurden die umgeſtellt, heute nicht; heute war Feſttag, Ruhetag wie ein Sonntag! Nun, die paar Mandeln würden ja auch noch trocken hereinkommen!

In einem Gefühl großer Sicherheit ſah er zu dem ſich immer mehr und mehr lichtenden Himmel auf, und dann hinaus ins weite Land, in die Rieſenebene bis gen Rußland und dann zurück auf ſein Deutſchau. Schöner lag kein andres Herrenhaus und auch ſtolzer keins auf vorgeſchobenem Poſten!

Es war eine Verantwortung, die der Vater, der jetzt längſt am See unterm Stein ſchlief, mit Deutſchau auf ſeine Seele gelegt; aber auch eine Genugtuung. Damals freilich, als der Tod des Vaters ihn jäh vom Regiment abberufen, hatte er nur die Verantwortung gefühlt — achtundzwanzig Jahre, ſo jung noch, und ein ſo großes Gut und ſo ernſte Zeiten! Aber jetzt? Zwölf Jahre ſeitdem allein gewirtſchaftet und jeden Fußbreit Erde lieben gelernt, noch ganz anders lieben, als der Knabe den Boden geliebt, auf dem er geſpielt. Hatte er doch darum gekämpft in Sonnenſchein und Regen, in hellen und dunklen Tagen, in guten und ſchlechten Ernten, gekämpft auch darum gegen Böswilligkeit

und Unverſtand! Ja, die Zeiten waren noch dieſelben geblieben, immer noch ernſt, dem Anſchein nach jetzt faſt wirrer noch, aber — Gott ſei Dank! — es waren Männer aufgeſtanden, die die Fahne des Deutſchtums hochhielten, unentwegt!

In einem jäh aufwallenden Gefühl ſchoſſen ihm Tränen in die Augen, aber er wiſchte ſie haſtig weg. Pfui, ein Mann auf der Höhe des Lebens und noch weinerlich wie das Jungchen, das Pelaſia einſt an der Windel gegängelt?! Mochte man ihn lieber für kalt halten und für hochmütig dazu — er wußte es, Paul Keſtner hatte es ihm lachend erzählt —, lieber dafür gelten, als aller Welt zeigen, wie empfindlich man iſt, ſchier überempfindlich, zum Darunterleiden! Selbſt Helene durfte nicht alles merken — war es Rückſicht, war es eine gewiſſe Scham? — ach, nur ja nicht an alles rühren, es war ihm peinlich, wenn ſie auch ſeine Frau war und dazu eine Frau, wie es keine zweite mehr auf Erden gab!

Mit einer tief innerlichen Begeiſterung dachte er ihrer. Das hätte er ſelber nicht geahnt, als er ſich damals auf ſeinem letzten Hofball in das ſchüchterne, blonde Landfräulein mit der herben Jugendſprödigkeit verliebte, daß er ſo glücklich werden würde! Die herbe Jugend war mütterliche Weichheit geworden, die mädchenhafte Schüchternheit vornehme Zurückhaltung.

„Meine Frau! Meine Kinder!“ Er ſagte es innig vor ſich hin. Die Fahnenſtange loslaſſend, fügten ſich ſeine Hände ineinander. Wäre es nicht recht und billig, heute nachmittag, wenn alle, Männer und Weiber, Knechte und Mägde und hintennach noch die Kinder,

wenn alle, alle kamen im höchsten Putz, die Erntekrone zu bringen, und er dann von der Freitreppe ihnen entgegentrat, auf die zu deuten, die neben ihm stand? Hinzurufen über all die lauschend gereckten Köpfe:

‚Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen!‘

Und wenn dann alle gaffen würden mit verdutzten Blicken, die Mäuler offen, dann müßte er weiter sagen von der Frau, die ihrem Manne Liebes tut und kein Leid ihr Lebenlang, die mit Wolle und Flachs umgehet und Garn arbeitet mit ihren Händen, die vor Tags aufsteht und Speise gibt ihrem Hause und Essen ihren Dirnen, die an den Acker denket und gürtet ihre Lenden mit Kraft, die ihre Hände ausbreitet den Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen — die ihren Mund auftut zu holdseliger Lehre, daß ihre Söhne aufstehen und preisen sie selig!

Er lächelte: und die Krone reichen würde er ihr, die — ach nein, das blieb doch besser ungesagt! Sie würden ihn ja auch gar nicht verstehen.

Aber von anderm wollte er zu ihnen reden, das ihm gleich teuer am Herzen lag. Nicht umsonst hatte er den letzten Augustsonntag, den hergebrachten Tag des Erntefestes verstreichen lassen und den heutigen gewählt — Sedan! Wann konnten Deutsche wohl je freudiger singen: ‚Nun danket alle Gott‘!?

Heiter summend stieg der Niemczycer vom Hügel herab. —

Es wurde ein Sonnentag, als hätte der Morgen nicht noch mit nassen Füßen im Schmutz gestanden. Als am frühen Nachmittag die Niemczycer in den Hof

einzogen, der älteste Vogt, auf hoher Stange die bändergeschmückte Erntekrone tragend, voran, tanzten Sonnenkringel über die in aller Eile aufgeschlagenen Bänke und Tische. Hier auf dem Hof sollten sie feiern, nicht im Krug, so wollte es der Herr.

Er selber stand mit der Frau auf der Freitreppe. Helene lächelte glücklich. An ihr Kleid drängten sich die Knaben, alle stramm in blauen Matrosenanzügen, nur der kleinste trug noch sein weißes Mädchenröckchen. Fünf Knaben — und doch sprach die Rosalka, des Vormähers Kurek hübsche Tochter:

„Wir wünschen der Pani 'nen goldenen Tisch,
An allen vier Ecken gebratenen Fisch,
Wir wünschen der Pani 'ne goldene Kron,
Und übers Jahr einen jungen Herrn Sohn!"

Die hübsche Rosalka in der weißen Tüllschürze, viele Bernstein- und Korallenperlen um den Hals, unzählige flatternde Bänder über dem Rücken, stammelte, blutrot im Gesicht, mit ungelenker Zunge die mühsam erlernten Verse; hart klang das Deutsch in ihrem Mund und die ‚r's' rollten.

Aber Helene erklang der schon oft gehörte Reim heute lieblicher denn je, und das schneeweiße Huhn mit den rosenroten Bändern um die Flügel und dem Goldschaum auf dem Köpfchen, das ihr das Mädchen mit Knicksen bot, hatte ihr nie so hübsch gedeucht.

Jubelnd empfingen die Knaben ihre geschmückten Täubchen; der älteste aber, der zukünftige Herr, hielt stolz seinen buntschillernden Gockel.

Der erste Vogt hatte vor dem gnädigen Herrn das Knie gebeugt:

„Nach den ſchweren Erntetagen,
Hab die Ehr, ein Wünſchchen ich zu ſagen —“
— — — — — — — — — — — — — —

Der Mann ſchwitzte; erklang nur irgendwo ein Räuſpern oder Fußſcharren, ſo kam er aus dem Konzept. Die ſchon oft gelernten Reime machten ihm jedes Jahr wieder neue unüberwindliche Schwierigkeiten.

„Wir wünſchen dem Herrn für ſein ferner Leben
Viel Glück und reichen Erntеſegen!
Nehm' er die Krone als Unterpfand
Aus einer braunen Schnitterhand!“

Nun war er glücklich zu Ende.

Freundlich ernſt ſchauten die Herrſchaften drein. Helenens Blicke ſuchten die ihres Mannes. Eine tiefe Befriedigung kam über ſie beide, und ihre Herzen waren voll Dank: wieder ein Erntefeſt, golden der Tag, golden die Ähren der Erntekrone!

Die Krone war ſchier ein Wunderwerk. Die alte Repomucena, des Dudek Frau, war eine Meiſterin in der Kunſt des Kronenwindens. Kein Gut in der Runde — ob polniſch, ob deutſch —, dem ſie nicht die Erntekrone flocht; ſchon wenn das Korn noch Saat war, erhielt ſie die Beſtellungen. Diesmal aber hatte ſie ſich ſelbſt übertroffen.

Drei Reihen von tieffarbenen Weizenähren übereinander, durch Stäbe in hellerem Roggen- und Gerſtengelb verbunden, umzittert von den vergoldeten Samenkapſeln des Flachſes und den ſchlanken Tropfen des Hafers, bildeten die Krone. Die Krone der Kronen war ihr hierdurch geglückt — die Form der Tiara. Selbſt das Kreuzchen fehlte nicht oben darauf, von roten Beeren gereiht. Stolz ſtreckte der Vogt das Meiſterwerk dem Herrn entgegen.

Eine plötzliche Verſtimmung legte ſich über des Gutsherrn Geſicht; unter zuſammengezogenen Brauen ſah er auf die Krone.

Fragend, um Ausrufe der Bewunderung betrogen, ſtarrten ihn ſeine Leute an: warum gefiel ſie dem gnädigen Herrn denn nicht, war ſie nicht ſchön, trug wohl der heilige Vater eine ſchönere auf ſeinem heiligen Haupte?!

Da gab Doleſchal ſie raſch ſeinem Älteſten, daß er ſie hineintrage. Und wie ſie ihm aus den Augen war, war auch die Verſtimmung fort. Gewiß, die diesjährige Erntekrone war ſchön, ſehr ſchön! Flatterten doch auch luſtige bunte Bänder von ihrem unterſten Rand; und ſie ſollte auch wieder an Stelle der vorjährigen überm Eingang zu ſeinem Zimmer prangen. Ja, die Leute hatten es ſehr gut gemeint!

Und er dankte ihnen. Seine Stimme ſchallte von der Freitreppe hinunter über den Hof und klang deutlich bis hinüber zu den Wirtſchaftsgebäuden. Mochten es alle hören! Die Türen der Ställe ſtanden offen; das Muhen des Rindviehs hörte auf, beim ſchläfrigen Wiederkäuen geſtört von der lauten Stimme.

„Leute, ich danke euch! Wie ſchon manches Jahr, ſo auch in dieſem. Gott hat mir eine gute Ernte gegeben. Der Winterroggen lohnt gut. Auch die Sommerung iſt gut; wir haben ſchwereren Weizen gehabt als andre Jahre. Die Einſaat iſt famos aufgegangen. Die Rübenausſichten ſind vielverſprechend. Das verdanke ich — nächſt Gott — eurem Fleiß! Ihr habt euch für mich gemüht in Sonne und Regen. Und ich —“

er hielt an, mit einem glänzenden Blick ſah er ſich ringsum —

„ich habe mich auch für euch gemüht, euer Wohl habe ich mir allezeit angelegen ſein laſſen!

Die patriarchaliſchen Zeiten ſind vorbei, hört man ſagen. Das iſt in vielem auch gut. Ihr ſeid freie Leute geworden. Ihr braucht nicht mehr zu ſcharwerken wie früher. Ihr bekommt nicht nur Naturallohn, ihr bekommt auch feſtgeſetztes Geld. Ihr habt eure große Stube und Kammer, euren Stall, Bodenraum und Keller. Ihr könnt euch im Gartenland Gemüſe bauen und Kartoffeln in einem Stück Acker. Auch eine Kuh, noch neben dem Schwein, zu halten, iſt euch geſtattet. Ihr braucht nicht mehr dem Herrn mit Zittern zu dienen — nur noch Vertrauen verlange ich von euch und gebe euch das meine dafür wieder. Und wem verdankt ihr das alles?"

Er hielt wieder an und ließ ſeinen Blick ſuchend von Mann zu Mann gehen.

Mit geſenkten Köpfen ſtanden die Leute und hörten zu, ſtumpf-ergeben wie in der Kirche. Kein aufſtrahlendes Gegenblicken des Verſtändniſſes war zu finden.

Aber das verwunderte ihn nicht; ſo war es ihre Art, er wollte ſie ſchon aufrütteln. Und mit ſtärker erhobener Stimme fuhr er fort:

„Wem ihr das verdankt?! Euren Wohlſtand, euer Behagen, menſchenwürdige Wohnung, Schule für eure Kinder, daß ſie leſen und ſchreiben lernen und ihr Fortkommen finden auf der Welt?! Nun ich will es euch ſagen: dem —"

Das Herz ſchlug ihm, es verſetzte ihm faſt den Atem, als er's ausſprach, laut und feſt und doch wie mit einer ſtillen Andächtigkeit:

„Dem Deutſchtum! Daß ihr's nun wißt und behaltet! Ich ſage es euch mit Abſicht heute an dem Tage, der unſer Vaterland vor nun mehr als fünfundzwanzig Jahren groß gemacht hat und den Erbfeind in unſre Hand gegeben hat. Mit dem Erbfeind meine ich jetzt den Franzoſenkaiſer, denn es gibt noch einen — einen andern —"

Er ſtockte plötzlich. Ein Blick Helenens hatte ihn ge-

troffen, überraſcht, faſt erſchrocken, warnend zugleich. Fürchtete ſie etwas Unbeſonnenes?! Nun ja, es mochte beſſer ſein, ſich nicht hinreißen zu laſſen! So verſchluckte er den Reſt des Satzes. Sich räuſpernd, ſprach er dann, aber mit einer gewiſſen Strenge und die Stirn zuſammenziehend:

„Ich will euch nur noch ſagen, daß ihr immer ans Deutſchſein denken ſollt, ans Deutſchſein denken müßt. Ihr ſollt es aber nicht nur ſein, ihr ſollt es auch bleiben. Die meiſten von euch tragen polniſche Namen — ich weiß wohl — aber was tut das? Im Herzen ſeid ihr deutſch!

Auf dem Łyſa Góra weht die Fahne, ſchwarz-weiß-rot — ‚Niemczyce‘ iſt zu ‚Deutſchau‘ geworden! Unſer allergnädigſter Herr und König, dem eure Söhne mit derſelben Begeiſterung dienen werden, wie ich die Ehre hatte, ihm zu dienen, und meine Söhne ihm dienen werden — der Kaiſer von Deutſchland, unſer Kaiſer: Hurra!“

Jauchzend riefen's die Knaben dem Vater nach:
„Hurra, hurra, hurra!“

Auch die Leute ſtimmten mit ein, wie die Herde dem Leittier folgend; aber ihr Hurra hatte kein Mark, matt fiel es zu Boden.

Doleſchal merkte es nicht, er hörte ſeine Söhne ſo hell um ſich. Sein Blick war wieder freudig geworden. Mit kräftiger Stimme intonierte er den Choral, der auf Deutſchau geſungen worden war, am gleichen Feſt in gleicher Weiſe, ſo lange er zurückdenken konnte.

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Helenens hoher Sopran fing hell an zu ſchweben, die Knaben ſtrebten der Mutter nach; doch der Geſang der Leute fiel auseinander. Ein paar rauhe Bäſſe ver-

ſuchten zwar mitzuhalten, die Melodie war ihnen geläufig, aber der Text nicht, ſo fielen ſie polniſch ein; die Weiber, deren einige anfänglich nachgezetert hatten, ſchwiegen bald gänzlich. Ein unharmoniſches Durcheinander, vor dem das Vieh, das laut dreinbrüllte, keine Scheu mehr trug, ſtieg zum Himmel auf.

Aber unbeirrt, aus allen Kräften, aus ganzer Seele ſang Hanns-Martin von Doleſchal mit den Seinen — alle Verſe.

Und dann, die Hand ſeiner Frau faſſend, rief er froh erregt: „Geht nun und feiert! Trinkt, eßt, tanzt! Man wird euch Kaffee und Kuchen, Semmeln und Würſte und Bier geben, ſo viel ihr mögt. Aber ich bitte, freut euch mit Maßen! Wir wollen uns alle freuen. — So!“ Die Vögte zu ſich heranwinkend, übergab er ihnen das Geldgeſchenk zur Verteilung.

Der Sprecher zog tief den Hut und winkte den andern zu: „Unſer gnädiger Herr und die gnädige Herrin und die jungen gnädigen Herren, — daß ſie leben hoch!“

„Hoch, hoch, hoch!“

Dieſer Ruf hatte mehr Kraft; er ſchmetterte ſo laut, daß das ‚Niech żyje Polska‘*), das plötzlich verſtohlen von der hinterſten Reihe her erklang, nicht das Ohr des Herrn erreichte. — —

Über den Hof flatterten die bunten Bänder. Die Ciotka**), die Witwe von Sierakowski, dem Dorfmuſikanten, die deſſen einzige Erbſchaft, die Baßgeige, angetreten hatte, ſaß auf der umgeſtülpten Tonne, das Ungetüm zwiſchen den Knieen, und ſtrich wacker drauf los.

*) Es lebe Polen! **) Tantchen.

Ignaz Ruda, der Lehrer von Pociecha, kratzte die erſte Violine; Krzywouſty, das Schiefmaul, blies das Horn, und Kurek, das Hähnchen, der Mann ohne Naſe, ein kleiner, halb närriſcher, immer lachender Alter, ſpielte den Dudelſack.

Himmliſche Muſik! Aller Augen funkelten. Sie ſpielten den Krakowiak — was war ſchöner als der?!

„Wlodaſch, laßt Eure Alte ſitzen, verſucht's mit 'ner Jungen, da geht's beſſer!“

„Grykaſch, tritt du mit der Magduſia an! Lukaſch, nimm die Malgoſia!“

„He, he, angetreten, ſtellt euch auf! Dalej, dalej!“

„Komm, Krajutſch, tanz mit mir,“ rief die Zoſia, die Tochter des Dwornik vom Vorwerk, ihrem Liebſten, dem Stellmacher Krauz zu; ſie hatte ihn längſt den Krakowiak tanzen gelehrt.

Die Fornals faßten die Melkmägde um, der Schmied nahm die Gänſemagd, der Schafmeiſter die Geſindekochin; Schnitter und Schnitterinnen paarten ſich. Der Gärtner ſuchte ſich was Feineres aus, die hübſche Roſalka, die den Reim geſprochen, kam ihm gerade recht.

Jeder Tänzer ſchlägt den langſchößigen Rock über den Arm und packt ſeine Tänzerin mit beiden Händen feſt um die Taille — dicht Bruſt an Bruſt —, und er ſchiebt ſein Bein zwiſchen die Beine in den flatternden Röcken.

Józef Grykaſch hebt an:

„Püppchen kommt geſprungen,
Um den Wachskopf Löckchen,
Mit dem Holzpupp-Jungen
Im Krakauer Röckchen.“

Rechtsum, linksum, immer in der Runde herum, in den Knieen gewippt, feſt zugetrampelt, daß der Boden dröhnt. Die Paare ſind wie miteinander verwachſen. Raſcher wird der langſam begonnene Tanz, enger noch die Umſchlingung, ſtärker das Knieewippen, röter die Köpfe, feuriger der eintönige Rhythmus. Es trampelt und ſtampft, es dudelt und keucht: raſcher, raſcher! Die Zuſchauenden brüllen den Refrain und klatſchen in die Hände.

Der Ciotka war die Mütze ins Genick gerutſcht, unbedeckt hingen ihr die grauen Strähnen bis auf die verdächtig erglühende Naſe. Ruda, der Lehrer, war totenblaß geworden, auf den Backenknochen brannten ihm hektiſche Flecken, aber es lohnte ſich die Anſtrengung ſchon — wann hätte er je ſo viel verdient?! Krzywouſty ſchlenkerte ſein Horn haſtig aus, allen Speichel aus dem Schiefmaul hatte er da hinein getutet. Der Mann ohne Naſe blies die Backen auf, daß man die Naſe nicht geſehen, auch wenn er noch eine gehabt hätte.

Am Himmel blinkte der Abendſtern. Heißa! Krakowiak, Geld in der Taſche! Jetzt fehlte nur noch Schnaps! Aber — o weh! — nur Bier in den Krügen!

Wie ſie auch goſſen und goſſen, kein Schnaps floß heraus. Und auch keiner war zu kriegen.

Es machten ſich ihrer ein paar Verwegene auf und ſtolperten nach der Küche im Seitenbau. Dort hantierte die Mamſell, und auf dem Tiſch ſtand die Satte mit der dicken Milch für die Herrſchaft, Zucker und Zimt und geriebenes Brot dabei. Aber das reizte ſie heute nicht — auch nicht der Schinken und die Bratkartoffeln in der Pfanne — ſie hatten heute ſelber gut gegeſſen, nur trinken wollten ſie, trinken!

Doch trauten sie sich nicht recht; die Mamsell mußte erst dreimal fragen, was ihr Begehr sei. Sie grinsten verlegen und stießen sich an, traten von einem Bein aufs andre und wichen doch nicht. Endlich stotterte es der eine heraus: »Wódki!«

„Nichts da Wudki! Keinen Schnaps! Der gnädige Herr hat's verboten!“ Und als sie nicht gingen, hob die Entschlossene drohend die Schöpfkelle: „Pascholl!“

Gehorsam machten sie sich fort, die Köpfe duckend; aber draußen murrten sie. Was, keinen Schnaps?! Nirgendwo ein Erntefest ohne den! Das war auch dem Nüchternsten gegen den Spaß. Wenn denn der Pan durchaus keinen Schnaps gab zur Arbeitszeit, wollte man sich am Ende, wenn auch schwer, darein schicken; aber heute, heute, an dem Tag, wo man nicht Knecht war, wo man feierte, frei wie ein Herr, heute wollte man Schnaps haben!

Bier mochte man gar nicht mehr. Wenn man Krakowiak getanzt hat, gehört sich ein Schnaps drauf, sonst verkühlt man das Blut.

„He, Tantchen, was meint Ihr zu einem Schnäpschen?“

„Streicht auf! Ignaz Ruda, gebt nur den Takt an zum Trinklied! He, aufgepaßt:

„Kuba trinkt dem Jakob zu,
Jakob trinkt dem Michal zu —“

„Im Krug von Pociecha gibt's Schnaps genug bei Eljakim Eiweih — Brüder, auf, laßt uns hingehen und einen trinken!“

„Mein Seelchen, mein Täubchen, komme du auch mit uns!“

„Aber sacht — sacht — ganz sacht!“ — — — —

„Ich weiß gar nicht," ſagte Helene von Doleſchal, die am offenen Fenſter lehnte und auf den dunkelnden Park hinausſah, dem die Nebel des Sees weiße Schleier überzogen, „die Leute ſind diesmal lange nicht ſo vergnügt!"

„Das kommt dir nur ſo vor!" Ihr Mann trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern. Sie waren beide faſt gleich groß; hochgewachſen ſtanden Mann und Frau in der Dämmerung und ſchauten hinüber zum Lyſa Góra, auf deſſen hochſtämmiger Kiefer eben noch ein letzter Tagesſtrahl rot geglüht, aber jetzt jäh erloſchen war. Von den Farben der Fahne, die den ganzen Tag luſtig gewinkt hatte, war auch nichts mehr zu ſehen; die Dunkelheit, die herbſtlich herangekrochen war, hatte alles verſchluckt.

„Ein dunkler Abend heut," ſagte er, „'s kann leicht ſein, daß es morgen wieder trüb iſt. Aber der heutige Tag war wie ausgeſucht. Wie mich das freut!"

„Nein, ich höre doch gar kein fröhliches Lachen," ſagte ſie und hielt den Kopf lauſchend vorgeneigt.

„Du kannſt es nicht bis hierher hören. Geh an ein Fenſter, das nach dem Hof hinaus ſieht, da wirſt du ſchon was zu hören kriegen. Vor einer Stunde etwa war ich draußen, die Tanzerei und die Fröhlichkeit waren in vollem Gange!"

„Nein, nein," — ſie blieb hartnäckig dabei — „andre Male habe ich den Jubel gehört, faſt bis zur Qual. Aber es war mir doch lieber. Weißt du, Hanns, die Leute ſind wie die Kinder; wenn die ſo ſtill ſind, iſt's immer nicht recht geheuer!"

Er lachte laut auf. „Da merkt man die Mutter

von Fünfen! Nein, nein, du kannſt dich beruhigen, die Leute ſind kreuzfidel, harmlos vergnügt. Und ſeit ich dem Schnapstrinken Einhalt getan habe, auch viel geſitteter!“

„Warum wollteſt du heute eigentlich von dem — dem — nun von dem ‚andern Erbfeind‘ anfangen?“ ſagte ſie ganz unvermittelt. „Ich weiß wohl, was du damit ſagen wollteſt, aber ich meine —“

„Habe ich nicht gut geſprochen?“ fragte er raſch.

„Doch — das wohl — aber —“

„Du biſt nicht zufrieden mit mir, Helene?“ Es klang leicht verletzt. „Das Herz floß mir über. Wenn man, wie wir, auf ſo vorgeſchobenem Poſten ſteht — eigentlich ‚exponiert‘ — ohne rechten — nun, wie ſoll ich ſagen? — ja, ohne rechten Rückhalt, dann klammert man ſich um ſo feſter an ſein Deutſchtum an. Es wird einem A und O. Man ſteift ſich darauf. Verſtehſt du das?“

„O ja!“ Ihr ſehr regelmäßiges und dadurch Fremden oft ausdrucksloſ erſcheinendes Geſicht wurde klug. „Ich verſtehe es. Aber man dürfte nie vergeſſen, auch den Gefühlen andrer —“

„Verſtimme mich nicht!“ Er unterbrach ſie mit einer gewiſſen Gereiztheit. „Es tut mir leid, daß dir nicht gefallen hat, was ich ſagte, aber ich mußte ſo ſprechen, ja, ich war in heutiger Zeit geradezu verpflichtet dazu. Wären nicht die Kontraſte in unſrer Provinz jetzt ſo zugeſpitzt, und ſpitzten ſie ſich nicht noch immer mehr zu, hätte ich gewiß was andres geſprochen. Dann hätte ich“ — er ſah ſie mit einer aufleuchtenden Freundlichkeit an — „von dir geredet! Ja, ihr Leute, wem ein

tugendsam Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler denn köſtliche Perlen!“

Er zog ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſtrich ihr zart über das blonde Haar.

„Und dann hätte ich auch von ihren Frauen geſprochen, daß ſie die in Ehren halten ſollen, — ‚hebt nicht die Hand gegen ſie, ſie ſind die Mütter eurer Kinder!‘ Und den Weibern hätte ich auch ins Gewiſſen geredet, daß ſie nicht herumſchlampen ſollen, wie ſie es ſo gerne tun!“

„O, hätteſt du's geſagt!“ Das brach laut aus ihr heraus. Den Kopf aufrichtend, warf ſie beide Arme um des Gatten Hals. „Warum nicht das?! Dann, ja dann hätten ſie dich verſtanden! Mein guter Mann!“

Sie hatte es mit großer Innigkeit gerufen, faſt wie in zärtlicher Beſorgnis; er fühlte, wie feſt ſie ihn umſchlang.

Er küßte ſie. Mund ruhte auf Mund in einer glücklichen Verſunkenheit.

Da ſchreckten ſie auf: horch, was für ein Schrei?! Kein Schreckensruf war es, vielmehr ein Aufjohlen des Jubels. Vom Łyſa Góra her kam's.

Aber wie ſie auch lauſchten und ſich ſpähend zum Fenſter hinausneigten, der Schrei erklang nicht zum zweiten Mal. Überm See laſtete ſchweigend der dunkle Herbſtabend, der Berg drüben war nicht mehr zu erkennen.

Sie wandten ſich ins Zimmer zurück.

Als der Diener jetzt die Lampe hereinbrachte und die Mamſell erſchien, die Herrſchaften zum Abendbrot zu bitten, ſagte Doleſchal: „Friert dich, Helene, du biſt ſo blaß?!“

„Ja.“ Sie ſchauerte leicht zuſammen. „Und ich habe mich erſchrocken.“

„O! Hier nimm dieſes Tuch um!“ Es hing eines über ihrem Stuhl am Nähtiſch, er legte es ihr ſorglich um die Schultern. „Geh ſchon hinüber ins Eßzimmer — ja, wir müſſen im Kamin zum Abend heizen, es wird Herbſt — ich will nur eben noch einmal nach den Leuten ſehen, ehe wir uns zu Tiſche ſetzen. Zwei Minuten, entſchuldige!“

„Die wird der gnädige Herr nicht mehr finden,“ ſagte die Mamſell. „Nicht wahr, Karl?“

Der altgeſchulte Diener verzog keine Miene. „Zu Befehl, gnädiger Herr, fort ſind ſie, ganz heimlich. Nur ein paar kleine Kinder haben ſie da gelaſſen und die Ciotka. Die liegt unter ihrer Tonne.“

„Was — fort?! Und ganz heimlich?! —“

Helene ſah, wie ihr Mann die Farbe wechſelte. Er wurde glühend rot und dann ganz fahl.

Aber er verlor kein Wort mehr darüber. Er ſagte nur noch: „Sorgen Sie, daß die Ciotka ins Stroh kommt, in den Stall oder ſonſt unter Dach. 's iſt nicht mehr die Jahreszeit, um draußen zu liegen!“

„Iſt ſchon beſorgt, gnädiger Herr!“ Die alte Mamſell lachte. „Sternhagelvoll, mit Erlaubnis zu ſagen. Na, ſo was kann vorkommen!“

* * *

Helene wachte in der Nacht einmal auf — was, was war? Seufzte hier jemand? Wer — wo?!

Was war's, das ſie geweckt hatte?! Verſchlafen, mit

noch geſchloſſenen Lidern, taſtete ſie nach ihrem Manne — nein, der lag ganz ſtill, der ſchlief ja! Beruhigt horchte ſie ein paar Minuten auf ſeine Atemzüge. Sonſt alles ſtill! Dann ſchlief ſie weiter.

Aber ſie träumte — — — — —

Aus der Ferne, vom Lyſa Góra her, kamen Stimmen: Geſang, den Park entlang, am Garten vorbei — ah, hin zu den Leutehäuſern! Es war Sommer, ein ſchöner Tag — froh zogen die Schnitter heim, die Senſe über der Schulter — — — —

Aber jetzt — — — —

In jähem Schreck fuhr ſie empor: o, es graute ja ſchon der Morgen! Die ſchweren Lider aufreißend, war ſie plötzlich ganz wach.

Von jenſeit der Parkmauer kam trunkenes Gröhlen. Und dann, wüſt geſchrieen, und doch pathetiſch, ein Lied — jenes Lied —:

„Mit dem Rauch von Feuersbrünſten,
Mit des Bruderblutes Dünſten
Steigt, o Herr, zu deinem Thron
Unſrer Rächerſtimme Ton!“

6.

Die Fahne auf dem Buckel des Łysa Góra hatte Doleschal umgestürzt gefunden am Morgen nach seinem Ernteseſt, die Stange zerbrochen und zertreten, in Atome zersplittert, die deutschen Farben zerfetzt. An den unteren Ästen der Kiefer waren noch ein paar Läppchen hängen geblieben, er nahm sie da herab; alles übrige hatte der Wind verweht, ersäuft im See.

Zu niemandem hatte er darüber gesprochen — Gott sei Dank, daß Helene nicht fragte! Er hatte auch nicht nach den Schuldigen geforscht. Wozu? Sollte er sie schlagen? Zur Anzeige bringen? Das hätte doch an der Tatsache nichts geändert. Eine schmerzvolle Scham hielt ihn ab: nur nicht darüber reden müssen! Der Mund war ihm wie verschlossen.

Jenen Schrei, den einzigen, aber lauten Schrei des auffohlenden Triumphs am dunklen Abend vom Łysa Góra hörte er immer noch; der hatte ihn nervös gemacht. —

Nun waren auch die letzten Mandeln längst eingebracht. Schwarz hing das Kartoffelkraut, und sein starker Geruch zog wie Verwesungsdunst über die Felder.

Der Przyborowoer war schon dabei, seine Rüben

herauszunehmen. In Chwaliborczyce waren sie noch nicht so weit; in Niemczyce erst recht nicht, da stand die Rübenernte noch am längsten aus, denn der Boden war nässer, kälter wie bei den andern.

Überall knallten Schüsse. Die Hasen, die sonst so frech im Acker gesessen und Männchen gemacht hatten, sah man jetzt nur in langgestrecktem Lauf auf der Flucht; die Rebhühner hatten längst den Reiz der Neuheit verloren, bloß die Bauern warfen sie noch mit Steinen tot.

Der herrschaftliche Förster Frelikowski lief herum und warb bereits Treiber, da sich ihrer von selber nicht genug meldeten, zu der ersten großen Hasentreibjagd auf Chwaliborczycer Flur. Nüchterne Leute sollten es sein — Trunkenbolde sind nicht verläßlich — aber da er selber gern eins trank, nahm er es mit dieser Bedingung nicht so genau.

Beim ersten Novemberschnee würde die Jagd stattfinden, bis dahin waren ja die Äcker sämtlich blank, leer wie eine gekehrte Tenne. Die Einladungen waren schon ergangen: den Landrat hatte man zuerst bedacht und diejenigen Herren von der Kommission, die Jäger waren; und Doleschal.

Auch die Przyborowoer hatten angenommen; der Rittmeister war nach dem Manöver zu Hause eingetroffen, um sich bei vier Wochen Hasenjagd von den Strapazen zu erholen.

Paul Kestner schlenderte viel umher. Die Flinte über der Schulter, die Hände in den Hosentaschen, stieg er über die Felder. Nie ging er an einem Acker vorbei, ohne daß die Weiber, die beim Rübenausziehen so gebückt standen, daß sie mit der Nase den Erdboden berührten

und man nichts von ihnen ſah, als das in die Luft gereckte Hinterteil und die Waden bis zur Kniekehle, leiſe kicherten. ‚Pan Pawel‘, der war ein luſtiger Herr!

Es verging faſt kein Vormittag, an dem Paul Keſtner nicht in Niemczyce erſchienen wäre. Dann frühſtückte er mit den Doleſchals, und wenn Hanns-Martin zu tun hatte, blieb er bei Helene ſitzen. Wenn ſie nähte oder ſtrickte — die Weihnachtsarbeiten für die Leutekinder fingen jetzt ſchon an —, guckte er unverwandt auf ihre ſchönen, ſchlanken Finger, die den dickwollenen Strickſtrumpf hielten. Und beim Raſſeln der groben Nadeln kam ſein leicht entzündliches, alle paar Wochen neu entflammtes Herz zur Ruhe. Vor dieſem Klappern und den friedlichen Augen dieſer Frau flüchteten alle Gedanken, die nicht ſchneeweiß waren wie Lämmchen auf der Weide, ſagte er lachend ſelber. Hier war er ganz der gute alte Freund — den flotten Huſaren hatte er in der Garniſon gelaſſen —, der mit Hanns-Martin einſt Habichte in den verkrüppelten Akazien von Przyborowo gejagt und den Sandbuckel des Lyſa Góra gegen die anſtürmende Meute der Polenjungen verteidigt. Sie hatten miteinander im See getaucht und zu gleicher Zeit die Schulbank in der Kreisſtadt gedrückt. Der Ältere, Doleſchal, war zuerſt fortgekommen in die Welt. Sie hatten nichts Direktes voneinander gehört, Knabenfreundſchaften pflegen ſich nicht in Briefſchreiben zu äußern, aber als ſpätere Jahre den Gardeküraſſier und den kleinen Huſaren aus der benachbarten Garniſon wieder zuſammen führten, hatten ſie ſtundenlang oft nichts anderes getan, als von ‚damals‘ und von ‚zu Hauſe‘ erzählt.

Als Hanns-Martin den Dienſt quittierte, das väterliche Erbe übernahm und Helene, die Tochter des Herrn von Reder auf Klein-Höfchen freite, war Paul der erſte Brautführer geweſen, der hinter dem ſchönen Paar zum Altar geſchritten. Doleſchal trug damals noch den Trauerflor um den Arm für den verſtorbenen Vater, ſein ‚Ja‘ hatte ſehr ernſt geklungen, und der damals überſchlanken Braut waren Tränen tiefſter Bewegung auf den Myrtenſtrauß gefloſſen.

Donnerwetter, wenn man doch auch eine ſolche Frau kriegen könnte! Aber eine zweite ſolche gab's eben nicht mehr!

Die Mutter, die gern Heiratspläne für ihren Paul ſchmiedete und nicht verfehlte, ſämtliche erreichbare Töchter des Landes — vorausgeſetzt, daß ſie vornehm oder reich genug waren — ihm vorzuführen, hatte bis jetzt kein Glück gehabt. Wozu heiraten?! Der Rittmeiſter fühlte ſich ja äußerſt wohl in ſeiner Haut: ‚Laß doch Papa mit Kornelia erſt mal den Anfang machen! Ich habe noch Zeit!‘

Die Vierzehnjährige war in dem letzten halben Jahr gehörig in die Höhe geſchoſſen. Ein allerliebſter Racker! Der Bruder zog ſie ſchäkernd am langen Zopf, der ihr noch nach Kinderart über den Rücken hing.

Ein allerliebſter Racker war aber auch die Gouvernante, das Fräulein Wollenberg, trotz der etwas verdächtig geformten Naſe und der zu geſcheiten Augen. Der Rittmeiſter verſchmähte es nicht, mit dem Fräulein oft und lange im Garten auf und ab zu promenieren und angelegentlich Konverſation zu machen.

Kornelia hatte infolgedeſſen gute Zeit. Zu den

Mahlzeiten brachte ſie einen ganz intenſiven Stallduft mit herein, immer ſteckte ſie im Pferdeſtall; und wenn ſie ſich vor der Mutter Augen ganz ſicher wußte, ritt ſie ſogar, ein Bein hüben, ein Bein drüben, die Pferde zur Schwemme in den Hofpfuhl.

Das gab mal eine tüchtige Landwirtin! Keſtner bedauerte es aufrichtig, daß die Tochter nicht ein Sohn und zwar nicht gleich der älteſte war; dann würde er doch vielleicht nicht an Verkaufen denken. Aber ſo —?! Er animierte den Sohn zu Beſuchen in Chwaliborczyce.

„Ich mag nicht," ſagte der Rittmeiſter. „Die Garczyńska erwartet immer, daß man ihr die Cour ſchneidet. Und der Vikar, der immer da herumſitzt, iſt mir unheimlich. Potz Kuckuck, ſo 'n junger Kerl muß doch auch noch Wünſche haben! Und er — Garczyński ſelber — na, weißt du, Papa, dem traue ich erſt recht nicht! Die einzig nette iſt die kleine Staſia, die Zofe — wirklich ein allerliebſtes Mädel!"

Der Vater überhörte das letzte. „Ein ſehr intelligenter Menſch, der Garczyński — und ſo zuvorkommend! Kein Wunder, daß er diverſe Orden hat! Ich muß geſtehen, mir ſind die Polen noch immer lieber als dieſe — nun, dieſe Leute, die ſich jetzt auf einmal berufen fühlen, hier die Vorſehung zu ſpielen. Alle Welt ſtoßen ſie vor den Kopf, ihr Deutſchtum tragen ſie in geradezu herausfordernder Weiſe zur Schau!"

Das ging auf Doleſchal! Paul klapperte ungeduldig mit ſeinen langen, ſpitzen Nägeln auf den Tiſch.

Sie ſaßen im Studierzimmer des Vaters. Draußen auf dem Hof kommandierte Kornelia, man hörte ihre ſpitze Jungmädchenſtimme; ſie ließ die kleinen

Schecken anſpannen, um zur Poſt nach Miaſteczko zu fahren.

„Es iſt ekelhaft,“ grämelte der Vater weiter, „wozu das Geſchrei? Wir ſollen uns keine Wanderarbeiter aus Ruſſiſch-Polen mehr kommen laſſen?! Das wäre ja noch netter! Da könnten wir ja bald unter Armenlaſten und dergleichen erſticken! So, wenn einer ſeine Arbeit getan hat und ſeine Bezahlung gekriegt hat, geht er eben wieder. Dem Doleſchal werden ſie ſchon noch die Haare vom Kopf freſſen — na, mir kann's gleich ſein! Nur uns ſoll er ungeſchoren laſſen!“

„Aber, Papa!“ Der Rittmeiſter amüſierte ſich über ſeinen alten Herrn. „Hanns-Martin tritt dir doch wirklich nicht zu nah, du ſiehſt ihn ja kaum!“

„So, ſo — was du weißt! Ich ſehe ihn nicht — ganz recht — aber ich höre ihn deſto mehr. Er verdirbt alles hier! Rein alles! Ich bin wahrhaftig ein Reichstreuer und gut proteſtantiſcher Chriſt — unſre Familie hat ſeit Generationen den Proteſtantismus hochgehalten in der Provinz — aber warum denn dieſer Trara mit Sedan? Das iſt ja ſchon ſo lange her! Und was hat das mit hier zu tun? Er ſoll übrigens an dem Tag grade eine höchſt taktloſe Rede gehalten haben; der Propſt von Pociecha war tief verletzt. Und mit Recht. Ich ſprach ihn kürzlich. Wir ſpielen manchmal 'nen Skat zuſammen — ein ganz gemütlicher Herr! Das geht nicht, hier immer den Deutſchen 'rausbeißen! Hier haben Polen und Deutſche mitſammen auf der Schulbank geſeſſen, hier können wir keine Hetzer brauchen. Und noch dazu ſind wir ja auf die Leute angewieſen! Ich habe mich aber amüſiert, die Fahne auf dem Lyſa

Góra haben ſie ihm 'runtergeriſſen und in tauſend Stücke zerfetzt!"

„Laſſen wir das, Papa!" Des Sohnes lachendes Geſicht wurde ernſt, und er runzelte die Brauen. Was ihm Helene erzählt, ganz im geheimen — ſie hatte ihn dringend gebeten, bei Hanns-Martin nichts davon zu erwähnen, durfte der doch gar nicht ahnen, daß ſie darum wußte — das, was ſie ihm mit bebender Stimme, Tränen des Zorns und der Kümmernis in den ſchönen Augen, anvertraut hatte, das wurde nun ſchon öffentlich beſpöttelt!

„Ich muß doch ſehr bitten!" Er ſprang auf, wie die Herren im Offizierskaſino aufzuſpringen pflegen und hielt ſich ſehr gerade. „Freiherr von Doleſchal iſt mein Freund. Kein Wort mehr auf ihn. Adieu, Papa!"

Er ging ſteif zur Tür und machte ſie unſanft hinter ſich zu.

„Na, na!" Ganz verdutzt ſah ihm der Vater nach. Aber dann ärgerte er ſich: was war denn das für eine Manier? Und das alles wegen Doleſchal?!

Er trat ans Fenſter und ſah Paul auf den kleinen Wagen klettern, den Kornelia eben vom Hof herunter kutſchieren wollte. Wahrhaftig, da fuhr der Junge mit, und ſie hatten ſich doch verabredet, zuſammen zu den Fohlen zu gehen! Noch ſchöner, nun hatte man ſchon mal endlich den Sohn hier und hatte doch nichts von ihm!

Ein heftiger Zorn gegen Doleſchal erhob ſich in ihm: wäre der doch, wo der Pfeffer wächſt! —

Die Geſchwiſter fuhren gen Miaſteczko. Kornelia hatte ſich die Zügel nicht nehmen laſſen. Der Huſar

fand raſch ſeine gute Laune wieder. Die Kleine fuhr ja wie ein Daus, immer auf dem Strich, trotz des miſerablen Weges! Er fragte ſie aus nach Fräulein Wollenberg: wie alt war die eigentlich, noch unter zweiundzwanzig?

„So ſagt ſie!“ Die Kleine lachte verſchmitzt. „Weißt du, die, die ich voriges Jahr hatte, ſagte zwar auch ſo, aber ſie war viel älter; ſo gräßlich alt iſt die jetzige nicht. Panienka iſt ganz nett, was, Pawelek?“ Die Augen halb ſchließend, ſo daß die langen Härchen der Wimpern ſich goldig auf die leicht beſommerſproßte blühende Wange legten, blinzelte ſie den großen Bruder an.

Der Rittmeiſter hatte ſich ſelten ſo gut amüſiert wie auf dieſer Fahrt mit der kleinen Schweſter. War die ein geſcheites Mädel! Über alles wußte ſie Beſcheid: was dieſer Acker einbrachte und jener, wie der Roggen gelohnt und wie hoch die Weizenpreiſe, und daß Papa verkaufen wollte — an die Kommiſſion natürlich, wer ſollte ſonſt ſo hoch bezahlen?! Das Verkaufen war Kornelia unangenehm. Sie wollte gern auf dem Lande bleiben — was ſollte man in der Stadt? Wie ein Stoßſeufzer klang's: wenn doch einer käme und ſie heiratete, der ein recht großes Rittergut hätte! Am ſchönſten wäre ſchon eine Herrſchaft. Schade, daß der Boleslaw von Garczyński erſt fünfzehn war — Papa würde gar nichts gegen den haben!

Angeregt plauderte ſie weiter: wußte der Bruder ſchon, daß der Inſpektor ging? Mama konnte ihn nicht mehr ſehen. Es hatten ſich ſchon andere gemeldet, aber Papa hatte ſich noch zu keinem entſchließen können; im Winter war ja ſo wie ſo faule Zeit, vielleicht, daß Papa

einen dann ganz ſparen wollte! Wenn doch ein recht netter genommen würde, ein junger, nicht ſo ein alter Knopp!

Sie ſagte ‚Knopp‘, nicht ‚Knopf‘, und beide Geſchwiſter lachten herzlich darüber.

Der leichte Wagen flog luſtig dahin. Weiße Fäden flogen auch luſtig über das Land. Altweiberſommer. Aber heute merkte man es der Natur gar nicht an, daß ſie traurig war über ihre ſcheidende Jugend. Die Sonne lachte noch einmal freundlich, nicht wie im Sommer — da tat ſie weh —, aber wie in einem guten April. Klar wie reines Glas war die Luft. Man konnte noch weiter ſehen als ſonſt, als ſei der Horizont in ewige Fernen gerückt. In den Akazien von Przyborowo flüſterte ein Windchen und ſchaukelte die reifen Fruchtſchoten.

Der See von Miaſteczko, an deſſen hinterem Sandzipfel ſich das kleine Städtchen mit der großen Kirche um den freiſtehenden Glockenturm ſcharte, wurde gekräuſelt von Wellen und Wellchen. Milchiges Weiß ſchwamm auf dem heut tiefblauen, himmelfarbenen Becken; der mutwillige Wind hatte darin Schaum geſchlagen. Kräftigen Odem hauchten das letzte Grün der Raine und die ſchon wieder neu eingeſäten, feingedrillten Äcker aus. Der Abdecker, der ſonſt, dicht beim Städtchen, die Luft verpeſtete, hatte heute nichts in Arbeit.

Ganz oben auf der Himmelsbahn tummelten ſich unzählige runde, weißwollige Wölkchen gleich Lämmern, die auf der Weide ſpringen; und wie ein Aufpaſſer ſtand ſchon der blaſſe, ſchmalwangige Halbmond bei ihnen.

Es war wirklich ſchön.

„Hui, het!“ Mit dem gellenden Zuruf, den ſie vielhundertmal im Felde gehört hatte, feuerte Kornelia ihre ruſſiſchen Schecken an. Faſt wäre Inſpektor Hoppe überfahren worden, der vom Städtchen her dem Wagen entgegen kam. Er war auf der Poſt geweſen und ſo vertieft in die Briefſchaften, die er ſich abgeholt hatte, daß er gerade vor die Pferde rannte.

Kornelia riß ſie noch eben zurück.

»Psia krew!« und brummte dann ein „Dämelak“ bei ſeinem Gruß.

Er war in den Weggraben geſprungen; mit trübem Ausdruck ſah er dem Wagen nach, dann ging er langſam weiter wie einer, der müde iſt. Der Briefbogen, den er entfaltet in der Hand hielt, zitterte — oder war es der Wind, der ihn kniſternd ſchwanken machte?

Der letzte Brief — wieder eine Abſage! Und auf ſo viele Annoncen hin hatte er ſich gemeldet, ſelber ſo und ſo viel Offerten eingerückt! Einen Inſpektor, der den Fünfzigen nicht mehr viel näher iſt als den Sechzigen, den nimmt man nicht; warum blieb der nicht auf der Stelle, auf der er elf Jahre lang geweſen?

Ein unendlich bitteres Lächeln verzog das wetterzergerbte Inſpektorengeſicht. Ja, wenn er noch jung wäre, friſch und kräftig wie der Herr Rittmeiſter dort auf dem Wagen, oder wenigſtens noch um zehn Jahre jünger wie jetzt, da käme er wohl ſchon an! Damals, als ihn das Mißgeſchick getroffen, als er, kein weiteres Vermögen im Rückhalt, ſein Gütchen nicht hatte halten können, als alles unter den Hammer gekommen, ihm nichts zu eigen geblieben war, als der Stock in der Hand und der Rock auf dem Leib, damals war er nicht ſo un-

glücklich gewesen wie heute. Er hatte rasch eine Stelle gefunden, trotz seines Bankerotts — vielleicht gerade darum: man denkt, so einer macht wenig Ansprüche! Auch Herr Kestner hatte sich vor elf Jahren nicht daran gestoßen, jetzt aber hieß es immer: ‚Schlechte Wirtschaft!‘ Grämlich wurde es ihm zum Anhören gegeben, alle Tage — das eigne Unglück. Und so hatte er selber gekündigt, überwältigt von seinem Gekränktsein, fortgerissen von einer Empfindlichkeit ohne Besinnung, wie ein Jüngling. Er war dem Herrn damit entgegengekommen, das fühlte er wohl. Herr Kestner hatte zwar verwundert getan, geradezu gekränkt, aber dann die Achseln gezuckt: „Wenn Sie denn durchaus wollen, lieber Hoppe! Ich denke, wir haben lange genug zusammen gewirtschaftet, um zu wissen, was wir aneinander haben. Aber ich will Ihnen nicht im Wege sein!“

Wohin — wohin nun?!

Mit einem verdüsterten Blick sah der alte Mann um sich: da war der Acker, den er nun elf Jahre bestellt hatte, als sei er ihm selber zu eigen. Wenn man nichts Teures auf der Welt hat — die Eltern längst im Grab, Frau und Kind nie besessen, nichts, für das man zu sorgen hat, und das für einen sorgt —, dann hängt man sein Herz an ein Stückchen Erde. Und es war ein dankbares Land, dieses Land von Przyborowo. Nie hatte es ihn enttäuscht. Wo gab es so schweren Weizen, so zuckerhaltige Rüben? Keines der Güter ringsum konnte konkurrieren, und wenn Herr Kestner ewig klagte, so geschah das mehr aus Angewöhnung.

Der Inspektor bückte sich und raffte eine Handvoll Erde vom nächsten Acker. Das war schwarze, gut ge-

düngte, ſchwere Krume. Den Schweiß, der auf ſie niedertroff, zahlte ſie reichlich wieder. Und hier ſollte er nun nicht mehr herumwandern — wenn es auch oft mit müden Füßen geſchehen — hier dieſe Winterſaat ſollte er nicht mehr aufgehen, nicht mehr fett grünen ſehen unterm Schnee?!

Ein Schmerz ohne gleichen bewegte ſein einſames Herz, und zugleich übermannte ihn die Bitterkeit. Er haßte den Beſitzenden — wußte der denn eigentlich, was Liebe iſt? Ja, wenn hineinſtecken, um doppelt herauszupreſſen, wenn das Liebe iſt, dann liebte Herr Keſtner in der Tat ſein Przyborowo.

Mit einem tiefen Seufzer ſetzte ſich Hoppe auf den nächſten Grenzſtein. Er fühlte ſich auf einmal ſo müde; die Füße waren ihm dick geworden in den ſchweren Schmierſtiefeln. Nun merkte er's erſt, daß er ſchon viel zu weit gegangen war; der Gutshof von Przyborowo lag ihm bereits im Rücken. Nur Hahngekräh ſchrillte noch von dort bis hierher. Hier fing ſchon Niemczyce an.

Niemczyce — hm, auch ganz nett! Der Niemczycer plagte ſich redlich, das mußte man zugeben. Die Brache war auch ſchon umgebrochen, — da ſtand eine Drillmaſchine — aber — aha, der ſäte jetzt erſt ein! Mit liebendem Stolz vergleichend, blickten des Inſpektors Augen hinüber und herüber: mit Przyborowo war's nicht in einem Atem zu nennen!

Dort, mitten im Acker, lag ein Luch! Ja, Niemczyce war etwas naß — ſchade, trotz allen Drainierens entſchieden zu naß — und ſieh, wie unvermittelt, gleich neben dem ſchweren Land wieder ein Sandſtreifen! Hm, komplizierte Beſtellung!

Kopfschüttelnd war Hoppe aufgestanden und niedergestiegen zum umbuschten Tümpel. Nun stand er an dessen Rand, zwischen dem Weidengestrüpp, und guckte ins Wasser.

Schnitter und Schnitterinnen badeten hier am heißen Tag; es war zwar verboten — der Luch war tückisch, in der Mitte stieg er einem ausgewachsenen Mann bis unters Kinn, eine ungeschickte Bewegung nur, und, schwupp, hatte man den Mund voll Wasser — aber die leichtsinnige Jugend badete doch und lag dann in den Büschen, wo die Störche spazierten. Jetzt waren die Störche auch schon fort, fort wie alle Freuden!

In tiefer Niedergeschlagenheit stand der müde Mann. Ach, wäre man doch auch erst fort! Aber nicht wie jene, um nächstes Jahr wiederzukommen — nein, ganz fort!

Wohin — wohin?! Der Winter war vor der Tür! Wie lange noch, und dieser Kopf beugte sich schneeweiß?!

Eine plötzliche Verzweiflung packte den Heimatlosen. Schweiß trat ihm auf die Stirn, sein Gesicht verzerrte sich wie im Krampf. ‚Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an,‘ hatte Herr Kestner gestern als Text der allabendlichen Betrachtung gelesen — wer tat ihm, ihm denn auf?! Niemand! Er hatte keine Stelle und würde auch keine mehr bekommen, er war ja alt!

Immer heftiger wurde das jähe, schreckliche Gefühl, das ihm so am Herzen riß, daß dieses zitterte und alle Glieder mitzitterten, ohne Kraft zum Widerstand. Das Maß war voll bis zum Rand, voll wie der tiefe Luch hier, den der Herbstregen geschwellt — nur ein Schritt tat not!

„Hoppe! Pſt, Herr Hoppe!“

Eine Stimme rief aus den Büſchen, ganz leiſe, doch für den Zuſammenſchreckenden überlaut.

Hinter einer Strauchweide richtete ſich der Niemczycer auf. Dort hatte er auf den Knieen gelegen, das Gewehr im Anſchlag.

„Aber, beſter Hoppe, pſt — gehen Sie weg, weg da!“ Er winkte. „Sie verſcheuchen mir ja alle Wildenten! Huſch, — da haben wir's!“

Ein kleines Volk der buntſchillernden Vögel war aufgeſchwirrt; der Schuß knallte zwar, aber unverletzt fielen die Enten an einer entfernten Stelle des Röhrichts wieder ein.

Mit einem unbefangenen Lachen kam der Niemczycer auf den Erſchrockenen zu.

Der ſtand da wie ein ertappter Knabe.

Doleſchals Augen blieben, trotz des Lachens, ernſt; ſie forſchten in dem zerwühlten Geſicht. „Hören Sie mal, Hoppe, meine Frau wird Ihnen ſehr böſe ſein, wenn ich heute, ohne was geſchoſſen zu haben, nach Hauſe komme; ſie rechnet auf ein paar Enten. Gehen Sie mal hier weg, mein beſter Inſpektor! Zum Kuckuck, was haben Sie denn an meinem Luch zu ſuchen?!“

Das klang alles ſehr ſcherzhaft.

„Herr Baron, Herr Baron,“ ſtotterte der ſehr Blaßgewordene. Weiter brachte er nichts heraus. Die Kniee knickten ihm ein. Sein Geſicht verzog ſich, wie bei einem, der weinen möchte. Es war ein kläglicher Anblick.

„Hören Sie,“ ſagte Doleſchal und drängte den andern leicht vor ſich her, die Böſchung hinauf aufs

Ackerland, „hätten Sie jetzt vielleicht ein wenig Zeit für mich? Ich würde gern über einiges Ihre Meinung hören. Sie sind ein so gewiegter Fachmann!“

„Ich — ich?! O, Herr Baron!“ In einem harten Lachen rang die Bitterkeit nach Ausdruck. „Ich verstehe nichts, gar nichts! Fragen Sie Herrn Kestner — ich bin entlassen!“

„So, also darum —,“ das fuhr Doleschal so wider Willen heraus, er versteckte es unter einem Räuspern. Und dann sagte er, hinter einem harmlos gleichgültigen Ton sein Mitgefühl verbergend: „Wenn ich bitten darf, hier entlang! So — bitte, nach meinem Gerstschlag zu!“

Er ließ den andern vor sich her durch die Ackerfurche schreiten, blieb ihm aber immer dicht auf den Fersen.

„So — also Sie gehen von Przyborowo fort?!“

„Ja, ich gehe!“ Der Inspektor sah nicht den ihm dicht Folgenden, er hörte nur eine Stimme im Wind, wie einen freundlichen Klang aus besserer Zeit. Und er redete, gleichsam zu sich selber, immer vor sich hin, in den Acker hinein: „Ich habe Unglück gehabt — ich habe mein Gut verloren. Ich habe eine gute Stellung gehabt — ich habe sie verloren; mein Prinzipal starb, die Erben verkauften. Ich habe eine schlechte Stellung gehabt — elf Jahre bin ich bei Herrn Kestner gewesen, — ich habe auch die verloren. Ich habe Unglück gehabt — unsereiner hat immer Unglück —, wer keinen Geldsack hinter sich hat, der hat keine Berechtigung zum Glück! Krepieren sollte er lieber gleich, der Hund!“

Er schrie das letzte heraus.

Sichtlich unangenehm berührt furchte der Niemczycer die Stirn: war das ein gehäſſiger Menſch, der reine Sozialdemokrat! Aber es war doch ein Unglücklicher! Und ſo blieb ſein Ton freundlich, wenn er auch um eine Nuance kühler wurde. „Seien Sie außer Sorge, Herr Hoppe, für Sie findet ſich leicht etwas!“

„Für mich — für mich? Haha! Für mich findet ſich nichts! Ich weiß das jetzt beſſer. Hab's auch gedacht und habe gekündigt — ich ſelber Herrn Keſtner! Und doch, wenn er jetzt ſagen würde: wollen Sie bleiben? — ich weiß nicht ob —!“ Er ſtockte und drehte ſich dann plötzlich jäh nach dem hinter ihm Schreitenden um. „Sehen Sie, Herr Baron, ſolch ein Hund wird man. Aber“ — er lachte wieder auf, daß es dem Hörer weh tat — „er ſagt's ja gar nicht! Er iſt ja froh, mich los zu ſein. Ich bin ihm zu alt. Und ſie, die Gnädige, die mag mich nicht leiden, die —“

„O bitte ſehr, Herr Inſpektor, laſſen wir das!“ Der Niemczycer machte eine abwehrende Handbewegung. „Es intereſſiert mich nur, was Sie jetzt zu tun gedenken. Werden Sie nach Poſen ziehen, bis Sie etwas gefunden haben?“

„Sie hören doch, ich finde nichts! Ich bin vierundfünfzig Jahre — noch älter, denn ich bin verbraucht!“ Haſtig riß der Inſpektor ſeinen Rock auf und ſuchte mit zitternden Händen nach der Brieftaſche. „Hier: eins, zwei — ſechs, ſieben, acht Briefe! Da — da — da —! Leſen Sie! Immer abſchlägig beſchieden! Und mehr als fünfzig ſolcher Wiſche hab' ich noch zu Hauſe! Auf jedes ‚Inſpektor geſucht‘ habe ich mich gemeldet, gleichviel wohin. Und ſelber inſeriert — wie oft! — mehr

als ein ganzes Monatsgehalt hat's mich gekoſtet. Immer umſonſt. Immer: zu alt, zu alt, zu alt — ich kann's nicht mehr hören, ich kann's nicht mehr ertragen! O, Herr Baron" — ein trockenes Schluchzen erſchütterte die Geſtalt des Mannes, der zermürbt war wie ein von Gewürm und Wetterunbill ausgehöhlter Akazienſtamm an der Straße von Przyborowo — „hätten Sie mich doch ruhig gelaſſen! Mit mir iſt's doch vorbei!"

Eine Klage tönte aus der rauhen Stimme, die Doleſchal erſchütterte. Wie, hatte er's nun doch wieder nicht recht gemacht?! Zurechthelfen hatte er doch gewollt!

„Hätten Sie mich gelaſſen' — eine Verantwortung für dieſes Leben legte ſich plötzlich auf ſeine Seele. Seine Hand hatte dieſen vom Tode zurück gehalten, ſeine Hand mußte dieſen nun auch ſtützen!

Inſpektor Hoppe nahm die Mütze ab und fuhr ſich durch ſein ergrautes Haar. „Ein paar Groſchen habe ich mir erſpart," ſagte er tonlos, „viel iſt's nicht. Ich habe noch lange Zeit Schulden nachgeſchleppt. Und wenn man auch freie Station hat, Kleidung und Stiefel müſſen doch ſein — anſtändige Kleidung, man kann nicht wie ein Bauer zu Tiſch kommen, wenn die Herrſchaften befehlen, — und ein Pfeifchen und 'ne Zeitung ſind doch nicht gerade Luxus, und über landwirtſchaftliche Neuerungen ſoll man doch auch informiert ſein. Zum Hinfriſten bis zum Sterben — wenn's nicht zu lange währt bis dahin — und dann zum Begrabenwerden würd's nun vielleicht reichen. Aber leben ohne den Acker, ohne das hier" — er breitete beide Arme gegen das Land — „Herr Baron, das kann ich nicht! Gott ſei mir gnädig, ich kann's nicht, Herr Baron!"

Der helle Tag hatte ſich verdunkelt; über die freundliche Sonne waren Wolken gezogen, und ſie zeigte ſich auch nicht mehr.

Doleſchal fühlte den winterlichen Hauch, der ihn ſtreifte. Eine Sehnſucht überkam ihn nach Helene, nach den Kindern, nach ſeinem ganzen Glück, aber zugleich auch ein Mitleid, das ihm jede weitere Überlegung raubte. Nein, dieſer alte Mann ſollte nicht von hier gehen!

Er zauderte nicht; wie ein edles Pferd, das dem leiſeſten Sporn gehorcht, gehorchte er einer ritterlichen Regung. „Herr Hoppe, wie wär's, wenn Sie bei mir einträten? Bis jetzt habe ich mich auf dem Vorwerk mit einem einfacheren Inſpektor, ſagen wir Wirtſchafter, und auf Deutſchau ſelber mit Vögten beholfen, aber es wäre doch ganz gut — es wäre wirklich wünſchenswert, ja, ich — ich —", er ſuchte nach einem glaubhaften Vorwand, und plötzlich fiel's ihm ein: „ich könnte dann ſo viel mehr für die Allgemeinheit leiſten!" Mit einer aufquellenden Freudigkeit ſagte er das, der Gedanke war ihm gekommen, wie ein ſchneller Lohn für eine freundliche Tat. Faſt im Ton eines Bittenden wiederholte er noch einmal: „Wie wär's!"

Und als der andre ihn mit großen ungläubigen Blicken, in denen es aber doch wie von aufſteigender Hoffnung glimmte, anſtarrte, nickte er lächelnd: „Helfen Sie mir, damit mir Zeit bleibt, auch noch einer andern Pflicht zu gedenken! Deutſchwerden, aber auch deutſchbleiben, das dünkt mich ein Ziel, aus allen Kräften anzuſtreben. Und ſollte es auch Opfer koſten!"

* * *

Der alternde Mann und der auf der Höhe des Lebens ſtehende gingen miteinander über den Acker. Ringsum war die große Ebene. Nichts Ragendes weit und breit als der ſchwarze Kirchturm von Pociecha-Dorf und der Schäfer Kuba Dudek in ſeinem ſchmutzigen, einſt weißen, jetzt auch faſt ſchwarzen Schafpelz.

Der Schäfer ſtand bei ſeiner Herde, ſeltſam groß und hager, auf ſeinen langen Stab geſtützt und ſchaute angeſtrengt hinüber zu den Zweien, die da ſo ganz vertieft miteinander redeten. Was ſie ſprachen, verſtand er nicht, auch wenn er es hätte hören können — die ſprachen ja deutſch, die Hunde!

Er machte eine Fauſt hinter ihnen: dort, der Niemczycer, der dem Land auf den Nacken tritt, der Teufel, der allerſchlimmſte! Und neben ihm der andere, mit wirrem Haar und böſem Geſicht, einer wie der Räuber Zagac, der im Korn raubt! Ei, er, Kuba Dudek, der ſchon ein langes Leben geſehen, wußte gar wohl, was das für Vögel waren, wenn ſie auch ein gar feines Lied zwitſcherten, Polen zu betören — aber nein, das würde ihnen nie gelingen!

Der Alte öffnete ſeine kleinen, ſonſt immer von den ſchrumpligen Lidern halb verdeckten Augen mit einem innigen, ſehnſüchtig-traurigen Ausdruck weit. Er ſuchte den Berg dort am Rande des Sees, der alle Tage ſchaute, was der Böſe trieb — jenen Berg der Verheißung, darinnen die Hoffnung ſchlief.

Hunderttauſend Ritter und noch viele mehr, ein ganzes großes Heer, ſchlafen tief im Łyſa Góra. War es noch nicht an der Zeit?! Würden ſie noch nicht bald erwachen, aufſtehen zu Polens Befreiung?!

Horch! Ach, noch rührte ſich kein Waffengeklirr im Łyſa Góra! Noch klang nicht Kommandoruf und Marſchieren im Takt! Noch war die Zeit nicht da!

Zitternd vor Inbrunſt ließ der Alte ſeinen Stecken fahren; das Geſicht zum Berge gekehrt, ſtreckte er bittend die Hände aus. Halb ſingend, halb ſagend, ohne Melodie in eintönigem Rhythmus klagte er in den Wind:

„O, mein Polen, wann wirſt du vom Schlaf auferſtehen?!

„Wann, mein Polen, zerbrichſt du das Eis und ſtehſt wieder blühend?!

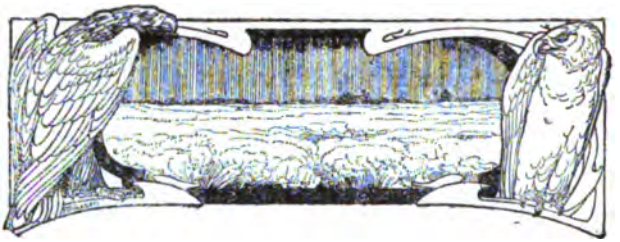
„Ein Jahrhundert ſchon liegſt unter Schnee du und ſchlummerſt.

„Wann ſteht der Sturzbach der Lüge ſtill? Wann ſtraft Gott die Hunde?!

„Wann erhellt ſich dein Angeſicht, Polen, meine Mutter?!

„Wann wirſt du dich ſetzen mit deinen Kindern zur Hochzeit?!

„O wann?! Gib Antwort! — Werde auch ich dich noch ſehen?!“



7

Förſter Frelikowski hatte heut viel zu tun, darum war er unwirſch. Sein Weib, das gegen ſieben Uhr früh ihn wecken kam, ward angeſchnauzt: wie, war ſie toll, mitten in der Nacht ſollte er ſchon aufſtehen?! Darin ähnelten er und ſeine Tochter Staſia ſich, ſie ſchliefen beide gern bis in den hellen Tag.

Gähnend wälzte der Mann, der noch in den beſten Jahren war, ſeinen ſtarken Körper und drohte ſeiner Józefa, als ſie zum zweiten Mal unter der Tür erſchien, mit dem Revolver, der immer geladen am Haken über dem Bette hing. Er riß ihn herunter und legte auf ſie an. Mit lautem Aufkreiſchen entfloh die Geängſtigte, er aber lachte dröhnend hinter ihr drein: das war einmal ein feiner Spaß geweſen, ſo gut wie lange keiner!

Verdammt, daß der Schnee auch dieſes Jahr ſchon ſo früh gefallen war! Daß ſie alle zuſammen eine Ladung Schrot in die Beine kriegten, dieſe Sonntagsjäger, denen zulieb er heute ſo früh aus dem Bette mußte!

Förſter Frelikowski machte ſich ſein Amt nicht ſchwer, er hatte ja noch ein paar Jagdburſchen unter ſich, den Feldſchütz und auch noch einen Waldhüter — mochten die ſich doch plagen! — aber heute galt es zu repräſentieren.

Seine Frau, die ſonſt nicht gerade die pünktlichſte war, hatte heut ſchon alles zurecht gelegt; ſich duckend vor der ſchweren Hand, die an ſolchen Tagen immer bereit war, niederzufallen, half ſie ihm in die beſte Montur. Er ſah ſehr ſchmuck aus, faſt vornehm, in ſeinem grünen Jägerrock mit den Hirſchhornknöpfen, auf den der noch nicht angegraute, rotblonde Bart lang herab hing, in der Mitte geteilt.

Seine ſtämmige Figur aufreckend, trat er endlich vor die Tür. Da harrten die Treiber, alte Männer und halbwüchſige Buben, ſchon ſeit ein paar Stunden; ‚beim erſten Tageslicht' war ihnen anbefohlen worden. Am Rand der Sumpfwieſe, die ſich vom Waldſaum gegen die Flur zog, lungerten ſie in Trüppchen; es hatten ſich ihrer welche, trotz der Kälte, platt auf die Erde geſetzt. Gern hätten ſie ein Feuerchen angemacht — trockenes Reiſig lag genug herum — aber ſie fürchteten den Förſter. So hatten ſie ſich nur an der Schnapsflaſche gewärmt.

Ein ſchneidender Wind ging. Wenn er ein paar Augenblicke geraſtet hatte, nahm er die Backen doppelt voll und puſtete über die Leere der Äcker. Schnee flog, deſſen Flocken hart waren wie Eis.

„He, he!" ſchrie Frelikowski und klatſchte in die Hände: waren ſie alle da? Er ließ zählen: wie viel Stück?

Ein Jagdgehilfe trieb ſie, immer zehn und zehn, an ihm vorüber.

Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, ſechzig, ſiebzig, achtzig, neunzig — ſo! Das waren ihrer nicht zu viele, der Keſſel war weit, ſie würden tüchtig rennen müſſen.

„Hundeblut, was lungert ihr?! Soll ich euch Beine machen? Dalej, dalej! Und die Mäntel ab! Das wäre so was, Hasen drunter verstecken! Diebsgesindel, verfluchtes!“

Mit scheuem Blick, die Mäntel abwerfend und den Kopf zwischen die hochgezogenen Schultern duckend, passierten die Treiber. Unter ihnen war auch die Ciotka. Ihre Hütte war eiskalt, im Krug gab's keinen Schnaps umsonst, Lustbarkeiten, bei denen man der Baßgeige bedurfte, waren jetzt rar — warum sollte sie sich nicht die paar Groschen verdienen?! Sie hatte dem Förster Frelikowski wohl zehnmal bittend und winselnd den Rockzipfel geküßt.

Nun flog ihr armseliger Lumpenrock — ihren Mantel hatte sie abtun müssen — frei im Wind. Einen alten Schalfetzen hatte sie über die Haube geknüpft, darunter glühte ihr pockennarbiges Gesicht, auf dessen klobiger Nase eine Riesenwarze hockte, in blaurotem Feuer. Ein paar Kesseldeckel hatte sie mitgebracht, rasselnd schlug sie diese zusammen: das war Musik, die die Hasen schreckte.

Die Alte war fett, trotz ihrer Armut. Frelikowski hob den Stiefel und gab ihr lachend einen Tritt gegen die breite Kehrseite. „Da hast du einen Gruß, Alte, von deinem Liebsten mit dem Pferdefuß!“

Meckernd nahm sie den Spaß auf. Wenn sie trunken über die Dorfgasse trudelte, die ganze Jugend mit Gejohle hinter ihr drein, regnete es noch ganz andre Späße. „Hehe, der Herr Förster,“ griente sie, „Panie Frelikowski, ich falle zu Füßen, hehe!“ Sie schielte ihn an. „Schönes Herrchen mit dem schönen Bart, Ziegenböckchen, willst du mit mir tanzen?!

„Podkozioleł, ſchönes Herrchen,
Mußt du geben, mußt du geben!“ —

begann ſie mit überſchnappender Stimme zu krähen und, die Deckel zuſammenſchlagend, ſich wie ein Kreiſel vor ihm herumzudrehen.

Seht, die Ciotka war am frühen Morgen ſchon voll! Die Männer lachten.

Des Förſters Hunde, die hinter ihrem Herrn herliefen, fuhren ihr an die Waden, über die die blauen Strümpfe halb heruntergerutſcht waren.

„Apport! Faß — kß, kß, kß!“

Mit wütendem Gebelfer faßten die Tiere den verlumpten Kattun des armſeligen Rockes zwiſchen die Zähne.

„Dann wirſt du das ganze Jährchen
Ohne Armut glücklich leben!“

ſang die Ciotka und ſprang immer toller und ſchlug ihre Becken. Die Teckel, die nicht losließen, ſchleifte ſie mit ſich im Kreiſe herum.

Der Förſter hielt ſich die Seiten. Schon hundertmal hatte er's erlebt, daß ſie tanzte, bis ſie umfiel, aber ſo komiſch wie heute mit den raſſelnden Deckeln und den Hunden, die ihr am Rock baumelten, hatte ſich's noch nie angeſehen!

„Haha, hohoho!“ Er feuerte ſie noch an: „He, Ciotka, dalej! Tanze, mein Täubchen, tanze! Faß, mein Hündchen! Ei, ſchönes Hündchen — faß, kß, kß, kß!“

Und die Hunde belferten und verbiſſen ſich von neuem, ſchäumend vor Wut, in die flatternden Röcke. Die Fetzen flogen, die Ciotka quirlte herum, immer toller, immer wilder, wie behext, wie beſeſſen.

„Podkoziolek mußt du geben — mußt du — geben —“

Der Atem war ihr ausgegangen, keuchend lallte ſie nur noch abgeriſſene Worte. Pardauz, jetzt lag ſie da, die breite Kehrſeite in die Höhe gereckt. Das Lachen der Männer ſtieg wie ein Brüllen zum winterlichen Himmel.

„Will ſie wohl aufſtehen, psia krew!“ Ein Tritt und ein Zerren brachten das Tantchen wieder auf die Beine.

Von fernher war jetzt ein Rollen gekommen, ein Dröhnen über holprigen Sturzacker. Aha, da waren ſchon die erſten Jagdwagen!

„Wollt ihr wohl das verdammte Lachen laſſen, ihr Hunde! Schweine! Achtung, aufgepaßt!“

Mit abgezogenem Hut, reſpektvoll zur Seite ſtehend, die Bruſt, auf der die Kriegsmedaille und das eiſerne Kreuz von 1870 prangten, vom langen Bart überwallt, begrüßte Förſter Frelikowski die Gäſte ſeines gnädigen Herrn. —

* * *

Ein ſchlimmer Tag war es heute für die Haſen von Chwaliborczyce. Löb Scheftel, der in reſpektvoller Entfernung von der Schußlinie mit ſeinem Wägelchen hielt, ſagte zu Iſidor, ſeinem Sohn: „Gott ſoll hüten, ich rechne an die zweihundert! Was rechneſt du?“

„Bin ich allwiſſend?!“ Der Sohn zog die Schultern hoch. „Wer' ich der ſchon ſagen wieviel, wenn ich wer' gezählt haben de Fellcher!“

Löb Scheftel hatte ſich eingefunden, weil er ein

Geſchäft zu machen hoffte. So viel wußte er, hätte er vorher um die Ehre erſucht, von den zu erlegenden Haſen welche erhandeln zu dürfen, wäre er rundweg abſchlägig beſchieden worden: der Herr von Chwaliborczyce machte keine Geſchäfte mit Juden. Aber ſein Förſter nahm's nicht ſo genau. Nun, und was wußte denn der gnädige Herr davon, ob fünfzig Haſen mehr oder weniger an den Wildhändler Janiszewski nach Poſen abgingen?!

Scheftel zog die Stirn in tiefe Furchen und legte den Zeigefinger bedenklich an die große Naſe: wenn der Frelikowski nur nicht gar ſo teuer mit ſeiner Ware wäre! Wer konnte dann an einem Haſen noch etwas verdienen bei den ſchlechten Zeiten!

Er ſeufzte und ſah bekümmert in die wintergraue Weite. Gar keine Ausſichten mehr! Vor zwanzig Jahren war's anders hier geweſen und vor fünfzig erſt recht. Da waren die ‚Faktors' gefahren von Gut zu Gut, und man hatte ſie in die Stube geführt und hatte ſie auch wieder hinausbegleitet und hatte ihnen die Hand gereicht. Kein Handelchen war gemacht worden ohne einen jüdiſchen Mann, kein großes und auch kein kleines. Jetzt beſorgten ſie's alle alleine!

„Ei weih!" Da war die Madame Keſtner auf Przyborowo, eine reiche Dame, eine vornehme Dame, aber handeln konnte die — Gott ſoll hüten! Die redete um einen Groſchen und um ein Viertelpfündchen, was am Gewicht fehlte — nein, um zehn Gramm ſtritt ſie, als ging's um einen Ochſen!

Löb Scheftel ſeufzte tief und fuhr ſich mit dem Ärmel des Flauſchrocks unter der ſchnüffelnden Naſe her:

es war ein Elend mit der Konkurrenz! Und daß dem Leiser Hirsch, seinem Schwiegersohn, dem einzigen Warenhaus-Inhaber im Städtchen, sich jetzt auch noch einer auf den Hals gesetzt, der eine große Spiegelscheibe im Ladenfenster hatte und Nepomuk mit Vornamen hieß, wie der Heilige, zu dem sie hier beteten, das war gar nicht zu verwinden. Ehe der seinen Laden eröffnet hatte, war der Herr Propst um den Ladentisch geschritten und hatte seinen Segen gesprochen und mit dem Weihwedel die Wände angespritzt. Wer konnte da noch konkurrieren?! Und war auch der Kleiderstoff bei Leiser Hirsch drei Groschen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Sirup süßer, das Petroleum heller, der Schnaps stärker, der Hering salziger, kostete die Hose auch nur einen Spottpreis, verloren auch die Kessel nicht gleich die Böden und die Kartoffelhacken nicht gleich die Stiele, sie liefen doch alle zum Nepomuk Wisniewski, denn der Herr Propst hatte gesprochen: ‚Kauft bei dem!'

„Isidor," sagte Löb Scheftel und kraute sich nachdenklich den spitz zugeschnittenen, von den Ohrläppchen in schmalen Streifen nach dem Kinn ziehenden Bart, „wirste sehen, wird er mir nich verkaufen die Hasen, nich einen einzigen. Wird er mer nehmen so hoch, daß es geht über meine Kraft. Nix mehr zu wollen, nix mehr zu handeln! Seit der Herr Propst hat's Geschäft eingeweiht, können wir gehen mechulle."

„Nu, mer hofft doch!" Der junge Mann blickte seinen Vater verweisend an. „Wenn du tust deinen Mund immer zum Bösen auf! Ich zieh nach Posen, ich wer' mer nich ärgern hier alle Tag!"

„Gott soll hüten, in die große Stadt?!" Ängstlich

ſah der Alte ſeinen Sohn an, als wolle er ihn mit den Augen feſthalten.

Aber Iſidor lachte. „Bin ich 'n Schlemiehl?! Werden ſe mer aufeſſen, de Poſener?! Wer verſteht's Geſchäft, kann da machen auch ſeins. Ich bin nich meſchugge, es fällt mir nich ein zu warten, bis der Propſt auch wird weihen 'nen Fleiſcher. Dann werden ſe dem verkaufen 's Rindvieh, und du kannſt wieder laufen nach Haſenfellcher!"

„Tu du deinen Mund nicht zum Böſen auf!" Ganz erſchrocken duckte Löb Scheftel den Kopf zwiſchen die Schultern und hob abwehrend beide Hände: „Gott der Gerechte wird's nicht leiden, daß er mer ruiniert auch mein Geſchäft! Soll mer jedes Pfund Fleiſch auf der Seele brennen, was ich je hab' zu ſpitz gewogen!"

„Nu nu!" Iſidor fing leiſe an zu pfeifen, und dann machte er eine weite Handbewegung: „Ich wer' der ſagen, Vater, mir is es auch in Poſen zu eng. Ich wer' lieber gleich ziehen nach Berlin. Da kann mer machen noch e beſſeres Geſchäft. Und wenn ich heirate 'ne Frau mit Meſummes, wer' ich der laſſen kommen nach. Un meine Söhne wer' ich laſſen ſtudieren Rechtsanwalt!"

„Wie heißt?!" Der Vater ſah ganz verdutzt drein. „Du wirſt heiraten 'ne Frau mit Meſummes?! Du, dem Löb Scheftel ſein Sohn aus Miaſteczko?! Du wirſt ſtudieren laſſen de Herren Söhne Rechtsanwalt?!"

„Nu, mer hofft doch! Nu, un warum nich?!"

Der junge Menſch mit dem intelligenten Geſicht lächelte ſiegesgewiß. „Was ich jetzt noch nich kann, wer' ich ſchon lernen nach und nach. Was meinſte, bin

ich der erſte, der zieht nach Berlin? Der Naphtali Cohen, mit dem ich hab' auf der Schulbank geſeſſen, und mit dem ich hab' Makkes gekriegt von den andern Jungens, der ſoll ſchon gehen an de Börſe für eigne Rechnung. Und der Salomon Itzig, der gewohnt hat zuerſt in der Straße, die ſe heißen Roſental, die aber keins is, der wohnt jetzt im Tiergarten, ſoll fahren auf Gummi und hat 'ne Frau aus 'ner feinen Meſchboche. Bin ich 'n Chammer, daß ich ſoll bleiben noch länger in Miaſteczko?!"

„Iſidor" — der Alte ſah ihn an mit einer gewiſſen Bewunderung — „du biſt 'n Chochum! Du haſt recht, 's Geſchäft iſt zu mies!" Er gähnte und horchte dann. „Gott der Gerechte, ſe knallen noch immer! Was meinſte, ob er mer wird laſſen de Haſen zu zivilem Preis?!"

„Nu, mer hofft doch!" ſprach Iſidor.

Dann ſchwiegen ſie beide und harrten fröſtelnd.

Es war ſehr rauh geworden. Den ganzen Tag hatte ſich keine Sonne vorgewagt, jetzt am Nachmittag kam die Dämmerung noch früher geſchlichen als ſonſt. Wie ein Rauch ſtand die Luft über den Feldern. Der Atem der Kälte legte ſich über den Wald in zuckrigem Guß; das ſtruppige Kieferngebüſch am Rand zeigte jede Nadel beſetzt von weißen flimmernden Härchen.

Heiſer klangen die Stimmen der Treiber, müde geſchrieen, zwiſchen dem Lärmen der Haſenklappern und dem Knallen der Schüſſe. Ein Höllenſpektakel war's, der die Haſen ſchreckte, daß ſie aufſprangen aus ihren Lagern und davon rannten, blindlings rannten, immer der Schützenlinie entgegen.

Ein Blitz — ein Knall — jeder Schuß ein Treffer! Allenthalben ballen ſich kleine Rauchwölkchen, für kurze Augenblicke über den Furchen ſchwebend, und verſchwinden dann jählings, zerriſſen von der harten Luft.

„Hallo! — huch, haſſa — hoho — het, hetz!“

Neues Geſchrei, ohrenbetäubendes Klatſchen. Klappern, Knarren, Knattern, Krachen, Kreiſchen, Tuten, Pfeifen, Trommeln, Deckelſchlagen. Wütend bellen die Apporteure, hinter der Schützenlinie von den Jagdgehilfen am Strick gehalten. Schaum vorm Maul, die Leiber lang gezerrt, gieren ſie nach etwaigen Durchbrennern. Ein ‚Apport‘, ein Loslaſſen vom Strick und — ſchnapp — mit gebrochenem Genick liegt das angeſchoſſene und doch noch flüchtige Häschen in der Ackerfurche.

Auch hinter den Treibern in den Kuſſeln am Waldrand haben ſich noch einige Schützen aufgeſtellt. Oft macht das gehetzte Wild in der Todesangſt Kehrt und ſucht auszubrechen; zwiſchen den Beinen der Treiber durch ſpringt es verzweifelt zurück ins Verſteck des Buſchwerks.

Hinter einer Kiefer, gut gedeckt, ſtand Doleſchal. Es machte ihm mehr Spaß, auf einzelne Entkommene gut gezielte Schüſſe abzugeben, als blindlings hinein zu feuern in die ganze getriebene Herde. Er hatte Feinſchrot geladen.

Ferner und ferner klang ſchon das Geſchrei der Treiber, faſt ruhig ward's im dämmernden Wald. Da — ein Sichrühren im dürren Reiſig!

Gewehr an die Backe, Finger an den Hahn — knall! Der Rammler ſchnellt heftig in die Höhe und überſchlägt ſich dabei. Aus — ein Kopfſchuß.

Und da — dort in der Dickung — noch ein zweiter! Jetzt ſieht man ihn deutlicher: ein kranker iſt's, er ſchweißt ſchon ſtark, ſein zerſchoſſener Lauf ſchleudert auf der Flucht hin und her. Auch der andere Lauf iſt verletzt. Jetzt ſcheint der kranke Haſe nur mehr über die Erde zu rutſchen — jetzt verſchwindet er ganz — raſch, auch ohne genauen Zielpunkt den erlöſenden Schuß! Ein Blitz — ein Knall —

He, was iſt das?!

Doleſchal ſteht noch immer, das Gewehr an der Backe. Eine Weiberſtimme iſt laut geworden, gellend hat ſie aufgeſchrieen. Nun iſt alles ſtill.

Wer — wo — iſt da jemand getroffen?! Ein Treiber vielleicht?! Ach was! Und doch — doch —

Vor Doleſchals Augen flimmerte es. Er ſtand wie angewurzelt. Da hörte er den Förſter Frelikowski laut ſchelten. „Psia krew, kann ſie den Hinterſten nicht einziehen, muß ſie ihn hinſtrecken, wo er nichts zu ſuchen hat?! Dämliches Luder!“

Es war jemand getroffen! Da — ja da!

Aus ſeiner Erſtarrung auffahrend, ſtürzte der Schütze hinter die Dickung. Da lag eine Geſtalt.

„He, Ciotka! Auf! Psia krew!“ Frelikowski zerrte an der Liegenden.

„Iſt ſie getroffen? Um Gottes willen!“

„Der Herr Baron brauchen ſich nicht zu ängſtigen, das hat gar nichts zu ſagen! Schmeißt Euch nicht hin! Wollt Ihr wohl?! He, Ciotka!“

„Iſt ſie getroffen — habe ich ſie getroffen?!“

Doleſchal war totenblaß geworden, auf dem durchlöcherten Rock des Weibes ſah er Blut.

Beim Klang dieſer zitternden Stimme erhob die Getroffene ein lautes Lamento. Eben hatte der Förſter ſie auf die Füße gebracht, mit einem gewaltigen Plumps ließ ſie ſich nun wieder niederfallen: nein, ſie konnte nicht gehen, ſie war tot, mauſetot! Furchtbar ſtieg ihr Heulen in die dämmernde Winterluft.

Der Förſter fluchte. Doleſchal war zur Ciotka hingekniet — wo, wo war ſie denn getroffen? Gefährlich?! Seine bebenden Finger befühlten die zerlumpten Röcke, ein Grauſen ſchüttelte ihn: Blut! Reichlicher begannen die Tropfen zu ſickern, er hatte das klebrige Naß an den Händen. „Um Himmels willen, raſch zum Doktor! Schicken Sie nach Miaſteczko! Zu Doktor Wolinski, ſchnell!“

„Ach, Herr Baron“ — Frelikowski blieb ganz ruhig — „das iſt ja alles nur Anſtellerei! Willſt du jetzt wohl gleich ſtill ſein, alte Vettel?“ Er ſchnauzte ſie gewaltig an. „Diebsgeſindel! Dem gnädigen Herrn die Haſen ſtehlen, hinter 'nem angeſchoſſenen dreinlaufen, dem eins ins Genick geben und ihn dann unter den Rock verſtecken, das iſt ſo die Manier! Das kommt jetzt davon — ſeht ihr wohl?!“ Er wendete ſich drohend zu den Treibern, deren einige herbeigelaufen waren und mit aufgeriſſenen Augen glotzten. „Daß ihr euch nicht unterſteht, auch nur einen einzigen Haſen zu mauſen! Nicht ein Löffel kommt mir fort, hört ihr? Diebsbande, ihr!“ Und dann fuhr er die Verwundete an: „Halt's Maul jetzt! Der gnädige Herr Baron wird dir ein Trinkgeld geben.“

„Ja, natürlich, ja, ja!“ Doleſchal fühlte eine ungeheure Erleichterung: wenn das mit Geld gut zu machen

wäre! Er zog seine Börse und schüttete sie in des Försters Hand aus: „Geben Sie ihr das, bitte, geben Sie ihr das!“

„Ein Schmerzensgeld! Was Angenehmeres kann der ja gar nicht passieren,“ sagte irgend jemand.

Das Geheul der Ciotka hatte auch Schützen herbeigelockt; die standen nun im Kreise herum und zeigten lachende Gesichter. Auch die Treiber, deren immer mehr und mehr geschlichen kamen, grinsten. In ihren Mienen lag sogar Neid: was war denn da weiter? Eine Ladung Schrot ins Dickfleisch! Das machte doch nichts! Jeder von ihnen hätte das gern hingenommen, denn der gnädige Herr würde nun zahlen: eine Mark, einen Taler, ein Goldstück vielleicht gar!

Ha, wie die Ciotka sich wälzte, die verstand's! Immer wenn man sie ein wenig aufgerichtet hatte, fiel sie wieder platt hin; ihre Hände krallte sie ins Gebüsch: au, au, au, sie mußte sterben! Au, au, au, sie war schon tot!

Bei jedem neuerhobenen Schmerzensgeheul zuckte der Baron zusammen. Wie war es nur gekommen, wie war es möglich, daß er sie getroffen hatte?! Sie mußte hinterm Buschwerk gekrochen sein, auf allen vieren, gegen das Verbot. Aber wenn auch, wie konnte er nur so unvorsichtig sein, so leichtsinnig — es war unverzeihlich! Er stöhnte.

„Aber Hanns-Martin, laß dich doch nicht von der alten Hexe ins Bockshorn jagen!“ Das war Paul Kestners fröhliche Stimme. Er stand neben dem Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Meinst du, meinst du wirklich, daß es nicht ge-

fährlich iſt?“ Doleſchal hob ſein ganz verſtörtes Geſicht. „Ich begreife gar nicht, wie mir das paſſieren konnte, ich — ich —“ Er wiſchte ſich über die Stirn, auf der, trotz der Kälte, Schweiß ſtand.

Der Rittmeiſter lachte. „Wie das paſſieren konnte? Nichts leichter als das! 's wäre doch nicht das erſte Mal! Die wollte auch was bei der Jagd lukrieren. Iſt dem kranken Haſen nachgekrochen — nun hat ſie 'ne Ladung Schrot im Geſäß, ſtatt den Haſen in der Taſche. Geſchieht dem Volk ganz recht, warum will's mauſen?! Na, nun laß die Geſchichte aber ruhen, komm!“

Er zog eben den Freund von den Knieen auf, als der Chwaliborczycer kam. Garczyński hatte ſich, in äußerſter Zuvorkommenheit gegen ſeine Gäſte, den entfernteſten und ungünſtigſten Standpunkt ausgewählt gehabt, nun eilte er atemlos herbei.

„Ich bitte Sie, lieber Nachbar, entſchuldigen Sie nur! Ich bin außer mir, ich bin ganz empört! Wie kann man ſolche Treiber einſtellen?! Es iſt unverantwortlich! Nein, nein“ — abwehrend hob er die Hände, als der andre etwas ſagen wollte — „nein, nein, kein Wort, ſehr liebenswürdig von Ihnen, aber es iſt meine Schuld!“ Er kehrte ſich ab, ſein Blick ſuchte den Leiter der Jagd: „Frelikowski!“

In einer Weiſe, zu der er ſich ſonſt kaum je hinreißen ließ, fuhr er den Förſter an: „Habe ich nicht befohlen: nüchterne, zuverläſſige Leute?! Wie können Sie ſich unterſtehen?! Sie können gehen — auf der Stelle — Sie können gehen!“ Er ſchrie und ſtampfte mit dem Fuß.

In dienſtlich-unterwürfiger Haltung ſtand der Förſter da, ohne ein Wort, die Blicke niedergeſchlagen auf die Ehrenzeichen ſeiner Bruſt.

Doleſchal ließ ſich von Paul Keſtner fortführen. Die Jagd war ſo wie ſo zu Ende, es wurde raſch ganz dunkel.

Munter ſchwatzte der Rittmeiſter: Gott ſei Dank, daß man bald was zu eſſen kriegte, ſeit der erſten Streife hatte man nichts über die Lippen gebracht, nur mal ab und zu einen Schluck aus der Jagdflaſche! Das Diner würde famos munden. Und Garczyński hatte gute Weine. Und Frau Jadwiga würde alle Minen ſpringen laſſen.

„Auf dich hat ſie's ja beſonders abgeſehen," ſagte er vertraulich und puffte den Freund leicht in die Seite. „Donnerwetter, wird die 'ne Toilette gemacht haben — ich möchte ſie nicht bezahlen! Na, Garczyński wird ſich auch Zeit damit laſſen. Weißt du, die kleine Staſia hat mir's verraten — allerliebſte Perſon, ich habe ſie Sonntag ein Stückchen auf dem Wagen mitgenommen, als ſie aus der Predigt kam — nimm du dich in acht vor der Garczyńska, alter Junge! So 'ne unverſtandene Frau geht gleich auf's Ganze!"

„Keine Sorge!" Ein geringſchätziges Lächeln zog für einen Augenblick über das vornehme Geſicht.

„Du biſt heute ja in ſcheußlicher Stimmung," ſagte der Rittmeiſter, „warum denn? Wegen der alten Weibsperſon? Ah bah, davon wirſt du dir doch nicht gleich die Laune verderben laſſen?!" — — —

„Nebbich, die Ciotka!" hatte Löb Scheftel gerufen und die Hände hoch erhoben, als er, ſeine Neugier in

der Entfernung nicht länger bezähmen könnend, herbeigeeilt war.

Nun luden ſie ihm die Laſt auf ſein Wägelchen.

Von der Seite ſchielend ſah Iſidor zu: da packten ſie ſeinem Alten die ‚Schickre‘ auf ſtatt der erhofften Haſen! Hatte er nicht recht, nach Berlin zu ziehen? Das Geſchäft war mies!

Löb Scheftel hatte nicht den Mut, zu opponieren: was ging ihn eigentlich die Ciotka an, hatte er ſie geſchoſſen? Aber freilich, da waren nur lauter herrſchaftliche Wagen, und, Gott ſoll hüten, es ging doch nicht an, daß die wurden mit dem Blut beſudelt!

So ſchickte er ſich ergeben drein und half den vier Mann, die jetzt vom Schreck und Schreien Schwachgewordene aufs Wägelchen zu ſchroten. Die Decke, die er mitgenommen hatte, die Haſen zu bedecken, gab er her, um ſie ihr noch überzuſpreiten.

Huh, war das kalt! Die Zähne klapperten ihm. Er hatte ſchon einen halben Tag auf die Haſen gewartet und noch nichts Warmes im Magen.

„Ihr fahrt ſie nach Pociecha,“ hatte der Förſter Frelikowski geſagt, „Ihr wißt, wo ſie wohnt. Und dann holt Ihr den Doktor — dalej, dalej!“

Nun raſſelten ſie hin auf eiliger Fahrt; hin und her gerüttelt jammerte die Ciotka bei jedem Stoß.

„Nebbich, die Ciotka,“ ſagte Löb Scheftel wieder. Und dann: „Was meinſte, Iſidor, wird der Herr Baron dran denken, mer zu zahlen de Fuhre?“

„Mer hofft doch,“ ſprach Iſidor mit undurchdringlicher Miene.

„Nu —,“ der Alte zuckte die Achſeln — „wenn

er auch nich wird dran denken, mer zu zahlen de Fuhre, wer' ich drum doch nich machen en langes Geſeire. En braver Mann, en aufgeklärter Mann! Un vielleicht, daß er mer nu wird laſſen 's nächſte Kalb billiger!"

8

Es wäre Doleſchal eine Wohltat geweſen, nach Hauſe fahren zu können, anſtatt beim Diner ſitzen bleiben zu müſſen. Das Geſchwirr um ihn her quälte ihn. Durch das Klirren der Gläſer und das Klappern des Silbers, im Durcheinanderwirren der lebhaften Tiſchunterhaltung hörte er immer den einen Ton: er hatte einmal einen alten räudigen Hund totgeſchoſſen hinter der Scheune, der hatte gerade ſo aufgeheult.

Wenn das Weib nur nicht ernſthaft verletzt war! Was gäbe er darum, wäre ihm das heute nicht paſſiert. Wäre er doch gar nicht zu der verwünſchten Jagd gefahren! Es hatte ihm nicht umſonſt ſo widerſtrebt. Aber er hatte ſich gezwungen: war es denn nicht klug, mitzumachen?

Faſt die ganze Kommiſſion war da und der Landrat und alle großen Beſitzer der Umgegend. Man ſprach davon, daß Boguszyński auf Groß-Wirſchowitz ſein Mandat niederlegen würde; Differenzen waren aufgekommen zwiſchen ihm und ſeinen Wählern, man war nicht zufrieden mit ſeiner Haltung im Reichstag. Ja, es war ſo, der alte Herr hatte ihm neulich ſelber Andeutungen gemacht! Wenn er nun daran dächte, ſich aufſtellen zu laſſen für die nächſte Reichstagswahl?! Er war noch jung, er würde ihnen ſchon entſchieden

genug sein. Und warum sollten sie ihn eigentlich nicht wählen? War er nicht aus gutem altem Haus — sein Wappenschild zeigte keinen Flecken —, lebte er nicht in geordneten Verhältnissen, förderte er nicht die Kolonisation nach besten Kräften, in jeder Weise? Die Leute hatten Zutrauen zu ihm, vielleicht fast mehr als zu dem eigens dazu bestellten Vertrauensmann, dem Gutsverwalter. Der Bräuer zum Beispiel hatte sich lieber bei ihm die Zugochsen gekauft und die Kühe, anstatt durch Vermittlung der Kommission; und auf sein Saatgetreide setzten sie auch mehr Hoffnungen als auf das gelieferte. Und vor allen Dingen, war sein Deutschau nicht der innerste Kernpunkt des hiesigen Deutschtums? Und war das auch stets gewesen, mitten im Polentum, schon von Vaters, von Großvaters Zeiten her? Wer konnte sich desgleichen rühmen?!

Stolz hob er den Kopf und ließ seinen Blick die Tafel hinunterschweifen. Wer konnte wider ihn sein? Höchstens doch der Pole!

Aber da — halt! Er stieß auf das Gesicht von Kestner, und seine Brauen schoben sich zusammen. Leider verknüpfte nicht alle Deutschen miteinander das gleiche starke Band! Da waren manche, denen es schwer wurde, die eignen kleinlichen Interessen dem großen allgemeinen Interesse unterzuordnen. Pah, aber nur keine Sorge, die —

„So in Gedanken?“

Doleschal fuhr zusammen. Die Hausfrau, die neben ihm saß, hatte für einen Augenblick die Hand auf den Ärmel seines Jagdfracks gelegt.

„Haben Sie mich denn ganz vergessen?“

„Verzeihung, Gnädigſte!“ Er errötete: ſie hatte recht, er hatte ſie ſchmählich vernachläſſigt! Ihre Fingerſpitzen ergreifend führte er ſie leicht an die Lippen; ſein Schnurrbart kitzelte die ſchöne Hand.

Frau Jadwiga lächelte ihn an, den entblößten Nacken näher zu ihm neigend wollte ſie ihm eben eine ihrer amüſanten Bemerkungen zuflüſtern, die ſie machte, wenn ſie in Laune war, als gegenüber der Landrat an ſein Glas ſchlug.

Ah, ein Toaſt! Das Stimmengewirr verſtummte nur allmählich, wie widerwillig; die Herren waren ſchon äußerſt animiert. Es war ſcharf getrunken worden. Überall erhitzte Geſichter. Keſtner am linken Flügel, in einer Gruppe von Landwirten, hatte bereits ganz kleine müde Augen, aber er beteiligte ſich doch noch intereſſiert an der Unterhaltung. In der eintretenden Stille hörte man ihn gerade noch grämeln: „Das ſagen Sie ſo; hochnehmen, hochnehmen! Natürlich, höheren Zoll verlangen wir — müſſen wir verlangen! Ganz meine Meinung. Herunterhandeln wird uns der Staat doch ſchon wieder was! Ä, der —“

„St —!“

Der Landrat klopfte noch einmal energiſcher ans Glas.

„Gnädigſte Frau! Meine Herren!“

Was würde nun kommen?! Doleſchal ſah ernſtaufmerkſam drein. Der Landrat war nie ein hervorragender Redner, heute ſchien er es noch weniger zu ſein; ſein Kopf war ſehr rot, die Zunge gehorchte nur ſchwerfällig.

Himmel, was redete der denn da von Deutſchtum, immer von Deutſchtum?! Das war doch kein Thema

zwiſchen Eis und Käſe! Und gerade hier in dieſem Hauſe! Man war doch bei einem Polen zu Gaſt! Peinlich berührt biß ſich Doleſchal auf die Lippen.

Einen raſchen Blick warf er die Tafel hinunter: Lauter Deutſche! Keſtner und ſeine beiden Söhne — hier: Rittergutsbeſitzer von Klinkor auf Uſtaszewo — da: Amtmann Rittner aus Paulsborn bei Miaſteczko — dort: Müller aus Wilhelmshöh und Riedemann aus Bismarcksau — drüben: Baron Bobrau auf Bobrowo — dann der Laskowoer, der Zajezierzer und Herr von Libau auf Michalcza — unten am Tiſch ein paar Gutsverwalter, frühere Offiziere — links und rechts vom Hausherrn die Herren der Kommiſſion! Garczyński war der einzige von der andern Nationalität. Wahrhaftig, dieſes ſtarke Betonen des deutſchen Übergewichts war in dieſer Situation nicht am Platze!

Doleſchal rückte unruhig mit ſeinem Stuhl, das Blut ſtieg ihm zu Kopf: welche Verlegenheit! Der Gaſtgeber mußte ſich ja verletzt fühlen. Er, der ein ſo außerordentlich liebenswürdiger Wirt war, mußte ſich im eignen Hauſe ſagen laſſen, daß nur dort, wo Deutſche zuſammenſitzen, ein einiger Geiſt, eine harmloſe Fröhlichkeit zu finden ſeien, daß nur dort, wo deutſche Herzlichkeit und deutſche Bildung in ſchöner Paarung den Ton der Geſellſchaft beeinfluſſen, ſich — ſich —

Jetzt ſtockerte der Redner etwas, um dann mit kühnem Sprung auf den eigentlichen Zweck ſeines Toaſtes zu kommen, nämlich den: den liebenswürdigen Jagdherrn und ſeine ebenſo liebenswürdige, durch Gaben der Schönheit und des Geiſtes gleich ausgezeichnete Frau Gemahlin leben zu laſſen.

„Meine Herren, und dann erheben Sie ſich von Ihren Sitzen! Unſer verehrter Garczyński, als getreuer Nachbar und lieber Freund — nein, mehr als das — als Vertreter einer Nation, die allzeit dafür berühmt war, Ritterlichkeit und Gaſtfreundlichkeit in vollendetſter Weiſe zu üben, wird, wenn er auch —"

Der Landrat ſtutzte. Ein Klirren ſtörte ihn. Das Sektglas, deſſen feinen Stiel Doleſchals Hand umfaßt hielt, war zerbrochen — ein Knick, die kriſtallenen Scherben lagen auf dem Tiſch.

Aber es war nur eine flüchtige Unterbrechung. Wenn auch nicht ganz den abgeriſſenen Faden wiederfindend, ſchloß der Redner doch ſiegreich:

„Unſer liebenswürdiger Gaſtgeber wird mit uns rufen: Dem oberſten Jagdherrn aller Jagden, dem ſtarken Schirmherrn unſrer Oſtmark, ein donnerndes Weidmannsheil!"

Was nun?! Von Verlegenheit übermannt, wagte Doleſchal kaum zu Garczyński hinzublicken, aber — verwundert und zugleich erleichtert ſah er's — dieſer lächelte und hob ſein Glas.

Im allgemeinen, jetzt doppelt laut losbrechenden Geſchwirr, hörte man deutlich die ſcharf akzentuierende Stimme:

„Meine Herren, ich trinke noch beſonders auf das Wohl der ſtarken Stützen unſrer Oſtmark — meine Gäſte, ſie leben hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!"

Allgemeine Begeiſterung. Man war aufgeſprungen, ſtieß die Gläſer aneinander und ließ ſich mit Vergnügen ſelber leben. Ein famoſer Kerl war doch der Garczyński! Ja, die Polen, die verſtanden's!

Alle Gäſte, auch ſolche, die nicht mehr ganz feſt ſtanden, ſtrömten zu Garczyński hin. Jeder wollte mit

ihm anstoßen. Es gingen der Sektgläser noch mehrere in Scherben. Man lachte, klopfte sich auf die Schultern, ja, man umarmte sich sogar.

„Du, mein alter Herr hat einen sitzen! Hör' mal!" flüsterte Paul im Vorbeipassieren, sein Glas hochhaltend, lachend dem Freunde zu.

Kestner hatte eben mit dem Hausherrn angestoßen. „Mein lieber Garczyński, das haben Sie gut gesagt! Alter Freund, sehr gut! Wir, starke Stützen der Ostmark, starke Stützen —" das Wort schien ihm ausnehmend zu gefallen, er konnte sich gar nicht davon trennen — „starke Stützen, prost, prost!"

Doleschal fühlte eine jähe Gereiztheit. Seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen schürzten sich. Als nun Kestner auch auf ihn zutrat, vergnüglich sein Glas hinhaltend, in Weinlaune, zeigte sein Gesicht eine eisige Abwehr.

Aber Kestner bemerkte diese nicht. Er stieß gegen des andren Glas, das unerhoben auf dem Tische stand.

„Na, da wollen wir uns mal leben lassen! Hoch, hoch, — wir, starke Stützen der Ostmark — starke Stützen — prost!" Sein sonst so verdrießliches Gesicht lachte heut breit; er war sehr gemütlich.

Aber in Doleschal stieg etwas Unbezähmbares auf; die Nervosität, die heute in ihm vibrierte, wurde zur Heftigkeit. Bis in die Lippen erblassend, lachte er laut heraus: „Stützen der Ostmark?! Haha!" Dieser hier mit seiner erbärmlichen Krämerpolitik wagte sich eine Stütze der Ostmark zu nennen, eine Stütze? Sein Lachen wurde beleidigend.

Jetzt dämmerte dem andern doch etwas, trotz der Be-

nebeltheit. Ganz verdutzt ſah Keſtner erſt drein, dann zog er argwöhniſch die Brauen hoch: „Was — warum lachen Sie denn ſo?“

Da drehte ſich Doleſchal kurz von ihm ab: „Über die ſtarken Stützen,“ und hatte zugleich das Gefühl: ſag's nicht, du machſt dir einen Todfeind! Aber er ſagte es doch.

Um ihn her ging die Unterhaltung weiter, immer angeregter wurde ſie und immer zwangloſer. Man war jetzt vom Deſſert aufgeſtanden, hatte ſich geſegnete Mahlzeit gewünſcht und ſtand in Gruppen beiſammen. Er ſtand allein; wie lange ſchon, wußte er nicht, aber er fühlte ſich plötzlich vereinſamt. Er ſah ſich nach Paul um; dem präſentierte die hübſche Zoſe eben Likör, und er beugte ſich gerade mit einem Scherz zu ihr nieder, und ſie lächelte, die Augen niederſchlagend auf das ſilberne Tablett. Auch der jüngere Keſtner war in Anſpruch genommen. Der Vater hatte ſeinen zweiten Sohn, den Referendar, den Herren von der Kommiſſion präſentiert und hatte ihn nun mit dem Landrat zuſammengebracht; der junge Mann ſtand, reſpektvoll zuhörend, in wohlerzogener Haltung.

Aha — um Doleſchals Lippen zuckte es ſarkaſtiſch — überall die eignen kleinen Sonderintereſſen! Und von dem warmen erleuchteten Eßſaal, auf deſſen Tiſch, unter den dicken, duftenden Wachskerzen der Armleuchter, reiches Silber ſtand und eisgekühlte Sektflaſchen glitten ſeine Gedanken hinaus ins weite Land. Draußen war's rauh. Von allen Seiten ſchnob der Wind über die ungeſchützte Fläche; um die kleinen Häuschen der Anſiedlung fauchte er wie ein böſes Tier. Und ſchwarz drohte der Kirchturm von Pociecha-Dorf.

„Geſegnete Mahlzeit — na, immer noch ſo ſchlechter Laune?“ Paul war zu ihm getreten und hatte ihm die warme Hand auf die Schulter gelegt. „Na, warum denn nur? Ich begreife dich nicht. Doch ganz famos heute! Ich muß wirklich Garczyński alles abbitten — Diner tiptop, Sektmarke vorzüglich — glänzender Wirt! Komm, ſetzen wir uns jetzt ein bißchen zuſammen, ſei nicht ungemütlich!“

Auch der Referendar kam nun heran: „Kommen Sie, Doleſchal, im Nebenzimmer gibt's Kaffee! Paul, ihr ſeid doch dabei? Wir wollen dann eine kleine Bank auflegen. Was ſagſt du?“ — er ſtieß lachend ſeinen Bruder an — „Garczyński hat ſelbſt unſern alten Herrn 'rumgekriegt!“ Beide Brüder waren höchlichſt amüſiert.

„Ich ſpiele nicht!“ Doleſchal warf den Kopf in den Nacken.

„Aber warum denn nicht?“ Ganz verwundert riß der Rittmeiſter ſeine gutmütigen Augen auf. „Was ſoll man denn ſonſt machen nach Tiſch?“

„Ich werde mich empfehlen. Adieu, Paul! Adieu, Richard!“ So kühl hatte Doleſchal ſonſt nie den beiden Brüdern die Hand gereicht. „Ich gehe ganz ſtill fort, macht kein Aufhebens, adieu!“

Er war zur Tür hinausgekommen, ohne daß jemand ſein Fortgehen bemerkt hatte. Draußen auf dem Steinflur, deſſen ausgetretene rote Ziegel heute mit koſtbaren Teppichen überdeckt waren, ſtob bei ſeinem Nahen ein Pärchen auseinander. War das nicht der Inſpektor Schulz und ein Frauenzimmer?! Aber er hatte nicht weiter acht auf die beiden; all ſeine Gedanken, all ſeine Sinne waren

in Anſpruch genommen von einem Gefühl, deſſen Urſprung ihm nicht klar zum Bewußtſein kam. War es einzig ſein Jagd-Malheur, das ihn ſo niederdrückte?

Mit eiligen Schritten ging er auf den Hof, ſich ſelber ſeinen Kutſcher zu ſuchen. Raſch anſpannen, nach Hauſe! Sowie er nur wieder in Deutſchau war, nur wieder Helenens Auge auf ſich ruhen fühlte, ihre Hand in der ſeinen hielt, würde ihm leichter ſein und freier zu Sinn!

Aber wie er auch rief und pfiff, kein Kutſcher kam. Wo ſteckte der? Den Nachtwächter, der gerade die erſte Runde machte, ſchickte er auf die Suche.

Der Stróž fand den Säumigen denn auch gleich. Aus der nächſten Scheune kam der Niemczycer Kutſcher angelaufen, kurz von Atem und ſehr verlegen. Er behauptete, geſchlafen zu haben, Strohhalme hingen ihm auch noch an, aber Doleſchal ſah, trotz der ſpärlichen Beleuchtung, einen fliehenden Weiberſchatten aus der Scheune huſchen. Schämte ſich der Menſch denn gar nicht, war ein alter Ehemann, hatte ſchon große Kinder und gab ſich noch mit den Hofdirnen ab?!

Heut ſchien alles darauf angelegt, ihn zu verſtimmen. Mit gerunzelter Stirn ſtand Doleſchal und wartete, bis angeſpannt war, da kam die Zofe aus dem Hauſe gelaufen:

„Herr Baron, Herr Baron! Die gnädige Frau läßt doch ſehr bitten, der Herr Baron möchten doch nicht fortgehen, ohne der gnädigen Frau Adieu zu ſagen!“

Doleſchal fühlte ſich ganz beſchämt. Er hatte ſich heute ſo wenig um die Dame des Hauſes gekümmert — gar nicht — er hatte es nicht einmal bemerkt, daß

ſie ſich beim Deſſert ſchon zurückgezogen. Es war wirklich liebenswürdig von ihr, ihm das nicht nachzutragen! Ja, die Frauen waren doch immer noch die Großherzigen in dieſer Welt voller Kleinlichkeiten!

Willig folgte er der Zofe, die in ihrem, für eine dienende Perſon unverhältnismäßig eleganten Kleide, mit ihren langen baumelnden Goldgehängen in den Ohren, vor ihm her huſchte. Er ſah nicht ihr verſchmitztes Geſicht. Die Treppe hinauf, durch einen langen halbdunklen Gang führte ſie ihn, dann öffnete ſie raſch eine Tür und ſchloß dieſe eben ſo raſch und leiſe wieder hinter ihm. Es wäre ihm an einem andern Tag vielleicht aufgefallen, daß ſie ſo heimlich tat, als führe ſie ihn zu einem Stelldichein; heute hatte er des nicht acht.

Sie hatte ihn in Frau Jadwigas Zimmer eingelaſſen. Auf der roten riſſigen Tapete lag ein vertrauliches Halbdunkel; die verhängte Lampe auf dem Tiſchchen warf nur einen weichen Schein auf die Dame im Seſſel und auf das elegante, ſeidenverhängte Himmelbett hinter ihr. Das ganze Zimmer war durchduftet von dem Parfüm, das Frau Jadwiga liebte.

Sie war noch in Toilette; der ſchöne weiße Hals frei. Ungezwungen reichte ſie ihm die Hand. „Sie wollen ſchon fortgehen, Baron?“ Ihre langbewimperten Lider ſchlugen raſch auf und nieder, wie die zarten Flügel eines Schmetterlings.

„Gnädigſte Frau, ja! Ich bin heute ein ſchlechter Geſellſchafter, verzeihen Sie — aber — aber — Sie wiſſen vielleicht“ — ihm kam's plötzlich wie ein rettender Gedanke, ſich dahinter zu verſchanzen — „welch ein Malheur ich heute bei der Jagd gehabt habe?“

„Ich weiß. Sie Guter!“ Sie nahm ſeine Hand und drückte ſie herzlich; faſt liebkoſend glitt ihr Blick über ihn hin. „Das tut mir ja ſo leid! Mußte gerade Ihnen das paſſieren! Wenn's einem andern paſſiert wäre, meinem Mann zum Beiſpiel,“ — ſie lachte hart und zog wie in plötzlicher Schmerzempfindung die Brauen zuſammen — „der hätte ſich gar nichts daraus gemacht. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, bleiben Sie nur noch, ich habe ja ſchon nach Pociecha geſchickt. Es hat gar nichts auf ſich, es geht der Perſon ganz gut!“

„Sie — Sie haben ſich ſchon erkundigen laſſen? O!“ Er war völlig überraſcht. „Gnädigſte Frau, das haben Sie getan?“

Sie lachte wie ein Kind, dem eine Überraſchung geglückt iſt. Und dann ſagte ſie leiſe, faſt ſchüchtern, mit geſenktem Blick: „Ich wußte ja, daß es Sie freuen würde!“

„Liebe gnädige Frau!“ Er faßte ihre Hand und küßte ſie. Aber diesmal war es nicht bloß der blonde Schnurrbart, der ihren Handrücken ſtreifte, ſie fühlte ſeine kühlen und doch ſo warmen Lippen.

Für einen Moment ſchloß ſie die Augen — ah, das war dasſelbe wonnige, zum Vergehen angenehme Gefühl, das ſie ſtets durchrieſelte unterm Kratzen der alten Nepomucena! Mehr — mehr! Sie öffnete die Lippen, den Kopf ein wenig hintenüber legend, ſchlug ſie die großen ſchwimmenden Augen auf.

Er ſah den Blick nicht. Neben ihr ſitzend, ſah er gerade aus und ſprach wie zu einer Dritten, in einem warmen Gefühl: „Das Beſte, was wir haben, ſind doch unſre Frauen! Eines Mannes größtes Glück iſt eine gute Frau!“

Wie er das ſagte! Ganz einfach, ſchlicht, in einem Ton, den ſie noch nicht von ihm gehört hatte — aber das galt nicht ihr, nein, das galt einer andern — jener — ſeiner Frau!

Wie das Fell einer Katze, das man gegen den Strich ſtreichelt, vibrierte ihr Geſicht. Ihre Naſenflügel bebten nervös, die kurze Oberlippe zuckte. Das Taſchentuch in ihren Händen zu einem Bällchen drehend und wieder auseinander zerrend, hörte ſie gar nicht mehr, was er ſprach. Dieſe Worte galten nicht ihr — ſie fühlte das. Und ein Haß ſtieg in ihr auf gegen jene langweilige blonde, deutſche Frau. Und auch gegen ihn. Er war beſchränkt — o, dieſe großen, blonden, deutſchen Männer, o wie dumm! Sie gähnte.

„Sie ſind abgeſpannt!“ Doleſchal ſprang haſtig auf. „Verzeihung, ich hätte längſt gehen ſollen, aber Ihre große Güte und Liebenswürdigkeit haben mir das Herz warm gemacht. Haben Sie tauſend Dank! Nun“ — ein freundlicher Glanz machte ſein Geſicht ſehr anziehend, — „nun, raſch zu meiner Frau!“

Sie hielt an ſich, bis ſein feſter Tritt draußen auf dem Gang ausgehallt hatte, bis ſie drunten nicht mehr ſeine Befehle an den Kutſcher hörte, auch nicht mehr das Rollen ſeines Wagens auf dem hartgefrornen Hof; dann brach ſie in ein Lachen aus. Das war einmal verlorene Mühe geweſen — haha — nicht einmal angeſehen hatte er ſie!

Glühendes Rot der Beſchämung und des Zorns ſtieg ihr zu Kopf. Das Lachen ging in ein Weinen über, in ein heftiges ungebärdiges Schluchzen. Sie biß in ihr Taſchentuch, zerriß es und ſchleuderte die Fetzen in einen Winkel; ihr Schluchzen wurde zum Schreien. Ein

Krampf ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen; in die Kehle ſtieg es ihr wie eine Kugel. Kaum noch, daß ſie den Klingelzug erreichte.

Als Staſia nach geraumer Weile erſchien, lag die Herrin vorm Bett auf den Knieen, ſtöhnend, das Geſicht verzerrt. Kein Cognac half, keine Eau de Cologne; die Zofe lief, den Herrn zu rufen.

Garczyński blieb ſehr ruhig; er kannte dieſe Zufälle. Geſchickt das enge Kleid aufſchnürend, hob er ſeine Frau aufs Bett und füllte dann die kleine Spritze mit der waſſerhellen Flüſſigkeit, die Doktor Wolinski verſchrieben hatte — freilich nur für den äußerſten Notfall. Aber war's jetzt nicht der äußerſte Notfall? Vielleicht ſchaffte der Anblick allein ſchon Linderung; er legte die Spritze aufs Tiſchchen am Bett. Sich über die Leidende beugend, hauchte er erſt auf ihre linke, dann auf ihre rechte Wange einen leichten Kuß: „Gute Beſſerung, meine Teuerſte!" und ſtahl ſich dann auf den Zehenſpitzen wieder hinaus. Nach dem Doktor hatte er ſchon einen Wagen geſchickt, auch die alte Nepomucena rufen laſſen. Etwas andres konnte er wirklich beim beſten Willen nicht für ſie tun — ſeine Gäſte warteten, er hielt die Bank, ohne ihn ſtoppte das Spiel!

Jadwiga lag, mühſam atmend, wie unter einer ſchweren Laſt. Sie fühlte Schmerzen in der Bruſt, im Magen, im Rücken, ein Ziehen bis in die Fingerſpitzen und um die Taille ein eiſernes Band.

Kam der Doktor denn noch nicht, wo blieb der ſaumſelige Menſch?! Sollte ſie hilflos ſterben? Ach, da war keiner, dem ſie teuer war! Ihr Mann ſaß unten bei ſeinen Spielern, und — er — bei ſeiner Frau!

„Ha!“ Wieder ein neuer Anfall; ſie knirſchte mit den Zähnen und verdrehte die Augen. Staſia näherte ſich mit einer Wärmflaſche; die Herrin hatte über eiſige Füße geklagt.

„Au, du brennſt mich ja! Tolpatſch!“ Die Hand der Kranken fiel klatſchend auf die Wange des Mädchens. Und dann ein Tritt — krach — die Wärmflaſche flog zum Bett hinaus und ergoß, aufſpringend, all ihr heißes Waſſer über den Teppich.

„Ach, ich ſterbe! ich ſterbe! Gnade! Heilige Mutter! Au, dieſe Schmerzen! Bete, Staſia, bete!“

Die Zofe war's gewohnt: wenn die Herrin litt, mußte ſie beten. Und ſo kniete ſie denn, ihr elegantes Kleid ein wenig raffend, auf den durchnäßten Teppich nieder, kehrte die Augen nach oben, legte die Hände zuſammen und begann. Ihr monotones Leiern verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der Herrin ſtarrer Blick begann ſich allmählich zu mildern, die Lider zuckten — nun ſenkten ſie ſich, und Tränen in ſchier unendlicher Flut ſtrömten darunter hervor.

„Bete, bete, ich ſchenke dir auch die rotſeidene Bluſe — den Sonnenſchirm — ach, bete nur, bete!“

Staſia leierte noch eine Weile. Ah, nun hatte die Pani die Augen zugemacht! Wenn ſie doch raſch einſchliefe! Das würde wohl wieder eine ſchöne Nacht werden! Statt ſich zu amüſieren, konnte man wohl gar hier auf den Knieen liegen?! Psia krew! Wenn doch wenigſtens die Nepomucena bald käme, das alte Geſpenſt!

„Bete, bete!“ ſtöhnte die Herrin.

„Ich bete ja in einem fort!“ Staſia ſchnitt eine unartige Grimaſſe: was ſcherte ſie die rotſeidene Bluſe

und der Sonnenſchirm! Sie wollte viel lieber bei Pan Szulc auf dem Sofa ſitzen.

Draußen raſchelte es, leiſe wurde an die Tür geklopft. Aha, die Nepomucena!

Aber es war nur der Bote, den man nach ihr geſchickt hatte. Die Nepomucena war krank, lag im Bett und ſchwitzte, und der Huſten quälte ſie auf der Bruſt.

„Krank —?!“ Staſia machte ein langes Geſicht.

„Krank?“ wiederholte auch die Leidende. Sie ſetzte ſich haſtig aufrecht in den Kiſſen, ihr Geſicht rötete ſich: die Nepomucena ſollte kommen, mußte kommen!

„Die Filomena läßt fragen, ob die gnädige Pani nicht will erlauben, ihr zu kommen, anſtatt der Mutter?“ flüſterte der Bote.

„Die Nepomucena ſoll kommen, auf der Stelle!“ Die Herrin ſchrie laut. „O, dieſe Schmerzen, dieſe Schmerzen.“ Nein, das Morphium half diesmal gar nichts! „Die Nepomucena, die Nepomucena!“

Weniges ſpäter jagte ein zweiter Wagen zum Hoftor hinaus, hin nach den Hütten der Komorniks. Wenn die Nepomucena denn durchaus nicht gehen konnte, ſo ſollte ſie fahren.

* * *

Der Stróž auf dem Hofe hatte längſt Mitternacht gepfiffen, als endlich Ruhe ins Herrenhaus kam.

Die alte Nepomucena war da geweſen; von zweien geführt war ſie hinauf gewankt, aber da war die Herrin ſchon eingeſchlafen geweſen.

Frau Jadwiga ſchlief ſo feſt, daß ſie nicht einmal

mehr die Abfahrt der Gäſte gehört hatte. Mit viel Gepolter war dieſe vor ſich gegangen und mit viel Gelächter. Türen waren geworfen worden; über den Flur ſchlorrten die Herren und verſtrickten die ſchweren Füße in die Teppiche. Auf den Stufen der Hoftreppe, die die Mitternacht mit ihrem eiſigen Hauch überglaſt hatte, waren ihrer einige faſt zu Falle gekommen. Noch auf den Wagentritten ſtrauchelten ſie.

Garczyński taten Arm und Schulter weh, denn er hatte es ſich nicht nehmen laſſen, perſönlich jedem ſeiner Gäſte in den Wagen zu helfen. Der Diener durfte nur ein wenig nachlupfen, die Pelzdecke zurechtzupfen und den Schlag ſchließen. Erleichtert atmete der Hausherr auf, als die letzte Verbeugung gemacht, zum letzten Mal grüßend mit der Hand gewinkt war: „Auf Wiederſehen, auf Wiederſehen! Herzlichſten Dank! Wohl bekomm's!“

Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu ſein, ſuchte Garczyński ſein Bett auf. Er überdachte: das hatte wiederum eine Menge Geld gekoſtet, aber der Erfolg würde ſchon zeigen, daß es ſich verlohnte, noch einmal zur Bezahlung der notwendigſten Rechnungen ein Stückchen Wald zu ſchlagen. Die Kommiſſion würde ja doch wahrſcheinlich alles herunterhauen. Eigentlich ſchade um den Wald, in dem die alten Garczyńskis einſt Wolf und Bär und Hirſch und Elch gejagt hatten! Pah, jetzt gab's ja doch nur noch miſerable Haſen, ſelten genug Rehe darin, und die Hauptſache war, daß die Kommiſſion kaufte! Und die würde kaufen; angebiſſen hatte ſie bereits. Das heutige Jagddiner hatte das Objekt entſchieden um zwanzigtauſend Mark Wert erhöht; viel fehlte nicht mehr am geforderten Preis.

Und die Kandidatur war entſchieden auch ausſichtsreicher geworden. Alle Gäſte hatten ihn ihrer Hochachtung verſichert, der Landrat ihn ſogar noch vor der Abfahrt heimlich in eine Ecke genommen: „Mein Beſter, ich höre, Sie wollen ſich aufſtellen laſſen bei der nächſten Wahl? Gratulor! Gratulor!“ Er hatte mit den weinmüden Augen ihm zugezwinkert und ihm verſtändnisinnig die Hand gedrückt. Wenn die nicht wider ihn waren, wer ſollte denn wider ihn ſein? Górka hatte ihm verſichert, daß er die Kandidatur wagen könne: von höchſter Stelle aus werde die Hand über ihn gehalten, und — der Pole dehnte ſich behaglich in ſeinem weichen Bett und gähnte aus Herzensgrund —, dann war ja kein Fehlſchlag zu fürchten! Der Niemczycer konnte einem ordentlich leid tun — wenn der ſich etwa mit Hoffnungen trug?!

Ganz ruhig ſchlief Alekſander von Garczyński ein. —

Der Haupthau lag nun dunkel, nur im Seitenflügel, im Zimmer von Pan Szule brannte noch Licht. Man genierte ſich da ſo wenig, daß man nicht einmal die Rouleaux herunterließ. Staſia hatte die ſteile Dienerſtiege, die verfetteten und beſpuckten Steinſtufen, die zur Inſpektorwohnung führten, manches hinaufgeſchafft: Auſtern, Paſtete, Mayonnaiſe, Kompotts, Torte, Eis und vor allem Wein: Ungar und Sekt. Der kleine Tiſch in der engen Inſpektorſtube war überladen; im Waſchbecken ſtanden die Sektflaſchen.

Gott ſei Dank, die Mamſell ſchlief ſchon! Die hatte genug von den Laſten des Tages. Aber der fremde Koch, den man aus Poſen hatte kommen laſſen, würde mitmachen. Staſia hatte auch einen anſtrengenden Tag

hinter ſich, vom frühen Morgen an war ſie auf den Füßen geweſen, man hatte ſie hier und dorthin gerufen, überall gebrauchte man ſie — und was hatte allein die Friſur der Herrin für Schweiß gekoſtet! Und zuletzt noch dieſe Beterei!

Und doch tanzten Staſia jetzt noch die Augen im Kopf. Nur mit einem ganz leichten Gähnen lehnte ſie ſich an Herrn Szulc. Ein klein wenig maulte ſie: kaum ein Trinkgeld hatte es gegeben für all die Plackerei! Alle Herren hatten in den Taſchen geſucht — der Herr Rittmeiſter war ganz ſchamrot geworden, daß er keinen Taler mehr für ſie fand, nur ein lumpiges Markſtück!

„Hihihi!“ Sie kicherte in ſich hinein, und dann ſchüttelte ſie ſich vor Lachen, daß ihre langen goldenen Ohrgehänge baumelten: die hatte der gnädige Pan einmal wieder ordentlich ausgeleert!

Der hübſche Inſpektor ſchlang den Arm um die Luſtige. Sie ſaßen miteinander auf dem harten Lederſofa, deſſen Heufüllung durch verſchiedene Schlitze herausquoll. Szulc ſpießte mit ſeinem Taſchenmeſſer die Leckerbiſſen auf — Gabel und Meſſer hatte man nicht —, Staſia aß mit den Fingern. Nur ein paar Biertulpen waren oben, ſo tranken ſie den Sekt aus dieſen. Übermütig goß das Mädchen die Neige ſeines Glaſes dem Mann auf den Kopf: „Wohl bekomme es dir!“

Der Poſener Koch amüſierte ſich königlich: ei, konnte die ſaufen!

Die Männer hätten ſie gerne trunken gemacht, aber Staſia widerſtand ſchlau: ſie würde ſich ſchön hüten, dazu konnten ſie ſich andre holen!

Ja, das wollten ſie auch! Szulc ſchlug auf den

Tiſch. Eine, noch dazu eine, die nicht trunken war, war viel zu wenig! Wenn die Hofmägde nicht ſtruppig waren, nicht voll vom Staub des Ackers oder der Kuhjauche, waren ſie hübſch genug!

Staſia lachte: mochte er ſich denn doch welche holen! Aber daß er ſich nicht verriet, wenn er zum Mägdehaus tappte! Leiſe, leiſe! Und dann mußte man durch die Gitterſtäbe des Fenſterchens die Hand zwängen und anpochen, dann machten ſie auf.

Er lachte ſie aus: als ob er das nicht ſelber wüßte! —

Ihrer fünf, die Hübſcheſten, fanden ſich bald ein; wie durften ſie zögern, wenn Pan Inſpektor ſagte: ‚Dalej!‘

Mit rotgeſchlafenen Backen, die Zöpfe hängend, die Augen erſchrocken aufreißend, drückten ſie ſich erſt ſtumm auf einen Haufen. Aber der ſüße Wein, den man ihnen reichlich gab, löſte ihnen bald die Zungen. Sie ſchwatzten und ſangen; am liebſten hätten ſie getanzt. Die kleine Inſpektorſtube, die ſo niedrig war, daß man die Decke faſt mit der Hand erreichen konnte, war überfüllt. Auch den Schreiber, der nebenan wohnte, hatte man noch zuziehen müſſen. Man mußte ſich dicht zuſammendrängen, jeder Mann hatte zwei Mädchen auf dem Schoß.

Ein Gekicher, ein Gejuchze, ein Gepolter, ein Gekreiſch, ein Geſinge, ein Gegröhle war in der Inſpektorſtube, daß der Stróž, der ſeine einſame nächtliche Runde über den Hof machte, unterm Fenſter ſtehen blieb und verlangend mit ſeinen roten Augen hinaufplierte: die tranken, wenn doch auch für ihn etwas abfiele! Er pfiff, daß ſie doch merkten, daß einer unterdes für ſie wachte.

Da öffnete ſich das niedrige Fenſter: „He, Stróž!“

Der Stróż glotzte nach oben mit offenem Munde. Im Lichtſtreifen, der aus der Stube fiel, ſchwenkte ein Arm eine Flaſche. „He, Kopf hintenüber, Maul auf! Sollſt auch was abkriegen! Aufgepaßt!“

Der Nachtwächter riß den zahnloſen Mund auf und ſtreckte gierig die Zunge aus.

Von oben herunter goß jetzt eine Sektſtraufe, aber ſie traf nicht ins geöffnete Tor; auf die Pflaſterſteine unterm Fenſter plätſcherte ſie.

Da kniete der alte Mann nieder und leckte.

Oben waren ſie jetzt alle des ſüßen Weines voll. Die Hofmägde lachten ſinnlos. Pan Szulc hatte ſie heimlich mit ihren langen Zöpfen aneinander gebunden; nun hieß er ſie aufſtehen, und ſie riſſen ſich kreiſchend zu Boden.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür. Auf der Bordſchwelle ſtand der junge gnädige Herr, im eleganten Nachthemd, nur die Hoſen an. Sein Knabengeſicht blickte mit weitaufgeriſſenen Augen.

„Psia krew!“ Der Inſpektor taumelte auf, um haſtig die Lampe zu verlöſchen.

Aber Staſia hatte noch Beſinnung genug: 's war ja nur Pan Bolek, das machte nichts!

Und ſie ſprang auf den jungen Menſchen zu, faßte ihn um den Hals und zog ihn vollends in die Stube.

— — — — — — — — — — — —

Der Tag graute, froſtig und nüchtern. Wie Opfer der Seekrankheit über Bord, beugten die Hofmägde ihre Köpfe über die Fenſterbrüſtung. Drinnen auch ein Bild der Verwüſtung. Flaſchen und Schüſſeln und Überreſte am Boden, ſchwerer Zigarettenduft in der Luft, gemiſcht mit dem Duft der Weinneigen.

Grünblaß ſaß Herr Boleslaw auf dem Lederſofa zwiſchen Staſia und Herrn Szulc. Vergebens pries der Inſpektor lallend einen kräftigen Schnaps an. Der junge Herr ſchüttelte verneinend den Kopf, wie zerbrochen hing er in des Mädchens Armen. Auch Staſia war jetzt kreidebleich, aber durch ihr umnebeltes Gehirn ſchoß doch noch ein Gedanke: der junge Herr mußte zu Bett — fort — zu Bett! Sie rüttelte ihn, er fiel ihr weinend um den Hals.

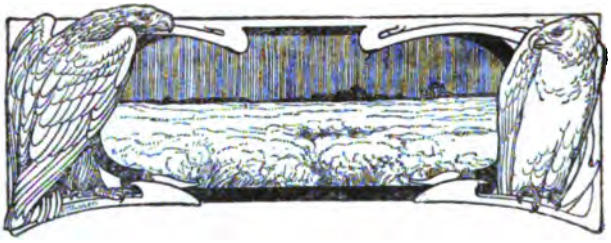
Drunten ertönte plötzlich ein donnerndes Pochen am hölzernen Hoftor — Wortwechſel — Schlüſſelraſſeln —, zögernd machte der Stróż auf. Ein Wagen fuhr ein.

Jetzt gellte ein Reißen an der Klingel — noch einmal — ein Läuten wurde es, ein unausgeſetztes. Das kam aus dem Zimmer der Herrin!

„He, Staſia, pſt!“ Der Nachtwächter pfiff unterm Fenſter. „Is ſich Pan Doktor gekommen für gnädige Pani! Staſia, he, du!“

Aha, ſie wurde verlangt! Aus alter Gewohnheit taumelte Staſia auf. Der Knabe entglitt ihren Armen, ſie ließ ihn fallen. Über ihn weg ſtieg ſie und ſtolperte zur Tür.

Aber weit kam auch ſie nicht. Ihr ſchwindelte — ſie wußte gar nichts mehr — mochte die läuten, läuten, läuten! In einem Winkel des Ganges ſank ſie hin.



Doktor Wolinski in Miasteczko war nicht zu Hauſe geweſen, als der Wagen gekommen war, ihn nach Chwaliborczyce zu holen. Da hatte ſich der Kutſcher, auf den Herrn Doktor wartend, in die Schenke geſetzt, durch deren Ladenritzen noch Licht ſchimmerte; der Schenkwirt neben Löb Scheftel hatte auch Bäckerei, darum kümmerte ihn die Polizeiverordnung nicht, denn wer konnte wiſſen, ob er Brot buk oder Schnaps ſchenkte?!

Doktor Wolinski war nach Pociecha-Dorf gefahren. ‚Spaß, hab' ich 'ne Fahrt gehabt,' hatte Löb Scheftel, der ihn rufen gekommen, gejammert und die Hände hoch erhoben. Er hatte es mit der Ciotka ſehr gefährlich gemacht. Nebenbei intereſſierte den Arzt dieſer Fall noch ganz beſonders — wie, ein polniſches Weib, angeſchoſſen von einem deutſchen Herrn —?!

Die junge Frau Wolinska, die, in Nachtjacke und Nachthaube, ſich und den Chwaliborczycer Kutſcher mit der Verſicherung tröſtete, der Herr Doktor käme nun bald, wurde Lügen geſtraft.

Als Wolinski in ſeinem, vom Vorgänger übernommenen alten Kutſchkaſten von der Hütte der Ciotka zurückgeraſſelt kam, war er an der Propſtei aufgehalten worden. Der junge Vikar war unbedeckten

Hauptes herausgeeilt und hatte ihn gebeten, doch einmal einzutreten. Und Wolinski war gern gefolgt; die Nacht war rauh, ein Glas Ungar würde erwärmen — und überdies drängte es ihn zu einer Aussprache. Mit der Ciotka stand's zwar weiter nicht gefährlich — bei richtiger Behandlung würde die Ladung Feinschrot im Gesäß keinerlei nachteilige Folgen haben — aber war die ganze Sache nicht doch empörend und tief betrübend?! Armes polnisches Volk, fremdherrlicher Ausnutzung, fremdherrlichem Übermut ausgesetzt! Diese Sache mußte in die Zeitungen. Eine genaue Schilderung mußte gegeben werden. Das arme Weib! Nun lag es darnieder, nicht imstande, seiner Arbeit nachzugehen; infolgedessen war die Hütte kalt und kein Labetrunk da für die dürstenden Lippen!

Der Doktor erregte sich sehr; leidenschaftlich bebten seine Lippen: nein, dieser Notschrei durfte nicht ungehört verhallen!

Piotr Stachowiak, der Propst, hörte zu mit rotem Kopfe. Er vergaß dabei nicht, sich einzuschenken. Stöhnend rieb er sich ab und zu die mit Flanellbinden dick umwickelten Beine. Au, wie das bohrte und riß und stach! Jede Aufregung mußte er büßen. Mit Zetern war ihm, noch in seinem besten Nachmittagsschlaf, die Köchin in die Stube gestürmt; und einen Zusammenlauf hatte es auf der Gasse gegeben, daß man hätte meinen können, das Dorf brenne.

Seit er seiner leidenden Beine wegen sich so wenig Bewegung machen konnte, war Piotr Stachowiak cholerisch geworden. Mit einem ‚psia krew' ließ er jetzt die Faust, die noch immer eine Bauernfaust geblieben, schwer

auf den Tiſch fallen: wer hieß das dumme Weibsbild denn auch treiben?!

„Sie iſt arm," ſagte der Vikar, weiter nichts, und ſchloß dann herb die Lippen.

„Sehr richtig, ſehr richtig!" Wolinski nickte ihm zu. „Sie ſagen's in drei Worten, Herr Vikar! Das empört ja gerade ſo, daß die Armut unſre Landsleute zwingt, den fremden Herren aufzuwarten! Empörende Zuſtände! Armut hat es natürlich immer gegeben, aber noch zu meiner Knabenzeit nicht in dem Maße. Die letzten fünfundzwanzig Jahre haben uns wirtſchaftlich grauſam zurückgebracht. Deutſches Geſindel, das es daheim zu nichts gebracht hat, macht ſich hier breit und bereichert ſich. Iſt es nicht zu bitter, unſer Bauer muß zuſehen, wie ſein Land, ſeine Muttererde, die er ſeit Generationen mit ſeinem Schweiß gedüngt hat, verſchleudert wird zu halbem Preis, halb verſchenkt wird, an fremde Anſiedler? Unſre alten polniſchen Edelſitze werden umzingelt, belaufen, überkrochen von dieſen — dieſen —" heftig ſuchte er nach einem Ausdruck.

„Sagen Sie: Wanzen! Wanzen!" Piotr Stachowiak lachte gemütlich. „Brüderchen, man weiß doch, iſt erſt ihrer eine wo, ſind ihrer auch gleich viele da. Nicht weit von Biala hatte ich meine erſte Stelle — Haſen und Füchſe ſagten ſich da gute Nacht, aber Wanzen waren da genug. Und hier, na," — er machte eine kleine Pauſe und beſchmunzelte wohlgefällig ſeinen Witz — „hier herum haben wir nun ſchon an die hunderte!"

Der Doktor lachte nicht mit. Um Górkas ausdrucksvollen Mund zog ein flüchtiges Lächeln, aber etwas Verächtliches war in dieſem Lächeln.

Wolinski ſagte ernſt:

„Kann man es unſerm Adel verdenken, daß er ſich fortmacht aus dieſer Nachbarſchaft?! Und — was faſt noch ſchlimmer iſt, — unſer Landvolk verläßt uns auch. Unſre Burſchen, unſre Mädchen — Polens Zukunft — ziehen zu fremden Ernten, in die Fabriken des Rheinlandes, Gott weiß wohin. Unſern Landleuten hat man die Söhne verſchickt, hundert Meilen weit, zum Militär, nun bleiben die da, wo ſie Lohn finden. Was ſollen ſie auch hier?! Unſer Wohlſtand liegt danieder, wir haben kein Geld. Und ‚deutſche Arbeiter, nehmt deutſche Arbeiter!‘ iſt die Loſung. Der Pole muß nachſtehen!“

„Sie würden aber doch wohl keinem Polen zureden, bei einem Deutſchen Arbeit zu nehmen?“ ſprach raſch der Vikar. „Eine Mark Tagelohn bei einem polniſchen Beſitzer iſt beſſer als zwei Mark bei einem ſolchen Deutſchtumsförderer!“ Er ſchwieg einen Augenblick und ſetzte dann hinzu im Ton einer überzeugenden Feierlichkeit: „Gott wird ihm dieſe eine Mark verdoppeln; er wird mit ihr ebenſoweit reichen als mit jenen zweien!“

„Sehr gut, ſehr gut,“ rief Piotr Stachowiak erfreut, „das werde ich mir merken! Das iſt mal ein einleuchtender Troſt!“

„Ja,“ — der Arzt zuckte die Achſeln und ſeufzte — „dann müſſen wir eben zuſehen, daß unſre ſtrammen Burſchen, unſre friſchen Mädel fremdem Land ihre Jugendkraft geben. Daß von polniſchen Müttern polniſche Kinder geboren werden, die doch deutſch ſprechen und deutſch denken!“

„Sie irren!“ Górka lächelte fein. „Deutſch ſprechen — vielleicht! Aber deutſch denken, niemals!“

„Wieſo?!“ Wolinski hob den Kopf, den er kummervoll in die Hand geſtützt hatte und ſah den Vikar an: dieſer junge Mann mit der ſchmächtigen Geſtalt hatte eine Unbeugſamkeit im Ausdruck, eine Zuverſichtlichkeit im Ton, die wahrhaft beruhigte!

„Trinkt, Brüderchen, trinkt!“ ſchwatzte Piotr Stachowiak dazwiſchen und ſchenkte die Gläſer voll. „Proſt!“ Er ſtieß gegen das noch unberührte Glas ſeines Vikars: „Alles kann er, nur das Trinken nicht! Zulpt den ganzen Abend an einem Gläschen. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus und ſeine Mutter Maria — ja, die Hand unſers Herrn Erzbiſchofs reicht weit!“ Behaglich dehnte er ſich: „Sehen Sie, Doktor, mein Seelchen, wenn mir hier ſo 'n Mädel in die Ernte zieht oder in die Fabrik oder ſonſt wohin in Dienſt, dann rede ich erſt mit ihr — ich!“ Er ſtieß ſich mit dem plumpen Zeigefinger vor die Bruſt und nickte bekräftigend. „Und da iſt wirklich keine, die meine Mahnung vergäße!“

„Ach, ich bitte Sie, Hochwürden, wie wollen Sie das kontrollieren?“ Der Arzt war noch nicht überzeugt, bedenklich ſchüttelte er den Kopf. „Da müßte man doch der miſerabelſte Stümper im Beruf ſein, ein Eſel, wenn man nicht wüßte, daß, wenn das heiße junge Blut wallt, alles andre vergeſſen wird. Polniſch — deutſch — a bah, da gibt's dann kein Bedenken mehr, alles egal!“

Wieder ſpielte das feine Lächeln um den Mund des Vikars. Er war aufgeſtanden; die eine Hand auf den Tiſch geſtemmt, reckte er ſich, als ſei ihm die eigne Länge noch nicht lang genug. „Und wenn auch! Haben Sie aber je gehört, daß eine Mutter ihrer Kinder vergäße?

Und wären sie noch so weit, unsre Kirche wird immer über sie wachen!“ Er setzte sich wieder.

„Ja, ja, ich weiß wohl, man tut sehr viel: eigne Gemeinden, eigne Geistliche, eigne Zeitungen, eigne Kassen — aber —“

„Na, siehst du wohl, Doktorchen“ — der Propst hub sein dröhnendes Lachen wieder an, — „warum denn bange sein?“

„Sie werden ausziehen und Seelen gewinnen, weit eher, als daß sie die eigne verlieren,“ sprach Górka.

„Sehr richtig!“ Der Propst sah fast zärtlich-bewundernd seinen Vikar an. „Du verstehst's! Doktor, da sehen Sie mal“ — er streckte das eine umwickelte Bein steif von sich — „was sollt' ich bloß machen, wenn ich den Górka nicht hätte?!“

„Nicht so viel trinken,“ mahnte der Arzt.

„Trinken — trinken, psia krew, was Sie da sagen! Mal ein Gläschen! Was soll man denn machen die ganze Zeit?!

„Na ja, man weiß schon!“ Wolinski lachte. „Aber, eh' ich's vergesse, sagen Sie mal, Hochwürden, säuft das Weib, die Ciotka? Die Nase sieht so aus; der Puls ist auch danach.“

Piotr Stachowiak machte ein Gesicht, wie weiland sein Ahnherr, Pieczor Stachowiak, der Dorfgeiger — der, trunken von einem Tanze heimkehrend, in die Wolfsgrube fiel und dem Wolf, der drunten saß, aufspielen mußte, damit ihn der nicht fresse — so bittersüß, so gegen den Strich. „Mal ein Gläschen, ein Gläschen!“ stammelte er, „wer wird nicht?! Aber saufen, was denken Sie? Hier säuft kein Mensch!“

„Na, Sie müſſen's ja wiſſen!“

Der Arzt empfahl ſich, der Vikar gab ihm höflich das Geleit.

Draußen ſchnob der Wind, das Dorf lag ſtill und dunkel, die Hütten ruhten wie ſchwarze Särge, in denen kein Leben mehr atmet. Als die davonrumpelnde Doktorkaleſche längſt nicht mehr zu hören war, ſtand der Vikar noch immer unter der Haustür — — — ganz fern, in Chwaliborczyce, ſaßen ſie jetzt noch beim Jagddiner — wie Frau Jadwigas weißer Nacken blendete! — — Diener in der Garczyńskiſchen Livree präſentierten! Als die Górkas noch ihre Güter beſaßen, hatten ſie auch Jagddiners gegeben und ſchöne Frauen gehabt und — bah, alles vergänglich!

Der junge Geiſtliche hob ſein blaſſes Geſicht: nur, was zur Ehre Gottes geſchieht, das allein bleibt!

* * *

Als der Niemczycer am andern Vormittag zeitig in Pociecha-Dorf einritt, ſaßen bei Eljakim Eiweih ihrer etliche im Wirtshaus. Als ſie den Hufſchlag des Pferdes hörten, ſtürzten ſie alle neugierig vor die Tür. Der Herr hielt an. Der Wirt zerriß ſich faſt: wollte der gnädige Herr nicht einen trinken, 'nen ganz extrafeinen, eiweih, viel zu fein für die Bauern?!

Nein, trinken wollte der Herr nichts. Er fragte nur den ſich immer wieder von neuem tief bückenden Wirt nach der Wohnung der Ciotka.

Ah, der Herr Baron wollten zur Ciotka?! Durfte man dem Herrn Baron zeigen?! Durfte man dem gnädigen Herrn Baron das Pferdchen halten?!

Alle waren dazu erbötig.

Ein zerlumpter Burſche trabte vorauf. Doleſchal trabte nach; ſeine Augen waren nicht hell, der Kopf war ihm ſchwer. Der Weine beim geſtrigen Diner konnten das nicht gemacht haben, die waren gut geweſen, aber doch war ihm, als hätte er einen Katzenjammer.

Helene hatte ſchon geſchlafen, als er nach Hauſe gekommen war, und es hatte ihm leid getan, ſie zu wecken. Er hatte nur an ihrem Bett geſtanden, die Kerze hochhaltend, daß ihr Schein voll auf das helle Geſicht fiel, und ihren Schlaf betrachtet. Die Lider waren ſo ſanft geſchloſſen, die Stirn glatt — ſollte er dieſen Frieden ſtören? Es dünkte ihn grauſam, wußte er doch, beim erſten Wort würden ſich dieſe graden Brauen geſpannt ängſtlich hochziehen — nein, nicht ſie erſchrecken! Warum hatte er ſich auch zu einem Benehmen fortreißen laſſen, das ihn jetzt reute?! Er hatte das Gefühl, etwas Dummes gemacht zu haben und wußte doch nicht recht, was — nein, zu erzählen war da eigentlich gar nichts! Und das mit der Ciotka erfuhr ſie morgen noch zeitig genug!

Am andern Morgen aber fühlte Helene ſich nicht ganz wohl, und ſo konnte er ihr dann auch nichts erzählen, würde ſie doch ſicher darauf beſtanden haben, ihn trotz ihrer Erkältung nach Pociecha-Dorf zu begleiten. Alſo ſpäter, ſpäter einmal! —

Der Niemczycer mußte ſich bücken, als er jetzt unter der Ciotka Tür trat. Er fand ſie nicht allein, ein halbes Dutzend Weiber waren bei ihr; die Stube war voll von Geſchwätz und Geſtank. Es verneigten ſich alle tief.

Die Ciotka, die bäuchlings zwar, aber ſonſt ganz

vergnügt auf der Ofenbank lag, erhaſchte ſeinen Mantelzipfel: ‚Der gute gnädige Herr, der beſte gnädige Herr im ganzen Königreich! Jeſus Chriſtus und ſeine Mutter Maria ſollen es ihm geſegnen, millionenmal, ihm und ſeinen Kindern und ſeinen Kindeskindern!‘ Nein, es war gar nicht ſchlimm, es hatte ihr gar nichts getan, nur der Schreck hatte ſie zu Boden geworfen, nur der Schreck! Wenn der gnädige Herr nur ein paar Groſchen würde geben, um Feuerung zu kaufen, und ein paar Groſchen für Brot, würden alle Heiligen es ihm geſegnen hundertmillionenmal!

Wie? Hatte ſie denn noch kein Geld bekommen?! Er hatte doch Frelikowski ſolches für ſie eingehändigt!

Nein, ſo wahr ihr Gott helfe! Gleich auf der Stelle wollte ſie ſterben, fahren in die unterſte Hölle, wenn ſie ſchon hatte einen Pfennig geſehen. „Daß der Wolf ihn freſſe, der Donnerſtein ihn erſchlage, den Dieb, den Schinder, den Räuber, den Zagac!“ Sie ſchrie Zeter.

Mit glänzenden Augen lugten die Weiber: nun würde der Herr Baron gleich ſeine Börſe ziehen! Ach, ſie waren auch alle ſehr arm, ſehr bedürftig! Kalte Zeit und keine Feuerung, hungrige Zeit, kein Mehl im Kaſten, die Kartoffeln ſchlecht geraten — bitte, bitte!

Sie drängten ſich alle um ihn und küßten ſeinen Rock. Die Ciotka ließ den Zipfel ſeines Mantels nicht fahren.

Er teilte noch einiges aus, vertröſtete auf Frelikowski — der mußte das Geld ja bald bringen! — und entkam ſo aus der Hütte, von den Segnungen der Weiber umrauſcht.

Draußen bei dem Burſchen, der das Pferd hielt, hatten ſich einige Männer eingefunden. Demütig zogen ſie die Hüte tief: ſie waren auch Treiber geweſen geſtern bei der Jagd, wenig gefehlt, und der Herr Baron hätte auch ihnen eine Ladung Schrot zu koſten gegeben — ſollten ſie denn gar nichts haben? Ein Gröſchchen für ein Bier, ein halbes Gröſchchen nur für einen Wódka!

Aber Doleſchal ſchwang ſich aufs Pferd: „Aus dem Weg!“ Das fehlte noch, das Schnapstrinken unterſtützen! Raſch ritt er davon.

Eine große Erleichterung fühlte er, als er zum Dorf hinaus war: Gott ſei Dank, mit der Ciotka ſtand es gar nicht ſchlimm! Der Kopf ward ihm auf einmal viel leichter, der Nebel, der ihm vor dem Blick gelegen, verſchwand. Der ſchwarze Kirchturm blieb hinter ihm zurück, vor ſich ſah er die ſaubern Häuschen der Anſiedler und drei kleine Mädchen, die auf Pociecha-Kolonie zuwanderten. Alle drei waren in wollenen Kapüzchen, darunter hingen die blonden Zöpfchen ordentlich geflochten. Alle drei trugen Tafel und Griffelbüchſe und ein Büchlein unterm Arm.

Aber was war ihnen denn? Die Größte in der Mitte weinte laut, und die Kleineren, rechts und links, troddelten ſtill betrübt. Arme Kleinen! Der Wind hatte ſich in ihre Röckchen verfangen und trieb ſie vor ſich her wie vom Stengel geriſſene Blumen.

Doleſchal hielt ſein Pferd an — das waren deutſche Kinder! „He, ihr da, warum weint ihr?“

Zu Tode erſchrocken blickten die kleinen Mädchen auf. Er lächelte ſie freundlich an, aber ſcheu ſich an

den Händen faſſend, rannten ſie davon, querfeldein, bis ſie ſich duckten im nächſten Graben. —

Doleſchal ritt durch die Anſiedlung. Vom Haus der Rheinländer her wurde ihm ein Gruß. Das ſtand nun ſchon ſeit Ende Oktober recht ſtattlich unter Dach, aber die Hilfe der Kommiſſion hatte man doch noch in Anſpruch nehmen müſſen, ſonſt wäre es nimmer ſo raſch fertig geworden, der Winter wäre einem über den Hals gekommen.

Peter Bräuer ſtand unter ſeiner Tür, breitbeinig die mächtige Geſtalt hingeſtellt. Aber ſeine Stirn war nicht frei; dem Wind entgegen, der ihm ganze Hände voll winterharten Ackerſtaubes ins Geſicht warf, blinzelte er finſter in die Weite.

„Kommen Sie von Pociecha-Dorf, Herr? Haben Sie mein' Kinder nit unterwegs geſehen?"

„Ich ſah drei kleine blonde Mädchen unterwegs — wenn das die Ihren waren?" Doleſchal hatte angehalten.

Bräuer kam dicht zu ihm heran. „Wiſſen Sie, Herr," ſprach er gedämpft, „mer darf et ja nit laut ſagen — hier nebenan die polackſchen Weiber tun einem ſonſt gebrannt' Herzeleid an, die Poln'ſchen hangen ja all zuſammen wie die Kletten — aber dem Ruda, dem Kerl, dem Schwein, dem brech' ich noch ens dat Genick! Dat will 'ne Lehrer ſein?! De verwechſelt ja die Artiklen un mir un mich, wie die ganz gewöhnlichen Leut'! Aber de ſoll't dat doch beſſer wiſſen, de ſoll doch die Kinder wat lernen!" Er ſchüttelte ärgerlich den Kopf.

„Ich begreife Sie nicht" — Doleſchal war ungeduldig, immer, wenn er den Mann traf, hatte der was

zu klagen — „der Ruda iſt doch ein tüchtiger Menſch und auf dem deutſchen Lehrerſeminar in Frauſtadt gebildet!“

„No, da hat de aber ſein Deutſch ſchnell verſchwitzt!“ Bräuer lachte erbittert. „Un denn hat er mich dat Settchen als ſchon e paarmal nachſitzen laſſen. Dat is doch en klug' Kind un macht ſein' Arbeit — dat darf de Kerl nit tun! Dat hat mer nit nötig, ſich gefallen zu laſſen! Hören Sie, Herr,“ — etwas ruhiger werdend lenkte er das Pferd am Zaum ſeinem Hauſe zu — „ſteigen Sie 'ne Momang ab! Dat Kettche möcht' Ihnen doch ſo gern wat ſagen!“

Was war denn nun ſchon wieder?! Es war wirklich ſchlimm mit den Bräuers, ſo umgänglich ſie auch ſchienen, ſo kribbelig waren ſie! Und ſo breitſpurig!

Die klobige Geſtalt des ſtarken Mannes füllte faſt den ganzen Flur aus. Vor ſeinem Gaſt herſchreitend, riß er die Tür zur Küche auf: „Kettche, da is de von Doleſchal!“

„O, nit hier erein,“ rief erſchrocken die Frau, die beim Abwaſchfaß ſtand, „drüben in die gute Stub'!“ Und die naſſen Hände an der Schürze trocknend, ſtürzte ſie vor den Männern her und riß das weiße Schutzlaken vom Kanapee. Nun ſtand es, prangend in ſeinem geſchonten grünen Rips mit ſeiner Garnitur Häkeldeckchen unter dem Glaskäſtchen mit dem Goldrahmen, darin die Frau ihren Brautkranz verwahrt hielt.

Doleſchal wollte ihr ein Vergnügen machen und ſah ſich um. „Wie hübſch haben Sie's hier!“ ſagte er, obgleich ihm die feuchtkalte Luft im Zimmer unangenehm auffiel. An der Wetterwand drohte die neue Tapete

ſchon wieder abzufallen; das Haus war gar zu ſchnell bezogen worden.

„Gelt ja, dat is ganz nett hier,“ ſeufzte die Frau und ſtrich wie zärtlich mit der Hand über die Häkeldecke der Kommode, auf der Familienphotographieen ſtanden und bunte Taſſen mit Goldrand. „Se ſagen all, dat wär 'ne Unſinn, dat wir ſo viel hierhin mitgeſchleppt hätten, aber mer kann ſich doch nit von allen Andenken trennen! Dann fühlt mer ſich ja nie zu Haus!“

„Und geht's denn jetzt beſſer?“ Doleſchal nickte ihr zu; ihr Weſen und ihr Geſicht, das einſt hübſch geweſen ſein mochte, als es noch rund war, gefielen ihm wohl.

„Och eja, danke, et is ja ſoweit ganz gut hier! De Herr Propſt is 'ne freundliche Mann, und de Herr Vikar hat uns als en paar Mal beſucht. In der erſten Zeit, als ich eſo unglücklich war und mich gar nit ſchicken konnt', hat de mich immer ſo ſchön getröſt'. Un et is ja auch ſchon beſſer geworden, Gott ſei Dank!“ Sie faltete die Hände. „Un et wird noch immer beſſer, ſagt de Herr Vikar. Aber traurig is dat doch, dat ich nit verſtehen kann, wat ſe in der Kirch' ſagen. Am zweiten Weihnachtsfeiertag kriegen wir en deutſch' Predigt, ſagt de Herr Vikar, aber wat is dat doch noch eſo lang hin! Ich ſoll mir nur Müh' geben, ſagt de, dat ich ſein' Predigt verſtehen lern', — und wenn ich ſe auch nit verſtänd', zum Segen tät ſe mir doch gereichen. Dat ſoll ja wohl eſo ſein, wann de Herr Vikar dat ſagt — aber, kucken Se, lieber Herr, et hängt doch nu jeder an ſeinem Glauben, und et is mich doch immer

ſo, als wär dat hier wat ganz andres. Ich ſagt' als zum Peter, dadrum möcht ich de Herr Baron wohl emal fragen, dat wird de ſicher verſtehen, wenn de auch nit unſern heiligen Glauben hat!"

Sie ſah den Herrn vertrauend an, über und über errötend ob ihrer Kühnheit.

Doleſchal errötete auch. Eine Verlegenheit ergriff ihn: was ſollte er dieſer armen Seele ſagen, die, von der alten Heimat losgeriſſen, in der neuen ängſtlich nach ihrem alten Glauben ſuchte?! War es nicht unrecht, ihr zu ſagen: hüte dich —!? Es würde ihr den Boden noch fremder machen. Mochte ſie ſich nur erſt einwurzeln — dann war's ja noch immer Zeit, ihr die Augen zu öffnen. Aber es würde ſich ſchon einmal eine Gelegenheit finden, mit dem Mann ein Wort zu reden!

„Sie ſagen ja nix, Herr von Doleſchal?" fragte die Frau. „Sie haben mir doch mein' Freiheit nit übel genommen?"

„Nein, nein, Frau Bräuer!" Er reichte ihr die Hand. „Aber es iſt gar nicht ſo leicht, Ihnen zu antworten. Im Grunde iſt es ja eigentlich ebenſo egal, ob ich deutſch oder polniſch bete, wie evangeliſch oder katholiſch, wenn ich nur —"

„Och ne," unterbrach ſie ihn raſch, „dat is et doch nit! Evangeliſch oder katholiſch — ne, dat is nit einerlei, dat dürfen Se nit vergleichen!" Sie war förmlich beleidigt und hatte ihre Schüchternheit ganz hintan geſetzt.

„Sie haben mich ja nicht ausreden laſſen, liebe Frau! Aber am Ende iſt es auch beſſer, wir ſprechen

jetzt nicht darüber" — er ſah auf die Uhr — „es iſt Zeit, ich muß fort!"

„Och, nu ſind Sie doch bös," jammerte ſie.

„Laß die Dummheiten, Kettche," fuhr ihr Mann auf. „Sie glauben et nit, Herr von Doleſchal, wat die mich jetzt als der Kopf warm macht!" Sie wollte etwas entgegnen, da ſchrie er ſie an: „Halt der Mund!" Und ſie lief, die Schürze vors Geſicht haltend, raſch hinaus.

In verlegenem Schweigen blieben die Männer zurück.

„Sie hätten Ihre Frau aber auch nicht ſo anfahren ſollen," ſagte Doleſchal endlich.

„Anfahren — och wat, anfahren!" maulte der Mann. „Dat Kettche is en brav' Frau, und ich bin ihr von Herzen gut. Ich hab ſe faſt noch lieber als ich mein' erſte hatt', und dem Valentin ſein' Mutter war auch keine Pappenſtiel, dat kann ich Ihnen ſagen. Die war ſo en richtig reſch un luſtig rheiniſch' Mädchen — de Jung, de Valentin, hat viel von ihr un dat ſchöne Geſicht auch — aber ‚nit anfahren', dat ſagen Sie ſo! Wat ſoll mer dann machen, wann einem die Gall' überläuft?! Denken Se an, ſagt neulich de Propſt zum Kettche — de junge geiſtliche Herr hätt' dat nit getan — et ſoll en Haub' tragen, wie die polniſchen Weiber ein' tragen, dat gehörte ſich ſo für en gute chriſtliche Ehefrau! Zum Donnerwetter noch ens, wat geht dat de Propſt an?! Dat Kettche ſoll ihr ſchön' Haar ſo unter en' Haub' ſtechen? Ja wohl!" Er hub ein herausforderndes Lachen an. „Wann mir auch katholiſch ſind, Polacken ſind mir deswegen doch nit!"

„Das hat er geſagt — verlangt?! Nicht möglich!"

Doleſchal machte die Augen weit auf. Er war ganz blaß geworden. Ein paar Mal ſetzte er zum Sprechen an und biß ſich dann auf die Lippen — nein, lieber nichts weiter ſagen, der Mann da wußte ſchon ganz genau, woran er war!

„Wiſſen Se" — Peter Bräuer ſtellte ſich breitſpurig hin und ſtemmte die Fäuſte in die Seiten — „laß' die nur ens kommen! Denen werd' ich ſchon zeigen, wer Herr hier iſt!" Er ſpuckte auf die Diele und verſcharrte es dann mit dem Fuß: „So viel kehr' ich mich dran — 'ne Dreck! Aber wiſſen Se" — ſeine Stirn runzelte ſich — „Ärger hat mer en Maſſ' dadrum. Die Frau tribuliert einen. Un die andern" — er machte eine umfaſſende Bewegung nach allen Seiten hin, — „die geben ei'm immer ſo Nadelſtich', un die kann ich gar nit gut vertragen. 'ne ordentliche Rippenſtoß kann mer doch wiedergeben, aber ſo en Piſackerei —! Sehn Se, wie mit der Schul' — wat mach' ich da nu? Dat Settche" — er ſtutzte plötzlich und horchte: „Da is dat Settche!"

Draußen hörte man jetzt ein Weinen, und dann ein tröſtendes: „Bis ſtill, bis ſtill" der Mutter.

Bräuer riß die Tür auf: „No, wat is dann?!"

Sein Liebling, das Settchen, flog ihm entgegen und hing ſich an ſeinen Hals. „Pappa, Pappa!"

Sie war gar nicht zu beruhigen, zu aufgeregt, zu unglücklich in ihrem kindiſchen Weinen. Das Schluchzen ſtieß ſie ſo, daß man kein Wort aus ihr herausbrachte. War ſie geſcholten worden, hatte ſie nachſitzen, in der Ecke ſtehen müſſen? Auf alles Befragen nur ein ſtumm-jammervolles Kopfſchütteln.

„Zum Donnerwetter, jetzt tuste der Mund auf!“ Dem Vater war die Geduld gerissen.

Da streckte sie mit erneut heftigem Weinen beide Hände aus und hielt sie ihm vors Gesicht. Die Handrücken waren rot und aufgelaufen wie von einem Schlag.

„No, wat is dann dat?“ Bräuer rollte die Augen.

„Et hat wat auf de Fingern gekriegt!“ sagte jetzt das kleinste der drei Mädchen und nickte wichtig mit dem runden, weinerlich verzogenen Apfelgesicht. „Weil et schon so groß is und gibt doch immer noch kein' Antwort!“

Da schrie das Settchen auf: „Ich kann ihn nit verstehn“ und klammerte sich fester an den Vater. „Pappa, och Pappa, lassen wir doch wieder nach Haus gehn!“

Peter Bräuer hielt sein Kind im Arm, das vor Schluchzen zitterte, und machte ein seltsames Gesicht: bekümmert, wütend, verdutzt zugleich. Was, der Lehrer hatte sein Settchen geschlagen?! Der hatte sich das unterstanden?! Die Wut stieg ihm zu Kopf: „Hingehen tu' ich auf der Stell', Red' stehn soll er mir, drei Tag soll de Kerl nit mehr sitzen können, de — de — de Polack!“

„Ich bitte Sie! Bräuer!“ Doleschal legte dem Aufgebrachten die Hand auf die Schulter. „Seien Sie nicht so unbesonnen! Sie machen sich nur Ungelegenheiten!“

„Och wat!“ Der beleidigte Vater schüttelte die Hand ab. „Ich laß' mir dat nit gefallen, ich laß' mir dat nit gefallen!“

„Bräuer, es nützt Ihnen gar nichts. Sie vergreifen sich an dem Lehrer, er zeigt Sie an, Sie werden verurteilt, ich garantiere Ihnen!“

„Jesses, ich sag' ja“ — die Miene des Ansiedlers wurde tief niedergeschlagen — „da hat mer et nu! Och, wär' ich doch nach Amerika verzogen, ganz weit weg, wo et noch Wilde gibt. Da kann mer sich doch wenigstens selber sein Recht verschaffen!“

Es war Doleschal nicht heiter zumute, aber er mußte doch über den Mann lächeln — als wäre man hier im wildesten Westen, wo die Justiz nicht hinreicht und jeder auf eigne Faust Richter spielt, den Revolver im Gurt! „Ich rate Ihnen,“ sagte er, ernst werdend, „begehen Sie keine Gewaltakte! Die könnten Ihnen hier teuer zu stehen kommen!“

„Och Gott, och Gott, Peter!“ Die Frau hing sich an ihren Mann. „Jesus Maria, sei doch nit gleich eso rappelig! Och, ich bitt' dich, hör' auf mich, Peter! Peterken!“ Sie flehte ihn an mit weicher Stimme und strich ihm immerfort die harte Wange. „Et is ja nit eso schlimm! Dat Settche quatscht immer gleich! Du wirst dich doch deswegen nit mit dem Lehrer hauen?! Un dat nützt ja auch nix!“

Doleschal winkte der Frau ermutigend zu: so war's recht! Wirklich, die war verständig! Wenn Bräuer glaubte, daß seinem Mädchen unrecht geschehen sei, konnte er sich ja bei der Schulinspektion beklagen. Jedenfalls war der Lehrer verpflichtet, deutsch zu unterrichten. Nur der Religionsunterricht durfte eine Ausnahme machen, mochte der den polnischen Kindern polnisch erteilt werden — schlimm genug! — aber sonst durfte keine Rücksicht-

nahme walten, und säße die ganze Klasse voll polnischer Kinder. Deutsch mußte gelehrt werden, deutsch mußten sie lernen!

„Ich werde übrigens dem Landrat über die Sache berichten!"

„Och, de Landrat, de Landrat!" Bräuer spuckte wieder aus. Er schien kein rechtes Vertrauen zu dieser Behörde zu haben.

„Sag' et dem Herr Vikar," drängte Frau Kettchen. „Bei dem mußte dich beklagen. Vor dem hat de Lehrer der größte Respekt!"

„Hm," — der Vater kraute sich nachdenklich den Kopf — „bei den Vikar soll ich gehen? Och ne!"

„Wenn de et dem Lehrer sagt, da kannste sicher sein, dann läßt de uns' Kinder zufrieden!"

„Meinste?"

„Sicher un gewiß!" Sie sagte es mit vollster Überzeugung.

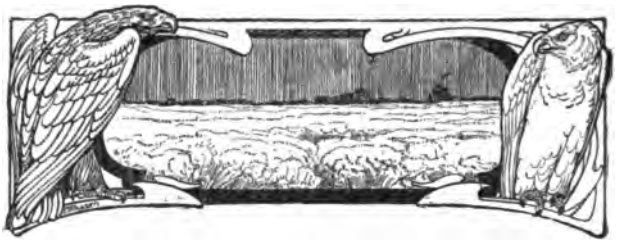
„So — no dann!" Peter Bräuer entschloß sich ungern dazu, aber was half's, so konnte das nicht weiter gehen, eine Abhilfe mußte geschafft werden, und zwar ganz direkt! Man merkte es ihm an, er konnte es kaum abwarten, daß sein Gast sich verabschiedete. —

Doleschal ritt davon. Er hatte sich fest in seinen Mantel gewickelt, aber ihn fror doch. Vom Dorf her schnob ihm der Wind in den Rücken und trieb ihn vor sich her, als sei er, wenn auch hoch zu Roß mit Peitsche und Sporn, nur ein ohnmächtiges Garnichts, ein bißchen Spreu.

Über die toten Äcker flogen ganze Schwärme schwarzer Vögel. Dicht vor dem Reiter flatterten ihrer ein paar

und zankten um eine arme Maus. Ein Peitſchenhieb — noch einer — aber kaum, daß ſie ſich ſtören ließen, die Maus entkam ihnen nicht. Häßlich klang das ‚Krah, krah‘. Es war der einzige Laut in der winterlichen Todesſtille. Und grau war die unabſehbare Weite, grau der ſchwere Himmel wie die Ebene unter ihm.

Der einſame Reiter ſuchte mit ſehnendem Blick: fern, ganz fern noch der Łyſa Góra! Aber er gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte dem Berge zu, als ſei dort das Heil.



So leicht ſich die Verwundung der Ciotka angeſehen hatte, ſo wenig gut nahm die Heilung ihren Fortgang. Doktor Wolinski ſchüttelte den Kopf bei ſeinem nächſten Beſuch: die Wundränder ſahen häßlich aus, blaurot entzündet und dick verſchwollen, der Puls der Patientin war fiebrig. Aber das Medikament, das der Arzt verordnete, wendete die Ciotka darum doch nicht an, eine gefällige Nachbarin ſchüttete es den Schweinen vor — mochten die's ſaufen, für 'nen Menſchen war das doch kein Getränk!

Die Stube der Ciotka wurde nicht leer von teilnehmenden Beſucherinnen, denn einen Groſchen nach dem andern holte die Leidende unter ihrem Bauche vor aus dem Bettſtroh. Das Geld, das der Niemczycer dagelaſſen, wanderte zu Eljakims Krug.

Ungefähr acht Tage nach ſeinem erſten Beſuch betrat Doleſchal wiederum die Hütte. Er gedachte ſich im Vorüberfahren zu überzeugen, daß die Ciotka wieder ganz wohlauf ſei, ſtatt deſſen lag ſie noch immer, ſogar jetzt im Bett.

Bei ihr ſaß der Vikar. Er erhob ſich ſofort, als der Niemczycer eintrat, mit einem ſtummen Gruß und einer Verbeugung, die höflich waren, aber zurückhaltend.

Welch ein interessantes Gesicht! Doleschal, der den jungen Geistlichen noch nie so in der Nähe gesehen hatte wie jetzt, kaum auf Armeslänge entfernt, musterte die hager vorspringende und doch ‚ein geformte Nase, den etwas eingesunkenen, festgeschlossenen Mund und die schön gebaute Stirn. Er fand gar nichts Slawisches in diesen Zügen; unwillkürlich verglich er in Gedanken dies stolze Gesicht mit dem roten bäurischen des alten Propstes. Gemütlicher war das freilich, viel gutmütiger!

Eine unbehagliche Empfindung überkam ihn plötzlich; er fühlte: hier war eben von ihm gesprochen worden! Noch schien der Nachhall davon geblieben zwischen den rußigen Wänden. Die Weiber, die sich unten am Bettende aufgestellt hatten, glotzten ihn dreist an, ohne das gewohnte demütige ‚Ich falle zu Füßen'. Die Ciotka sah ihn gar nicht an, und der Blick des Vikars streifte ihn kaum von der Seite.

Was hatte er diesem Menschen getan?! In der jähen Stille, die seinem Eintritt gefolgt war, überkam Doleschal eine verlegene Beklemmung. Um ihrer Herr zu werden, reckte er sich höher auf und sah von oben herunter auf die Gruppe am Bett.

Des Vikars schmale Lippen schlossen sich noch fester; auch er reckte sich höher auf.

Ohne Wort, wie zwei Gegner, die ein böses Geschick plötzlich zusammenhetzt, maßen sie sich.

Was fiel dem Pfaffen ein? Stellte er sich nicht vor das Bett, als wollte er den Zutritt wehren?! Doleschal sagte kurz: „Sie gestatten!" und machte einen so entschlossenen Schritt, daß der andre zur Seite treten mußte, wollte er nicht geradezu unartig sein.

„Nun, Ciotka, wie geht es Euch?“ Er ignorierte den Vikar gänzlich.

War das Weib harthörig geworden? Es antwortete nicht. Doleschal wiederholte die Frage noch einmal in erhobenem Ton; da schüttelte sie den gedunsenen Kopf und brummte mürrisch: »Nie rozumiem po niemiecku!«

Was — nicht Deutsch verstehen?! Neulich hatte sie sein Deutsch doch gut verstanden, und alle diese hatten ihn gut verstanden, einige der Weiber ihn sogar angebettelt auf gut deutsch! Was sollte denn jetzt die Komödie?

Er fuhr sie an: „Gebt Antwort!“

Aber statt der Antwort fing die Ciotka an zu jammern — eigentlich war es mehr ein Schimpfen —, und schnatternd wie eine Herde Gänse fielen sämtliche Genossinnen ein.

Doleschal stieg das Blut zu Kopf; er sah ein Lächeln um den Mund des Vikars. „Antwort,“ sagte er sehr laut und schlug mit der Peitsche, die er noch in der Hand hielt, auf das Deckbett, daß die Hühnerfedern, mit denen es gestopft war, aus dem verlumpten Überzug herausflogen.

„Sprechen Sie polnisch, mein Herr!“ sagte der Vikar.

„Mein Name ist Doleschal, Baron von Doleschal!“ Es klang hochfahrend. „Ich glaubte von Ihnen gekannt zu sein!“

Der Geistliche sagte lächelnd: „Pardon, Herr Baron!“ Und dann in verbindlichem Ton: „Wenn ich raten darf: sprechen Sie hier polnisch, Herr Baron!“

„Bedaure!“

Wieder dieſes Lächeln! Es raubte Doleſchal jede Beſinnung. Alſo ſo weit war es gekommen, daß man gezwungen werden ſollte, polniſch zu ſprechen?! Die Empörung machte ſeinen Ton rauh: „Hier iſt deutſches Land und hier wird deutſch geſprochen!“

Er wendete ſich raſch, ſo daß er dem andern den Rücken kehrte, und ging mit erhobenem Kopf davon.

Wie ein Sieger ging er, aber innerlich fühlte er ſich doch geſchlagen: der andre blieb! Draußen vor der Hütte hörte er jetzt die ſonore Stimme — die ſprach polniſch!

Ein bitterer Geſchmack kam ihm auf die Zunge. Undankbares, wankelmütiges Volk! Wie hatte das Weib ihn neulich mit Segnungen überſchüttet — und heute?! Warum war ſie heute nur ſo ganz anders?

Pah, es war nicht wert, weiter darüber nachzudenken; die Sache war erledigt, mußte erledigt ſein! Hatte der Landrat nicht grade heute noch zu ihm geſagt: ‚Sie nehmen alles zu perſönlich warm. Wenn ich ſo wäre, ich käme ja vor Ärger um bei den hieſigen Verhältniſſen!‘ — — — Ja, ja, der Landrat hatte ganz recht, man mußte gelaſſener ſein! Aber freilich, der hatte gut reden, war ihm dieſes Land denn Heimat? Vom Staate ward er beſtellt, vom Staate bezahlt, er tat ſeine Pflicht. Aber lieben kann nur der die Provinz, dem der Wind über die eigne Scholle bläſt, der allzeit ſteht an ſeiner Grenze wie eine Schildwacht in finſtrer Mitternacht.

Das alte Soldatenlied, das er in ſeiner Küraſſierzeit ſo oft gehört, beim Biwak, um ſtille Lagerfeuer, von kräftigen Soldatenſtimmen hinausgeſungen in die dunkle Nacht, ſchoß ihm plötzlich durch den Sinn. Und wenn er jetzt

die Augen ſchloß, konnte er wähnen, auch dort auf dem Gipfel des Łysa Góra brenne ein Feuer, und, getragen vom Wind, klang's ſtark hinaus über unabſehbares Land:

‚Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht —'

So einſam — ja, einſam! Er ſenkte den Kopf. Da gab es kein Verhehlen: ja, er hatte ſich in letzter Zeit oft einſam gefühlt, einſam, trotz Weib und Kind! Man verlangt nach männlichem Austauſch gleicher Gedanken, gleicher Meinungen. Das hat etwas ſo Kräftigendes; es gibt das beruhigende Gefühl, Freunde, Gefährten hinter ſich zu wiſſen, nicht allein zu ſtehen auf verantwortlichem Poſten. Freunde?! Paul Keſtner war abgereiſt, aber wäre der auch hier, ändern würde das doch weiter nichts; er war ein guter Menſch, ein lieber Freund, aber was kümmerten den Land und Leute?! Ob polniſch, ob deutſch?! Der führte ſein Leben in der Garniſon. Der ſäte ja auch nicht und erntete nicht — die Ernte intereſſierte ihn nur inſoweit, als ſich ſeine Extraausgaben bei guter Ernte noch vergrößerten.

Der Einſame ſeufzte: kam das mit den Jahren, daß man die Unbefangenheit verlor, grübleriſchen Gemüts wurde und mißtrauiſch faſt? Oder ſpitzte ſich wirklich alles zu? War's nicht recht geheuer im Schoße dieſer hartgefrorenen Erde, über die der Wagen jetzt mit Poltern holperte?!

Im Rollen der Räder klang ein Grollen mit. Tief unter dieſer Ackerkrume ſchlief etwas, das ſchlief nicht in ewigem Frieden. Hier war gedüngt mit Blut. Noch war kaum ein halbes Jahrhundert verſtrichen, daß die

Koſchiniere*) zwiſchen dieſen Feldern gezogen waren, ihre blinkenden Senſen geſchultert, und daß der weiße Adler auf rotem Grund ſeine Krallen geſtreckt hatte. Daß die Poſener Infanterie die Saaten zerſtampft und die Breslauer Jäger die Empörer zuſammengeſchoſſen hatten, wie Haſen auf der Treibjagd. Nein, dieſe Erde konnte noch nicht ruhig ſein, dieſes Land hatte noch nicht vergeſſen! Würde es je vergeſſen? Das walte Gott!

Mit Schwermut ließ der Deutſchauer Herr ſeinen Blick über die winterliche Ebene ſchweifen. Von der ſiegesſicheren Freudigkeit, die er an jenem Sedantag beim Aufpflanzen der Fahne auf dem Łyſa Góra empfunden hatte, war jetzt nichts mehr in ihm. Man hatte die Fahne vom Gipfel geriſſen und in den Schmutz getreten — es galt, ſie wieder neu aufzurichten. Aber wer, wer half dabei?!

‚Kulant, tolerant,‘ hatte der Landrat geſagt und die Achſeln dabei gezuckt, ‚es hilft nichts, wir müſſen es ſein! Mit der Fauſt iſt hier nichts zu machen. Ich werde dem Herrn Schulinſpektor Dzieciuchowicz Ihre Klagen wegen des mangelnden Deutſchs beim Unterricht ſehr ſchonend ſtecken — wir ſtehen uns gut, ich denke, er wird entgegenkommen — aber, ſehen Sie: auch entgegenkommen, ſo weit als möglich, das iſt meine Taktik!‘

Immer entgegenkommen? „Nein!“ Doleſchal hatte es ſo laut gerufen, daß der Kutſcher ſich erſchrocken nach ſeinem Herrn umdrehte.

Tief verſtimmt ſaß der Deutſchauer in ſeine Wagenecke gedrückt. Wohin er auch ſah: nirgend ein Stütz-

*) Senſenmänner.

punkt, nirgend ein andrer Anhalt für das ſchweifende Auge als hier der ſchwarze Turm von Pociecha-Dorf und dort der Lyſa Góra. Zwiſchen dieſen beiden rollte ſein Wagen dahin, fortgeriſſen von den ſchnaubenden Pferden.

Hinterm Fenſter der Propſtei hatte Piotr Stachowiak dem herrſchaftlichen Wagen nachgeſchaut, deſſen Raſſeln in der Stille des öden Dorfes einen großen Lärm machte. Die Schweine in den Koben fingen erſchreckt an zu grunzen, und die Habichte, die dort in den zwei Pappeln am Pfuhl auf die Enten lauerten, flatterten mit gellendem Schrei davon.

Auch der Propſt war unſanft aus ſeinem Mittagsſchlaf — den er jetzt, in der dämmernden Winterszeit, bis Abend auszudehnen pflegte — geweckt worden. Sich mit der einen Hand am Tiſchrand haltend und mit der andern auf den Stock ſtützend, humpelte er ans Fenſter ſeiner Studierſtube. Er mußte doch was ſehen. Aha, der Niemczycer! Psia krew, was brauchte der einen ſolchen Skandal zu machen! Ja, dieſe Herren, die denken, ſie können ſich alles herausnehmen! War der ein Schwabb, daß er nicht leſen konnte, was auf gut polniſch am Eingang des Dorfes angeſchlagen ſtand: ‚Schritt fahren‘ —?! Es hatte ſchon einer von dieſen Deutſchen einmal ein Kind überfahren und ein junges Ferkel dazu. Jetzt hieß es: Bauer, hüte dich! Daß dieſe Herren der Wolf auffreſſe! Überhaupt der Niemczycer, das war der Allerſchlimmſte, hochmütig wie Satanas vor dem Fall, ein rechter, dicker, eingebildeter Deutſchſchädel! Und in alles miſchte er ſich. Górka hatte ſchon recht, auf den hieß es doppelt Obacht geben!

Piotr Stachowiak ſtand und guckte noch in müßiger Langeweile, als das Gefährt längſt außer Hör- und Sehweite war. Auf dem Pfuhl vorm Haus ſchwammen zwei Enten und ein Erpel; der Erpel mühte ſich galant mit ſeinen ſtärkeren Ruderbewegungen das freie Waſſerloch in der Eiskruſte für ſeine Schönen größer zu machen, das machte dem Propſt Spaß. Als er noch nicht Hochwürden war, ſondern der kleine Pièſio, der mit nackten Füßen lief wie alle Dorfkinder, hatte er gern mit Steinen nach Enten auf Pfuhlen geworfen, — o la, wie alle Kinder! Er lächelte in der Erinnerung: es war zu entſchuldigen, man hatte ja damals noch nicht die Bildung!

Es klopfte.

Aus ſeinen Jugenderinnerungen aufgeſchreckt, rief der Propſt: „Herein!“ Aha, der Ruda!

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus,“ ſprach der Lehrer und ſtolperte mit ſeinen aus Tuchleiſten zuſammengenähten Flickenpantoffeln über die Schwelle. Er ſchien erregt, das hektiſche Rot auf ſeinen herausſtehenden Backenknochen brannte abgezirkelter.

„Hochwürden, Hochwürden,“ ſtammelte er haſtig, „haben Hochwürden nicht den Niemczycer durchfahren ſehen?“

„Nun wohl, er fuhr wie der Teufel — was ſonſt?“

„Hochwürden, er iſt in der Kreisſtadt geweſen! Sein Kutſcher hat es dem Löb Scheftel geſagt, derweilen er, der Niemczycer, drinnen war bei der Ciotka! Der Löb Scheftel nun hat es mir wieder geſagt.“

„Nun, und was denn?“ Piotr Stachowiak ſah den

Aufgeregten verständnislos an und lachte dann gutmütig. „Laß ihn doch fahren in die Kreisstadt! Hat er sich auch einmal ein Vergnügen gemacht!“

„Nein, nein,“ jammerte der Lehrer, „er ist beim Landrat gewesen, Hochwürden! Beim Landrat, sagt der Löb Scheftel. Und ich weiß, warum. Hat sich der Ansiedler Bräuer bei dem Niemczycer beklagt; der ist mit dem Niemczycer unter einer Decke. Und der Niemczycer wieder hat sich beim Landrat beklagt. Das ist so sicher wie zweimal zwei vier ist. Löb Scheftel hat es mir vorgerechnet an seinen fünf Fingern!“

„Ei, daß dich! Wer gibt sich denn mit dem Juden ab!“ sprach verweisend der Propst.

„Halten zu Gnaden, Hochwürden“ — den Lehrer in seinem abgeschabten Röckchen fröstelte vor Kälte und Angst —, „man kann sein Ohr doch nicht verschließen. Der Löb Scheftel hat Eier gekauft von der rheinländischen Frau, da hat er mit ihr geschwatzt im Hühnerstall. Ihr Mann ist sehr böse auf mich, sagt sie, daß ich habe seine Tochter geschlagen. Hochwürden, bei meiner Gesundheit schwör' ich's, geschlagen nur mit dem Recht, das mir zusteht — nur einen kleinen Streich über die Hände! Aber, jetzt ist der Niemczycer in der Stadt gewesen und hat mich verklagt. Und der Landrat hetzt mir die Schulinspektion auf den Hals — heilige Mutter! Sie werden mir vom Gehalt abziehen, mich vielleicht gar meines Amts entsetzen!“ Er hustete und hielt sich die eingesunkene Brust.

„Hab' ich doch erst gestern drei Mark in der Apotheke gelassen und eine Mark bei Doktor Wolinski in der Sprechstunde. Ich habe mir nichts gespart. Was

ſoll ich machen? Spreche ich deutſch, kommen mir die Mütter in die Klaſſe, ſchreien ſie mir nach auf der Straße, und die Väter rempeln mich an. Ich bekomme das Brennholz nicht, das die Kinder ſonſt oft mitbringen in die Schule, kriege nie einen Fiſch in der Faſtenzeit, kein Stückchen Speck, wenn ſie ſchlachten, auch zu Oſtern kein einziges Ei, kein Bröckchen vom Kuchen. Ich bin ſchlecht zu Fuß und muß oft zum Arzte, da iſt keiner, der mich aufſitzen hieße nach Miaſteczko! Wenn ich Hemd und Strümpfe zum Sonntag waſche und hänge ſie auf, daß ſie trocknen, kommen meine Hausleute heimlich und gießen Waſſer darüber; ſie ſagen, das Dach iſt ſchadhaft. Und halte ich Klaſſe, ſchlägt nebenan der Schmied ſo hart aufs Eiſen, daß ich nicht verſtehen kann mein eigen Wort und ſchreien muß, bis ich fürchte, die Bruſt ſpringt mir.

„Ich ſoll die Kinder lehren: ‚Ihr ſollt nicht ſtehlen‘ — ‚ihr ſollt den Kaiſer lieben!‘ Wie mache ich das?! Mit der Anſchauungslehre ſchaffe ich nichts; ich kann wohl einen Ochſen an die Tafel malen und auch eine Kuh, aber das Stehlen kann ich doch nicht malen! Spreche ich aber polniſch, ſo ſchlägt der große Anſiedler Lärm — Löb Scheftel ſagt, daß er kommen wird, mich zu verhauen — ach, ach, was ſoll ich machen?!“ Ratlos faßte ſich der Lehrer an den Kopf und rang nach Atem.

„Hochwürden wiſſen, ich bin ein friedfertiger Menſch. ’s iſt ein ſaures Brot! Wenn Hochwürden doch würden ſprechen mit dem Herrn Schulinſpizienten, daß er ein Einſehen hat mit meiner Lage. Ach, ach!“ Der armſelige Menſch blickte ganz verzweifelt.

»Psia krew!« Piotr Stachowiak ſtrich ſich über

den runden Leib. „Das iſt eine dumme Geſchichte! Deutſch iſt die Lehrſprache, aber es iſt ganz in der Ordnung, daß du polniſch ſprichſt — hm, hm, was macht man da?“

Das Geſicht des Lehrers wurde immer angſtvoller, ganz kreidig, die Backenknochen glühten.

Der alte Herr ſah's mit Bedauern. „Nur keine Angſt, man muß keine Angſt haben,“ tröſtete er. Und dann, wie ſelber von einem erlöſenden Gedanken beruhigt, ſprach er: „Warten wir, bis der Vikar kommt!“ —

Górka hatte derweilen bei der Ciotka geſeſſen. Das ging doch nicht an, daß ſie ihr Recht nicht bekam, ſie war ein armes Weib und der Niemczycer ein reicher Herr — nicht ungeſtraft ſpielt der Deutſche mit polniſchem Leben! Sie war verpflichtet, zu klagen, ſchon um der guten Sache des Vaterlandes willen! Einen Rechtsanwalt mußte ſie ſich annehmen! Wer weiß, ob ſie je wieder arbeitsfähig wurde? Der Niemczycer durfte ihr eine jährliche Rente nicht verſagen!

Auf dieſe Weiſe zu einem ſchönen Geld zu kommen alle Jahr, ohne auch nur die Hand darum zu regen, das hatte der Ciotka eingeleuchtet: nun natürlich, heute noch würde ſie klagen!

Als der Vikar heimkehrte, fand er den Lehrer, ſehnſüchtig ſeiner harrend, vor.

Ein Schauer der Ehrfurcht lief Ignaz Ruda über den Rücken: was war der Herr Vikar doch für ein kluger, für ein ſeltener Mann! Es tat gar nicht not, daß er dem ſein Leid klagte, der wußte bereits ſchon alles.

„Sie tun Ihre Pflicht, Sie dürfen keine Angſt haben!“

Das klang ganz anders als die Tröſtung des Herrn Propſtes. Aber ein banges: „Ich bin ſtaatlich angeſtellt — und der Erlaß, ach, ach!“ konnte der Ängſtliche doch nicht ganz unterdrücken.

„Schämen Sie ſich, Ruda!“ ſprach da ernſt der Vikar. „Wir ſollen nicht Menſchen fürchten. Erſt Gott, dann das Vaterland, dann erſt —“ er ſprach nicht zu Ende. In leichterem Ton fuhr er fort: „Glauben Sie übrigens, daß Herr Dzieciuchowicz ſo wenig Einſicht hat?“ Er lächelte. „Fahren Sie ruhig fort wie bisher, und was man auch gegen Sie in Szene ſetzen wird, ich“ — ſeinen nachdenklich ein wenig geneigten Kopf richtete er kräftig auf, und es blitzte in ſeinem Blick, — „ich werde auch das meinige tun!“

Lehrer Rudas Beſuch war heute nicht der einzige in der Propſtei. Draußen ſaß Förſter Frelikowskis Tochter ſchon eine lange Weile bei der Köchin Zuzanna und wartete auf Vorlaß.

Die blonde Staſia ſah verweint aus und gar nicht guter Dinge. Auf ihrer weichen Wange brannten fünf rote Striemen, als hätten fünf kräftige Finger ihren Abdruck daraufgelaſſen.

War's möglich, ſie war entlaſſen worden von der gnädigen Herrſchaft in Chwaliborczyce? Und ſo auf einmal, mir nichts dir nichts, Knall und Fall? Wegen dieſes kleinen, kleinwinzigen Späßchens, das man ſich gemacht hatte?! Die Pfarrköchin tat ganz außer ſich und ſchlug die Hände zuſammen: „Heilige Mutter!“ Aber im Grunde gönnte ſie es der Staſia wohl: die war denn doch gar zu üppig!

„Was wirſt du nun beginnnen, mein Täubchen,

mein armes, was fängſt du nun an?“ ſprach ſie. „Einen ſo guten Dienſt kriegſt du nie wieder! Heilige Mutter, erbarme dich um deines heiligen Sohnes und ſeiner heiligen Wunden willen!“

Staſia ſaß auf dem Schemel beim Küchenherd, holte nun ihr Schnupftuch hervor — ein battiſtenes der Herrin — und wiſchte zierlich die Tränen, die ihr über die Wangen tröpfelten. Ja, und der Vater war ſo entſetzlich grob geworden! Beim Arme hatte er ſie gegriffen und gerüttelt, daß ihr die Nadeln aus den Flechten geflogen, die ſchönen Schildpatt-Nadeln, und zerſchellt waren auf dem Ziegelboden!

„O heilige Mutter!“ Sie ſchluchzte laut auf. Und gar nicht behalten wollte er ſie zu Hauſe, ſie ſollte gehen und Geld verdienen — aber wo denn jetzt ſo ſchnell? Sie mußte ſehen, daß ſie Stellung fand in der Kreisſtadt oder in Poſen — ach, und die Pani hatte ſie doch mitnehmen wollen nach Paris! Es war viel Schmerz in dieſen Tränen, immer reichlicher begannen ſie zu tröpfeln. Aber noch mehr Wut war dabei: alſo das war der Lohn dafür, daß man all die Jahre ein Sklave geweſen war, weiter nichts als ein Sklave?! Mochte die Pani ihre Bluſen für ſich behalten, die Schmuckſachen und den Sonnenſchirm auch! Aber den Schlaf der Nächte ſollte ſie ihr erſetzen, den jungen geſunden Schlaf, den ſie verſäumt hatte, weil ſie immer aufſitzen gemußt beim Kratzen der alten Nepomucena! So viele Nächte geopfert! Und nun man einmal eine einzige Nacht für ſich genommen hatte, da, ja da — ei, was hatte die Pani für einen Lärm geſchlagen: ‚Verführerin, Dirne, Kanaille!‘ Und der Herr würde ſie niedergeſchmettert haben

mit der erhobenen Fauſt, wäre nicht grade der Vikar dazu gekommen und hätte ſie geflüchtet aus dem Zimmer!

Das hübſche Geſicht des Mädchens verzerrte ſich bei der Erzählung, das weiche Grau der Augen bekam einen ſchielenden, grünlichen Schiller, auffahrend ballte ſie die Fauſt. Aber dann lachte ſie ſpöttiſch: nun, eine Erinnerung würden die auch behalten! Bolek, das gehütete Herrenſöhnchen, war nun auf einmal kein Kind mehr; mochten ſie ihn nur hüten, das nützte jetzt alles nichts mehr! Ei, war der ein verliebtes Jungchen! Und betrunken hatte er ſich, daß er krank gelegen hatte drei Tage lang! Das gönnte ſie ihnen. War ſie denn eine Nepomucena, ſo ein altes dummes Tier, das die Hand noch leckte, die es quälte?! Nein, ein Gutes war doch dabei, daß die Deutſchen ins Land gekommen: nun wußte man, daß man nicht mehr ein Sklave war wie früher!

Die Zuzanna ſah ganz verblüfft drein, ſo heftig lachte jetzt Staſia.

„Weißt du," ſprach ſie dann und trocknete ſich ebenſo zierlich die Lachtränen, wie vorher die Schmerzenstränen, „ich wundere mich nur, daß der Herr Propſt noch immer nicht wird gerufen zur alten Nepomucena. Sie hat Waſſer. Wenn ſie ſich bückt beim Kratzen, ſo gluckſt es!"

„Sie wird doch nicht gerade ſterben zur Winterszeit?" ſagte die um ihren Herrn beſorgte Pfarrköchin. „Da darf der Herr Propſt nicht ſelber hin zur Ölung! Aber, mein Seelchen, mein Täubchen, was ſchwatzen wir! Geh du jetzt und klopfe an — der Hungerleider, der Lehrer, iſt fort, ich hörte die Tür klappen. Sieh aber zu, daß du dich beeilſt! Polniſcher Karpfen iſt fett und ſüß und das Leibgericht von Hochwürden, da

muß er um ſechſe ſchon nachtmahlen, damit er ihn im Bette nicht drückt!“

Der Köchin Zuzanna Geduld wurde auf eine harte Probe geſtellt, ihre Karpfen drohten zu zerfallen, ſo lange blieb die Beſucherin drinnen. Ein paar Mal ſchon hatte ſie an der Tür gehorcht — was redeten die?! Ins Studierzimmer hineinzugehen getraute ſie ſich nicht, ſo blieb ihr nichts übrig, als mit den Herdringen zu raſſeln, mit den Topfdeckeln zu klappern und das Mädel zu verwünſchen, die Hexe, die ſchielige, die einen nicht gerade anſehen konnte. Die war ſicherlich, bevor ſie getauft war, dreimal unter einem Tiſch und zwiſchen deſſen Beinen durchgezogen worden! Betrachte nur einer ihre Augen: der Augenſtern war ja nicht rund, ſondern länglich wie bei einer Katze. Die hatte den böſen Blick. Alles, was die anſchaute, mußte eingehen!

„Auf den Hund den böſen Blick!“ Zuzanna ſpuckte dreimal aus und bekreuzte ſich dann dreimal. Die würde doch nicht etwa Pfarrköchin werden wollen?!

Es war ſchon längſt dunkel, als Staſia aus der Studierſtube wieder herauskam. Sie hatte dem Herrn Propſt gebeichtet und viel dabei geweint. Sie ſchluchzte noch, als der Herr Vikar ſie hinausgeleitete in den Flur. Er ſchloß feſt die Küchentür, die Zuzanna aufgelaſſen hatte; ſo konnte dieſe gar nichts mehr hören. Es dauerte wiederum noch eine geraume Weile, bis die Haustür klappte und der Herr Vikar zurückging ins Studierzimmer.

Winzigen Sternen gleich flimmerten die Lichtchen von Pociecha-Anſiedlung, auf die Staſia jetzt zuſchritt. Sie eilte, denn ſie fürchtete ſich ein wenig. Das Dorf lag weit hinter ihr, ſchwach hörte ſie nur noch ſein Hundegebell,

und ſonſt war ringsum nichts als die ungeheure nächtliche Weite. Ihren Rock raffend, ſchritt ſie hurtiger aus. Pah, an Geſpenſter glaubte ſie nicht, wie die dummen Bauern — was ſchwatzten die da vom Łyſa Góra?! Wenn wenigſtens ein Feuer dort brennen würde, wie im Berg der heiligen Dreifaltigkeit bei Miloslaw! Dann würde ſie hingehen, ſelbſt wenn der Teufel dabei ſäße und den brennenden Schatz bewachte, und ſich die ganze Schürze voll Goldſtücke raffen; ſie fürchtete den Teufel und alle Geiſter nicht. Aber jetzt hatte ſie Angſt; es war ſo einſam hier, ſchon ſo ſpät und ſie ganz allein. Wenn nun einer käme und ſie anfiele?! Huh, trappſte da nicht ſchon hinter ihr ein Schritt?!

Sie traute ſich nicht, nach hinten zu ſchauen, aber haſtig fuhr ihre Hand nach den langen baumelnden Ohrgehängen — wenigſtens die retten, wenn ein Räuber nahte! Aber ſie hatte die Ringe noch nicht ausgehakt, als der Gefürchtete auch ſchon neben ihr war.

Sie guckte von der Seite. So viel ſie ſehen konnte beim ſchwachen Sternenlicht: ein blonder Krauskopf, breit in den Schultern und doch ſchlank wie eine Fichte. Ein Schwabb!

Richtig, er redete ſie an auf deutſch: „'n Abend, Mädchen, gehſt du" — er verbeſſerte ſich raſch, als er ihr vornehmes Kleid ſah — „gehen Sie ſo allein, Fräulein?"

Sie lachte leiſe: nein, der tat ihr nichts! Aber dann ſchauerte ſie zuſammen wie ein banges Kind und ſprach auch auf deutſch: „Ich fürchte mich!"

„No, warum dann? Vor mir doch etwa nit?"

Sie nickte.

Nein, das hatte ſie wirklich nicht nötig! Gutmütig lachend ging er ein wenig von ihr ab auf die andere Seite der Straße. „Ich tu Ihnen nix, Fräulein," ſagte er treuherzig, „wahrhaftigens Gott nit! Aber wenn et Sie nit geniert, geh' ich en Stückſen mit Ihnen langs! Wohin wollen Sie dann, Fräulein?"

Sie ſagte ihm, wer ſie wäre, und daß ſie zurück ins Forſthaus wolle.

Aha, da hatten ſie ja bis in die Kolonie denſelben Weg! Er nannte ihr auch ſeinen Namen. Das beſte Haus in der Anſiedlung — 's war ihr gewiß ſchon aufgefallen? — das mit den Fenſtern rechts und links von der Haustür, mit den Ställen apart und mit der Scheune, die das Viereck ſchloß, gehörte ſeinem Vater. Es tat ihm gut, ihr das zu ſagen, ſie war ſo ein hübſches Mädchen und gefiel ihm wohl. Bewundernd betrachtete er den zierlichen und doch vollen Wuchs. Hm, die polniſchen Mädchen waren alle nicht übel, aber die hier ſtach doch jede andre aus! Behend ging ſie und ſo leicht, man hörte kaum ihren Tritt. Das matte Sternenlicht zeigte nicht viel, aber es zeigte doch genug; es umflimmerte ein blaßrundliches, blutjunges Geſicht mit einem weichen Stumpfnäschen. Als ſie ihn anlächelte, ſah er Grübchen. Und blonde Haare kamen unterm Hut vor, eine ganze mächtige hochgekämmte Tolle über der Stirn.

Er machte verliebte Augen. Um ſie beide war eine große Stille; wohin man auch blickte: nirgendwo ein Menſch, nicht einmal ein Tier. Die flinzelnden Lichtchen der Anſiedlung blinkten noch fern, kein Hundegebell aus dem Dorf war mehr zu hören, ſelbſt der Wind

hielt ſich ſtill und puſtete nicht. Da machte er wieder raſch die paar Schritte über die Straße zurück an ihre Seite und legte keck den Arm um ihre Taille. Sie trug kein Korſett, er fühlte die weiche Biegung ihrer Hüften.

Stumm ließ ſie ſich's gefallen, und als ſein Arm etwas feſter drückte, ließ ſie auch das ſich gefallen.

Dicht nebeneinander, bei jedem Schritt auf dem holprigen Landweg Schulter an Schulter reibend, gingen ſie in die Einſamkeit. Unwillkürlich dämpften ſich ihre Stimmen, zuweilen nur girrte ein Lachen des Mädchens auf. Als ſie in die Kolonie kamen, ließ Valentin den Arm von ihren Hüften, aber ſie gingen miteinander weiter.

Der Burſche ging an ſeines Vaters Haus vorüber — dort war's, gefiel es ihr? — gemütlich fiel Lampenſchein durch die Ladenritzen. Jetzt brachte die Mutter die kleinen Schweſtern zu Bett, und dann würden ſie mit dem Nachteſſen auf ihn warten. Zum Pferdemarkt war er geweſen, einen Gaul ſollte er kaufen — zum Frühjahr vielleicht noch einen zweiten — mochten die zu Haus nun denken, daß er ſich dabei verſpätet hätte! Das ging doch nicht an, daß eine ſo Hübſche allein durch die Nacht wanderte! „Gelt?"

Er faßte ſie wieder um die Taille — die paar Häuſer lagen bereits hinter ihnen — und zog ſie näher an ſich.

Sie ließ ſich ziehen. Und durch ihre Gedanken ſchoß es: zwei Pferde, das ging an! Hofbeſitzers Sohn, der einzige noch dazu, das ging auch an! Und ein hübſches Haus, beſſer faſt als die Propſtei! Nach Poſen in Stellung zu gehen, ſich wieder quälen zu laſſen von einer

neuen Herrin, das war doch gar nicht angenehm! Sie murrte und ballte die Hand: »Psia krew!«

„Wat gefällig?“ fragte er, „ſagt'ſt du wat?“

Da lächelte ſie ihn an und lehnte ſich für einen kurzen Augenblick ganz weich gegen ſeine Schulter. „Ich danke der heiligen Mutter, daß ſie mich hat laſſen dich treffen!“ Feſt drückte ſie ſeine Hand: „Walenty!“

Wie ſeltſam ſein Name aus ihrem Munde klang, ganz anders als ſonſt! Aber hübſcher, viel hübſcher! „Sag et noch einmal!“

Und als ſie mit ſchmeichelnder Stimme wiederholte: „Walenty, Walenty,“ ſeufzte er in plötzlichem Begehren auf: „Staſcha, Staſcha!“

Sie korrigierte ihn: ſo war's noch nicht ganz recht geſprochen! Zehnmal wohl ließ ſie ihn ſagen: ‚Staſia.‘ Nun war's richtig! O, er hatte eine gelenke Zunge — wie ein Pole —, er würde gut lernen!

Und ſie redete ihm Schmeichelnamen vor:

»Moja duszko! Moje serce!«

Er wiederholte gelehrig und lachend; dies Lernen machte ihm viel Spaß.

Dann machte ſie ſich plötzlich von ſeinem Arm frei und ſtellte ſich vor ihn hin. „He, aufgepaßt: daj mi buzi!“

Was hieß das?

„Rate!“ Die Hände auf den Rücken gelegt, den Oberkörper immer mehr nach ihm hinneigend, lachte ſie ſchelmiſch und ſah ihn doch zärtlich dabei an: »Daj mi buzi!« Sie ſpitzte den Mund.

Da begriff er. Mit beiden Armen ſie um die Schultern faſſend, zog er ſie gegen ſich und drückte ihr einen derben Schmatz auf. —

Es war ihm, als hätte er eins über den Durſt getrunken, als er endlich zu Hauſe war. Schon manches Mädchen hatte er geküßt; ſchon ehe er zu den Soldaten kam, und dann erſt recht — da war ſogar eine in Köln, dem ſchönen Städtchen, die wartete nur darauf, daß er ſie hierher nachkommen ließ, und die war eine Bürgerstochter und hatte auch Geld — aber er dachte jetzt nur an Staſia. Ach, die war doch ganz was andres!

Seine Augen glänzten. Er war viel zu ſpät heimgekommen, ſie hatten ſchon gegeſſen und ſich auch faſt ſchon geängſtigt um ihn. Die Mutter hatte ihm Kaffee warm gehalten, nun praſſelten noch die Bratkartoffeln in der Pfanne, und zwei mächtige Scheiben ſchnitt ſie ihm vom Schinken ab. Der Junge mußte ja tüchtig hungrig ſein.

Das war er auch, aber er ſaß beim Tiſch, hintenüber gelehnt an die Bank, die Fauſt mit der aufrecht darinſteckenden Gabel neben dem Teller und ſpießte doch keinen Biſſen auf.

„Jung, haſte nit Hunger? Du biſt wohl arg müd?“ fragte die Mutter. Und der Vater, der, ſeine Pfeife rauchend, in der Stube auf und ab ging, wollte gern etwas vom Markte hören. Aber Valentin blieb einſilbig, nur das Notwendigſte brachte er heraus: ja, ja, ſie würden ſchon einen Braunen kriegen, aber nicht vom Markt in der Kreisſtadt, da wurde man nicht handelseinig, die Polen wollten einen ja alle übers Ohr hauen. Ein Glück, daß er den Löb Scheftel aus Miaſteczko getroffen! Der war mit ſeinem Sohne und dem Wägelchen dageweſen. Mit zurücknehmen hatten ſie ihn auch freundlichſt gewollt, dann hätte er ſchon am Nachmittag

daheim ſein können — aber mit 'nem Juden fahren, nein, da hatte er ſich doch bedankt. Morgen würde der Scheftel ihnen nun ein Pferd vorführen, zu zivilem Preis, und ein viel beſſeres, als die Ware auf dem Roßmarkt geweſen. Morgen — ja, morgen!

Den Teller zurückſchiebend, verſank der junge Mann mit offenen Augen in ein Träumen: morgen, ja morgen! Ob er die Staſia vielleicht dann wieder traf?

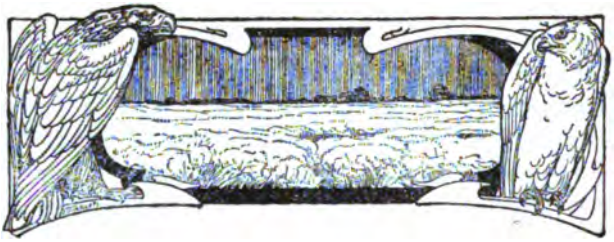
Bis an die Sumpfwieſe vorm Walde, die jetzt ſo feſt gefroren war, daß man über ſie hinweg den direkten Weg nehmen konnte, hatte er ſie begleitet. Weiter wollte ſie ſich nicht bringen laſſen: nein, nein, der Vater war ſo ſtreng! Wollte der Walenty wiſſen, wie es ihr, dem armen Mädel ergangen war? Und ſie hatte ihm die Wange hingehalten, deren weiches Fleiſch die Spuren einer Züchtigung wies.

Der Alte war aber mal ein Grobian! Was konnte die Tochter dafür, daß ſie hübſch war, ſo hübſch, daß der Herr von Chwaliborczyce ihr nachſtellte und ſie, da ſie ihm nicht willig war, bei ſeiner Frau ſo verpetzt hatte, daß dieſe ſie Knall und Fall aus dem Dienſt entlaſſen?! Das arme Mädchen! Valentin fühlte ein inniges Mitleid und einen Zorn dazu: mußte der Grobian denn nicht ein Einſehen haben? 's war doch brav von der Staſia, daß ſie ſich dem Herrn widerſetzt hatte!

Ach, die Staſia! Die Sternlein hatten nicht mehr allein geleuchtet, auch der Mond hatte angefangen zu ſcheinen und ſchien gerade in das liebe, runde Geſicht. Am Sumpfrand, beim Dornenſtrauch, der jetzt ganz entblättert ſtand — nur ein paar verſchrumpelte Hagebutten waren hängen geblieben — hatte ſie ihn zum Abſchied

um den Hals gefaßt: ‚Dobra Noz'! das hieß: ‚Gute Nacht'! Sie hatte es mit beſonderer Betonung geſagt, ihn warm dabei gedrückt, und dann war ſie ſchnell von ihm fortgelaufen, mitten aufs Moor hinaus. In deſſen Mitte hatte ſie ſich noch einmal umgedreht, ihm gewinkt, eine Kußhand zugeworfen und war dann lachend verſchwunden geweſen hinter dem Kieferngeſtrüpp des Waldrandes.

Als Valentin ſeine Schlafkammer aufſuchte oben im Giebel, lief ihm das Blut raſch durch die Adern. Der Mond ſchien ihm aufs Bett; es war eiſig kalt in der Kammer, aber er lag, nur läſſig zugedeckt, mit offenen Augen auf dem Rücken und fror nicht. Vergnügt war er eigentlich immer, konnte es gar nicht begreifen, daß die Eltern ſo manches zu klagen hatten, aber ſo gut wie heute war ihm noch gar nie zumute geweſen. Des Neuen hatte er hier ſchon viel zu ſehen und zu hören gekriegt, aber das Allerneuſte war doch, daß er — ſchon halb im Schlaf lachte er übers ganze Geſicht und ſpitzte dann den Mund: ‚Demi Buſchi' — daß er einen polniſchen Schatz hatte!



11

Frau von Garczyńska konnte es noch immer nicht verwinden, daß ſie ihre Zofe verloren hatte. Das Stubenmädchen war jetzt zu dieſem Poſten erhoben worden, aber es hielt gar keinen Vergleich aus mit Staſia. Jeden Morgen floſſen die Tränen der Dienerin, und die Herrin ſchalt und ſtampfte mit den Füßen, riß oft die ganze mühſelige Friſur wieder auf und warf der Ungeſchickten die Haarnadeln an den Kopf. Frau Jadwiga geſtand ſich oft mit Seufzen: dieſe Staſia war eine greuliche Perſon geweſen, leichtſinnig, verdorben, ganz gemein, aber höchſt brauchbar!

Die alte Nepomucena hatte viel zu tun, um die Herrin, die der verlorenen Dienerin nachtrauerte, zur Ruhe zu bringen.

Auch Garczyński vermißte ſeinen Szulc. Der Inſpektor hatte zu gleicher Zeit mit der Zofe den Laufpaß bekommen, darauf hatte Jadwiga beſtanden: war er denn nicht der viel Schuldigere? Er hatte das Mädchen verführt!

Vergebens ſuchte ihr Gatte ihr verſtändlich zu machen, daß man einem Manne mehr nachſehen könne, mehr nachſehen müſſe als einer Frauensperſon; es half nichts, ſie bekam ihre Zufälle.

Ein treffliches Zeugnis konnte Garczyński ſeinem Inſpektor aber nicht verſagen, zumal der ſo anſtändig geweſen war, nur noch für einen Monat ſein Gehalt zu beanſpruchen, das er, wäre er böswillig geweſen, für ein ganzes Vierteljahr noch hätte verlangen können. Doppelt fatal war Garczyński ſeine Kündigung, als ihm zu Ohren kam, daß Inſpektor Szulc ſich vom erſten Januar ab bei Keſtner in Przyborowo verpflichtet hatte — nun hatte der den tüchtigen Kerl! Er war gereizt gegen ſeine Frau.

Jadwiga empfand die trübſeligen Wintertage trübſeliger, nichts unterbrach deren Eintönigkeit. Die neunerlei Gerichte hatten auf der Weihnachtstafel geſtanden, der Geſindemarkt in Poſen war abgehalten worden, viel neues Geſinde war in Chwaliborczyce aufgezogen, überall war ein Kommen und Gehen, aber keine Staſia kam wieder. Wenn die noch dageweſen wäre, ſo hätte die Herrin in der Sylveſternacht Blei gegoſſen; Staſia war immer ſo behend geweſen in allerlei drolligen Auslegungen. Vergangenes Jahr, war's da nicht ein Ritter geworden, zu Pferd wie der heilige Georg, der den Drachen niederſticht? Staſia hatte den Ritter auf den deutſchen Baron gedeutet.

Ach —! Frau Jadwiga konnte jetzt nur ſeufzen und beten. Der Vikar war ihre einzige Zuflucht. Es war zur Gewohnheit geworden, daß er, wenn der Unterricht von Boleslaw erledigt war, bei ihr eintrat. Dann ſprachen ſie von Muſik uud Literatur und von den ewigen Zielen. Górka hatte eine angenehme Art, über alles Mögliche zu plaudern; er war beleſen und verſchloß ſich nicht engherzig. Jadwiga, die zwei Jahre ihrer

Mädchenzeit in einem Genfer Penſionat verbracht und oft mit ihrem Vater, dem reichen Bankier, Paris und die Modebäder beſucht hatte, bevorzugte die franzöſiſche Literatur. Wenn ſie um ein Dichtwerk herumtändelte und mit einer gewiſſen Naivetät und angeborenen Vorliebe bei heiklen Themen verweilte, kam oft ein unruhiges Blicken in ſeine Augen und eine feine Röte in ſeine Stirn. Aber er wußte bald — ohne daß ſie es merkte, wie er Seite nach Seite umblätterte in ihrer Seele — ſie fortzuführen von dem Weg, den zu gehen, gerade mit ihm, dem Geiſtlichen, ihr einen heimlich aufregenden Reiz gewährte. Wo ſie auch geweilt hatten, unterm Kreuz langten ſie doch zum Schluſſe an. Sie war oft in tiefer Zerknirſchung, wenn er ſie verließ — ach ja, ein Leben der Heiligen zu führen, ohne irdiſche Wünſche, welche Seligkeit!

Frau von Garczyńska fuhr jetzt alle Woche nach Pociecha-Dorf zur Beichte. So ſtieß ſie nach dem Feſt der Heiligen drei Könige auf Staſia; dieſe trat aus der Kirche heraus, gerade als die Gnädige hineintrat. Eine faſt eiferſüchtige Regung durchſchoß das Herz der Dame unterm koſtbaren Zobelpelz — gehörte das Ohr im Beichtſtuhl ihr nicht allein?! Wenigſtens das wollte ſie doch voraushaben vor dieſem Mädchen, das ſich ſo ausleben konnte ganz nach Gefallen! Dieſe Unverſchämte! Nicht einmal zerknirſcht hatte ſie die Augen niedergeſchlagen, nein, zierlich geknickſt hatte ſie und mit einem raſchen Blick die Toilette der Herrin gemuſtert.

Jadwiga glaubte den Beichtſtuhl noch warm zu finden; eine quälende Neugier erfaßte ſie: was mochte das Mädchen alles hier durch das mit dunklen Gar-

dinchen verhangene Gitter geflüſtert haben? Was Górka ſich wohl dabei gedacht haben mochte? Ob in ſeine Augen da auch das unruhige Flimmern gekommen war und in ſeine Stirn die Röte?!

Sie war erſt beruhigt, als ſtatt der ſchönen Stimme des Vikars das bäuriſche Organ des alten Propſtes an ihr Ohr drang.

Górka war zu Schäfer Dudeks Hütte gegangen. Dort war nun wirklich der Tod in der Stube. Geſtern abend noch war die alte Nepomucena ‚zu Hofe' gegangen, aber heut früh war der Schäfer aufgewacht von einem harten Klopfen. Es klopfte, als ſchlüge einer mit einem Stein aufs Hüttendach. Da wußte Kuba Dudek: das war der Tod, der ſaß oben und meldete ſich an. Und als er nach ſeiner Ehefrau guckte, ſaß die wie immer aufrecht in den Kiſſen — platt liegen konnte ſie ſchon ſeit einem Jahr nicht mehr — und rang nach Atem; aber die Augen waren glaſiger, die Naſe ſpitzer. Er weckte die Filomena, daß ſie auf die Mutter paſſe, und machte ſich ſelber auf nach Pociecha-Dorf. Der Lehrer ſollte ihm nach Poznan*) an die Michalina ſchreiben, daß ſie ſchnell heimkomme, auf daß ihre Großmutter ſie noch ſegne.

Der Lehrer hatte geſchrieben — einen Groſchen für die Bemühung, einen Groſchen fürs Papier, einen Groſchen für die Poſtmarke — beruhigt hatte ſich der Alte wieder heimbegeben wollen, da war er angerufen worden aus der Ciotka Tür.

Wollte er nicht einmal nach ihr ſehen? Der Doktor

*) Poſen.

war für nichts gut, nicht einmal Pferde und Schweine verſtand der zu kurieren! Die Ciotka hatte wahrlich lange genug gedoktert. Da hatte ſie nun ein bißchen zum Tanze aufgeſpielt am Heiligen-drei-Königstag, hatte beim Nachhauſegehen — da ſie ein ganz klein wenig betrunken war — nur ein Stündchen vielleicht auf den Steinen gelegen, und nun war ſie ſchon wieder ſo krank! Kalt war's freilich geweſen; den Leuten, die morgens Bernſtein und Kreide zur Kirche getragen hatten, um dieſe weihen zu laſſen zum Schutz gegen böſe Geiſter, waren die Finger erfroren. Oder ob ſie vielleicht ‚verrufen' war?! Man hatte ſchon die Probe darauf gemacht und brennende Kohle ins Waſſer geworfen.

Faſt ſämtliche Weiber des Dorfes waren um die Ciotka verſammelt, die in brennender Fieberhitze lag. Sie beteten und klagten: die Ciotka würde wohl ſterben, wenn nicht die heilige Mutter Gnade gab, und Dudek, der Alte, ſie heilte!

Dudek war ein wenig gekränkt: warum hatte man ihn denn nicht ſchon längſt geholt, gleich damals nach der Ciotka Unfall? Da hätte die in acht Tagen wieder getanzt!

Die Weiber entſchuldigten ſich: man hatte doch nicht gekonnt, denn der gnädige Herr aus Niemczyce hatte ja den Doktor geſchickt, und er wußte doch: Doktor und Schäfer kurieren nicht zuſammen!

Der alte Schäfer lächelte geringſchätzig: ſo ein junger Menſch, wenn der auch in Büchern leſen gelernt hatte, was wußte der von den geheimnisvollen Kräften, die da wirkten zwiſchen Erde, Waſſer, Luft?!

Er hieß die Weiber die Kranke auf den Bauch

legen und hieß ſie dann alle rundum niederknieen. Er ſelber machte das Zeichen des Kreuzes dreimal über die entzündeten Wunden, wendete ſich gegen Oſten und ſprach leiſe, dreimal:

„Roſe, ich ſage dir:
Geh hinaus, geh hinein,
Geh in Gottes Haus hinein.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!"

Und er puſtete dreimal: nun war das Übel weggeblaſen gen Sonnenaufgang. Nun ging es, woher es gekommen: zurück zu Gott, dem Allmächtigen, der es geſandt hatte. Hier hatte der Tod noch nicht auf dem Dache geklopft.

Aber daheim, bei der Nepomucena, gab's keine Beſſerung mehr; man ſoll auch nicht wehren, wo der Tod geklopft hat. Dudek fand ſein Weib bedeutend ſchwächer, als er es verlaſſen hatte. Er ſah's an der Naſe, um die hatte der Tod bereits mit dem Finger gewiſcht.

Die Filomena ſaß beim Bett und verlas Erbſen; ihr zu Füßen hockte der kleine Jaſio, der Michalina Kind, und ſah mit verwunderten Augen der ſterbenden Urgroßmutter zu. Dieſe war ganz teilnahmlos, ſah nicht Mann noch Tochter noch Enkelkind. Schade, daß der Brief an die Michalina ſchon fort war, ſie hätte ruhig fern bleiben können, einen Segen kriegte ſie nun doch nicht mehr!

Der alte Schäfer zupfte ein Flöckchen aus ſeinem Schafpelz und hielt das ſeiner Frau an die Lippen — ei, die atmete noch! Aber ihre Hände, ihre Füße waren ſchon eiskalt.

Eine grimmige Kälte ging draußen über die Flur

und schnob durch alle Fugen der Hütte. Durch den großen Riß der Lehmwand hinter dem Bett blies sie und blies dem alten Weibe ins Gesicht. Aber das fühlte den Zugwind nicht mehr.

Der Vikar kam. Da er auf die Fragen der Beichte keine Antwort mehr erwarten konnte — die müden Augen schlossen sich schon — gab er der Sterbenden rasch die letzte Ölung. Die Wachskerze, zu Lichtmeß geweiht, brannte, der kleine Meßner hinter dem Geistlichen reckte sich auf den Zehen, um ja was vom Sterben zu sehen zu kriegen, die Filomena betete laut, und draußen vor der Tür antwortete das Gemurmel der versammelten Nachbarinnen.

Es war um die Stunde, in der die Nepomucena sonst zu Hofe zu gehen pflegte, daß sie sich noch einmal belebte. Sie streckte die Arme aus, damit man ihr helfe. Wie, wollte die sich erheben, aus dem Bette steigen und wandeln?! Fast schien es so. Und sie lallte: »Dalej« und in einem Röcheln dann noch etwas, das man nicht mehr verstand. Unruhig glitten ihre Blicke zur Tür — einen Fuß noch streckte sie aus dem Bett, dann war's zu Ende.

Nun konnte sie platt liegen. Man deckte ihr ihre Plachta übers Gesicht.

* * *

Als sie die Nepomucena begruben, ging der Wind sehr hart. Die Komorniks, die den Sarg trugen, froren, denn er war nicht so schwer, daß sie unter der Last geschwitzt hätten. Zwischen das Trauergeleit, das hinter

dem Sarg her betete, fuhr ungehindert der Nordoſt und jagte die Leidtragenden auseinander, daß ſie die Ordnung bald aufgaben und durcheinander liefen wie eine verwirrte Herde. Jeder erkämpfte ſich einzeln ſeinen Weg nach Pociecha-Dorf.

Als ſie vom Kirchhof zurückkehrten, der hinter dem Dorf, nur durch eine dürftige Fliederhecke vom Acker geſchieden, preisgegeben allen Winden lag, tat ihnen ein Schnaps wahrlich not. Sie traten alle in den Krug, nur die Enkelin des Dudek, die Michalina nicht, die wollte nicht mit einkehren. Die andern ſchalten über ſie: ei, warum wollte ſie denn nicht? War ſie etwa ſo vornehm geworden in Poznan, daß es ihr nicht mehr paßte bei Eljakim Eiweih?!

Nein, das war es nicht! Michalina war nur ſehr betrübt. Als ſie nun ſo allein zum Dorf hinaus ging, weinte ſie vor ſich hin. Ach, da war ſie nun geſtern aus Poſen gekommen, ſo ſchnell als möglich, aber die Großmutter hatte ſie doch nicht mehr am Leben gefunden, und die war immer ſo gut geweſen! Nun würde ſie die nie mehr auf Erden ſehen! Die würde ihr nicht mehr die Zöpfe flechten, ſchön zwölfſträhnig, daß ſie handbreit ſtanden, eine wahre Pracht! Ach, die gute Babuſia!*)

Sie heulte laut, ihr Herz floß über von Trauer.

Und daß der Jendrek nicht beim Begräbnis ſein konnte! Den hatte die Babuſia doch auch immer ſo lieb gehabt. Aber der wußte ja nicht einmal, daß ſie geſtorben war. Wo mochte der Jendrek jetzt ſein in der

*) Großmutter.

weiten Welt? War er noch bei den Soldaten oder war er schon frei? Sie hatten von Hause nicht an ihn geschrieben, schon lange nicht, Großvater hatte das Schreiben nicht gelernt, Großmutter auch nicht, und die Mutter hatte es längst vergessen. Ihr selber, der Michalina, wurde es auch schwer, und der Jendrek sparte auch gern die Tinte und das Papier. So hatten sie sehr lange nichts voneinander gehört.

Ach, wer doch als Sternlein am Himmel stehen könnte, heruntergucken auf die weite Welt! Wer sich doch aufschwingen könnte wie ein Täubchen und fliegen mit dem Wind hin bis wo der Jendrek wäre! Daß sie doch singen könnte über ihm in der Luft: ‚Jendrek, kehre wieder, Brüderchen, komm zurück!'

Als sie noch Kinder waren, nur mit dem Hemdchen angetan, da war er mit ihr über die Felder gegangen und hatte sie sorglich an der Hand geführt; und als sie größer geworden war und die Buben sie närrten, hatte er sich vor sie hingestellt und alle abgewehrt. Und die dicksten Äpfel hatte er für sie geholt aus dem Herrschaftsgarten und einmal sogar einen Salzhering aus der Herrschaftsküche! Er war immer ein sehr guter Bruder gewesen. Beim Raffen und Mandelaufstellen in der schweren Erntezeit war er ihr stets beigesprungen, und als sie dann später Stubenmädel geworden in Przyborowo, da war er freilich schon beim Militär gewesen, aber er hatte geschrieben:

‚Liebe Schwester, gräme Dich nicht, wenn ich werde zurück sein, werde ich *ihn* verwammsen, wenn Du nur wirst sagen können, *wer* Vater ist'.

Das konnte sie wohl sagen, aber was nutzte es ihr?

Wie dürfte der Jendrek ſeine Hand erheben gegen einen ſo vornehmen Herrn? Seine Hand mußte er an die Mütze legen und ſtramm ſtehen — ja, das mußte er! Ach, wie war das alles ſo traurig, ſo traurig!

„Heilige Mutter!“ Eine Boża męka ſtand am Wege zwiſchen Dorf und Anſiedlung, da knickſte die Weinende tief und ſchlug vielmals das Kreuz. Ihre Hände erhob ſie flehend: mochte die da oben nun alles machen, wie ſie's für gut fand! Die Großmutter ſaß ja nun neben der auf dem goldenen Thron, und die beiden würden jetzt wohl miteinander ſorgen für die Michalina, bis der Jendrek heimkam.

Die traurige Michalina trocknete ihre Augen. Was hilft's, man muß ja getröſtet ſein! Nach Poſen zurückkehren würde ſie nun nicht mehr; die Mutter hatte auch geſprochen: ‚Spare das Geld, das die Bahn koſtet!‘ Amme konnte ſie ja nun doch nicht länger ſein; das kleine Kind kriegte jetzt ein Fräulein. Sie war nur noch gut, die Windeln zu waſchen und die Dielen zu ſcheuern, und der Lohn war auch danach. ‚So viel‘, ſagte die Mutter, ‚kannſt du auch hier verdienen, bleibe jetzt; vielleicht, daß du wieder einmal Glück haſt, eine ſo feine Stelle annehmen zu können in Poznan!‘

Michalina wußte nicht, ob ſie ſich darüber freuen ſollte, daß ſie nun hier blieb, oder traurig ſein. In Poſen hatte ſie immer ſchönſte Nationaltracht getragen: getollte Häubchen, weiß wie Schnee, ſchwerſeidene Bänder — handbreit, bunt wie alle Farben des Regenbogens — einen Spenzer von Sammet, Perlſchnüre ſo viele, daß der Nacken ſich bog. Wenn ſie doch wenigſtens die Tüllſchürze behalten dürfte, ſich darin zu zeigen am Feſttag!

Und zu arbeiten hatte ſie dort gar nichts gehabt. Aber auf die Dauer hatte es ihr doch nicht behagt; das gute Eſſen, das bequeme Leben hatten ſie dick gemacht, und ſie ſehnte ſich nach ihrer vormaligen Schlankheit. Wie behend hatte ſie ſich bücken können, wie flink ſpringen! Das Kattunmieder von früher wollte ihr jetzt gar nicht mehr paſſen, die Bruſt quoll über den Rand, die Haken platzten ab. Nein, es war nichts mit dem Faulenzen! Sogar der Kopf wurde einem dick davon, man kriegte Gedanken. Wo hätte ſie ſonſt je Gedanken gehabt — geprieſen ſei Gott! — wozu auch? Wenn man zu arbeiten hat und zu eſſen, iſt's gut.

Nun würde ſie wieder mit den andern Mädchen auf den Acker gehen und am Feſt den Krakowiak tanzen und immer ſingen! Hell lachte ſie auf bei dem Gedanken und ſah dann haſtig, ganz beſchämt nieder: ei, das war doch nicht fein von ihr, daß ſie lachte, heut am Begräbnis der Großmutter! Und die war doch ſo gut geweſen! Nun war die nicht mehr da, die dem Jaſio den Brei gegeben und ihn auch gewaſchen hatte. Der Großvater war zu taub, der hörte nicht, wenn der Kleine weinte, und die Mutter mußte zu Hofe gehen; aber ſie würde es jetzt hören, denn er war ein niedlicher Knabe — Gott erhalte ihn, und die heilige Mutter ſchenke ihm Gnade! Als ſie geſtern angekommen war und ſich über ihn gebeugt, hatte er mit beiden Händchen in ihre Perlenſchnur gegriffen und ſich ſo aufgerichtet auf ſeine Füße. Die Perlenſchnur war zerriſſen, aber es tat ihr nicht leid darum — ſo ſtark war das Bürſchchen ſchon! Der würde einmal tüchtig die Senſe ſchwingen bei der Ernte — und hatte er nicht jetzt ſchon brav Geld eingebracht?!

Michalina fühlte nach jener Stelle ihres Unterrocks, wo ſie, in einen Leinwandflecken eingenäht, Goldſtücke barg. He, ſie war jetzt gar keine ſchlechte Partie! Wollte Gott, daß ſie einen braven Mann kriegte, der ſie auch nicht ſchlug, und mit dem ſie alt und grau wurde bei Sommerſonne und Winterſchnee!

Sie ließ ihre Blicke ſchweifen: hier war's noch immer gerade ſo wie vor anderthalb Jahren, als ſie nach Poſen gefahren war. Nur dort in der Anſiedlung waren der Häuſer mehr geworden. Vorzüglich das eine Haus ſtach ihr in die Augen: Fenſter rechts und links von der Tür, auch im Giebel eine blanke Glasſcheibe; die Ställe ebenſo wie das Haus und die Scheune mit Ziegeln gedeckt — das war einmal ein feiner Hof! Mußten das reiche Schwabby ſein, die darin wohnten!

Bewundernd hafteten die Augen Michalinas auf dem Haus der Rheinländer. Sie konnte ihre Neugier nicht zähmen, ſie ging rund herum um das Viereck und lugte dann an der Zaunſeite in den Hof.

Eine Frau trat jetzt aus der Hintertür und ſchritt eilig dem Stalle zu. Beſcheiden grüßte das Mädchen, verlegen errötend; die Frau nickte freundlich wieder, aber ihr Geſicht war beſorgt.

Aus dem Stall drang dumpfes Muhen, es hörte ſich gar kläglich an.

Michalina ſchaute, ſich auf den Zehen reckend, neugierig über den Zaun weg in den geordneten Hof: wie fein! Da ſtanden Eimer und Miſtgabel in einer Ecke, keine Jauche floß, aller Miſt war auf einen Haufen zuſammen gekehrt, an der Stallwand war hoch das Reiſig geſchichtet, hübſch in Bündel gebunden. So

ordentlich war's hier wie in einer feſttäglich geputzten Stube! In Poſen hatte ſie wohl ſchöne Zimmer geſehen, auch in Przyborowo war's ſtattlich geweſen, in Chwaliborczyce ſollte ſogar Sammet an den Wänden hängen und das Sofa von Seide ſein, wie die Staſia Frelikowska erzählte, aber einen ſo ſchönen Hof gab's gewiß nicht wo anders!

Michalina ſtaunte noch, als die Frau wieder aus dem Stall herauskam. Das Muhen wurde immer kläglicher; es klang ſchier menſchlich, wie lautes Stöhnen.

Frau Kettchen war allein zu Haus, die Kinder waren noch nicht aus der Schule zurück, das Kleinſte ſchlief in der Wiege. Die Männer, die mit Löb Scheftel noch nicht handelseinig geworden wegen des Gauls, waren heute mitſammen nach Miaſteczko gegangen. Und gerade heute mußte es die junge rotbunte Kuh überkommen! Die wollte kalben zum erſten Mal. Was anfangen?! Ratlos ſah Frau Bräuer in die meilenweite Ferne: Jeſus, Maria, Joſeph, welch eine Lage! Wann kamen die Männer zurück? Der Weg war weit, und keine, keine Hilfe in der Nähe!

Verzweifelt irrten die Augen der Frau umher; ſie weinte faſt. Horch, wie jammervoll das Tier klagte! Sollte ſie bei dem nächſten Nachbar anklopfen? Der würde doch nicht kommen, ihr Peter war nicht Freund mit ihm. Und mit dem zweitnächſten auch nicht; mit kaum einem hier. Er hatte ja auch recht, 's war ja meiſt Geſindel; aber nun war man ſo ganz allein hier, ſo ganz verlaſſen! Und allein traute ſie ſich nicht, Hand anzulegen; ſie hatte nicht die Kraft — und wenn ſie das Tier verletzte, das koſtbare Stück?!

„Jesus Christus, erbarme dich!“ seufzte sie in höchster Not.

Da traf ihr hilfesuchender Blick die verschämt lächelnde Dirne am Zaun. Frau Kettchen konnte nicht mehr an sich halten, weinend vor Angst schlug sie die Hände zusammen: „O Jesus Maria!“

Was war denn? He, warum weinte die reiche Ansiedlerfrau?! Michalina wagte es, näher ans Gattertürchen zu kommen.

Frau Kettchen winkte ihr, da trat sie in den Hof. Beide sprachen sie zu gleicher Zeit aufeinander los und verstanden sich nicht; Michalina hatte auch bei der deutschen Herrschaft kein Deutsch gelernt, denn die sprach immer polnisch mit ihr. Aber das Brüllen der Kuh verstand sie. Vor der blonden zitternden Frau her eilte sie zur Stalltür. Sie traten beide miteinander zur Leidenden ein. Ihre Blicke trafen sich; da nickte die stämmige Dirne ermutigend und streifte sich die Ärmel auf. —

Als Peter Bräuer und sein Sohn eine Stunde darauf nach Hause kamen, den gekauften Braunen hinter sich herziehend, fanden sie die Mutter geschäftig in der Küche; sie kochte einen Trank für die Wöchnerin. Was, die Rotbunte hatte gekalbt?!

„Donner und Doria!“ Ohne weiter zu hören, stürmten die Männer zum Stall.

Dort hatte Michalina unterdessen das nasse Stroh ausgemistet und frisches untergebreitet. Mit offenen Mäulern standen Bräuers Kinder, die eben aus der Schule heimgekehrt waren, an der Stalltür und glotzten, was die fremde Magd schaffte. Grade als die Männer auf die Schwelle traten, kniete das Mädchen, ihr Begräbniskleid hochge-

ſchürzt über dem feuerroten Rock, bei der jungen Mutter und legte ihr den Säugling an. Liebreich ſtützte Michalina das auf ſeinen hohen Beinen noch ſchwache Tierchen beim Trinken mit ihren Armen. Sie gab dabei der Kuh, die, noch Angſt im feuchten Blick der ſchwarzbraunen Augen, den Kopf nach ihrem Kälbchen drehte, Schmeichelnamen.

Des Mädchens braune Wangen waren gerötet; zutraulich in ſeiner Freude übers niedliche Kalb, nickte es den fremden Männern zu.

Dieſe ſtanden erſt verdutzt; Peter Bräuer runzelte ſogar die Stirn: was wollte die Polackin hier?! Aber dann vergaß er das Fragen vor Freude über das kräftige Kalb. —

Als Michalina ein wenig ſpäter den Bräuerſchen Hof verließ, geleitete ſie der Sohn bis vor die Haustür. Der Vater hatte ihm einen Taler gegeben, — man durfte ſich doch nicht lumpen laſſen, vor dem Volk erſt recht nicht! — und nun verſuchte Valentin ihr das Geld in die Hand zu ſtecken. Aber ſie widerſtrebte: die Hilfe hatte ſie aus freien Stücken und gern geleiſtet! Einmal der armen Kuh zuliebe und dann auch der Frau zuliebe, die ſie ſo freundlich gegrüßt, nicht fortgejagt hatte vom Zaun, als ſie neugierig dort geſtanden. So gern Michalina auch ſonſt Bezahlung nahm, hier beleidigte es ſie faſt, daß man ihr welche anbot; der dankbare Händedruck der guten Frau hatte ihr wohlgefallen, und wenn ihr nun der ſchöne Burſche vielleicht auch noch die Hand reichen würde! Den Kopf heftig verneinend ſchüttelnd, wies ſie das Geld zurück: »Nic, nic!«*)

*) Nein, nein.

Verlegen ſtand Valentin: alſo ſie ſchien kein Geld annehmen zu wollen?! Nun, dann würde er ihr ſpäter einmal eine Perlenſchnur mitbringen oder einen Roſenkranz aus der Bude am Dom; aber es war doch unangenehm, daß er jetzt nichts für ſie hatte — man darf ſich nicht lumpen laſſen, ſagte der Vater.

Ihre blanken braunen Augen ſchauten ihm treuherzig, in offen gezeigtem Wohlgefallen, ins Geſicht; ein Errötten nach dem andern jagte über ihre Wangen und machte ſie hübſch.

Da wiederholte er lachend, was er geſtern gelernt hatte: „Demi Buſchi!", bückte ſeine ſchlanke Geſtalt herunter zu ihrer kleinen unterſetzten und drückte einen ſcherzenden Kuß auf die errötende Wange.

Michalina war ſehr vergnügt, als ſie ihren Weg fortſetzte; der Tag hatte ſo traurig begonnen, noch klangen ihr die Sterbegebete in den Ohren, und doch mußte ſie jetzt ſchon ſingen. Die Erde war gefroren, ſo hart, daß ſie unter ihren Schuhen klapperte; die Krähen ſchrieen hungrig über den toten Äckern, aber ſie ſchaute doch unwillkürlich, ob da nicht irgendwo eine Lerche ſäße, ganz verborgen in beſchneiter Furche. Ihr war, als hörte ſie immerfort leiſes Gezwitſcher. Da fing auch ſie an zu ſummen; wehmütig und luſtig zugleich klang das Liebeslied:

„O wär' ich ein Sternlein, wie droben
Am Himmel ſo viele ſtehen,
Ich blickte von droben herunter
Nur auf dich, mein Bürſchchen, zu ſehen!"

Immer wieder von neuem das Liedchen beginnend, trabte ſie munter gen Chwaliborczyce. Als ſie ſich den

Hütten der Komorniks näherte, hörte sie schon ihren Jasio schreien. Aha, noch niemand zu Hause, das Bübchen war immer noch allein! Unter der ausgehöhlten Schwelle lag der Schlüssel, rasch holte sie ihn hervor und schloß auf.

In Schäfer Dudeks einziger Stube war, trotzdem man mit Wacholderbeeren geräuchert und Essiglappen aufgehängt hatte, doch noch der ganze Leichendunst. Das Kind saß am Boden auf dem nackten Estrich und hatte sich ganz rot und heiß geschrieen. Ei, das war ganz gut, so hatte es auch nicht gefroren!

Die junge Mutter legte flink ihr sonntägliches Kleid ab, zog den alter Rock der Großmutter an und schlüpfte in deren Pantoffeln; dann nahm sie ihren Buben auf den Arm. Von neuem summend, tänzelnden Schritts, begann sie ihn durch die Stube zu tragen.

„Ei, was fehlt denn dem Bürschchen, dem kleinen, daß es weint? Hat es nicht Härchen wie Flachs, einen Mund wie 'ne Kirsche, Äugelchen wie schwarze Beeren? Hat es nicht ein rotes Bändchen um sein Ärmchen, daß keine Hexe es behexen kann! Bschi, bschi — still, still! Ist der böse Wil*) hinter dem Balken hervorgekrochen und hat dem Kindchen die Zähne gezeigt? Fürchte dich nicht, bschi, bschi! Geh, böser Wil, geh zu unartigen Kindern, mein Bürschchen ist lieb, mein Bürschchen ist brav! Mein Bürschchen bekommt ein Schlittenpferd, eine Kamieniarka**) mit einem Glöckchen dran, und, wenn es groß ist, ein Schwert. Bschi, bschi, schlafe, mein Täubchen!

*) Hageres Gespenst mit gelbem Bart und langen Zähnen.
**) Kutschierwägelchen.

Daß alle Engel dich hüten — bſchi, bſchi, — Jeſus, Maria, Joſeph und der heilige Geiſt!“

Michalina machte über ihrem Bübchen das Zeichen des Kreuzes und drückte es koſend an die volle Bruſt.

Jaſio lächelte und ſchmiegte ſich an; die Mutter lächelte auch, hell jauchzend ſchwang ſie das Kind in ihren ſtarken Armen hoch in die Höhe und wieder tief zum Boden und wirbelte ſich dann mit ihm herum. Unterm Mützchen hatte ſich einer der feſtgeflochtenen Zöpfe gelöſt und hing ihr, ſtark und ſtraff, über den Rücken; ein paar Haken am Mieder waren aufgeplatzt, unterm weißen Hemd quoll die weiße Bruſt, und in der weißen Bruſt klopfte das rote Herz.

12

Während nun die alte Nepomucena von langer Arbeit ausruhte und die junge Enkelin ihr Kind herzte, saß der Witwer in der Schenke. Heute mußte er die Leidtragenden sämtlich freihalten und selber fleißig das Gläschen leeren. Es half ihm nichts, daß er sich lange Jahre des Schnapses enthalten hatte, heute durfte er nicht gegen das Hergebrachte verstoßen.

Sie saßen am Tisch auf Bänken: die Männer zusammen und die Frauen zusammen. Auch den Weibern waren die Kehlen trocken geworden, denn sie hatten viel geweint und gebetet.

Auf die Leidtragenden herunter blickte das Bild Kaiser Wilhelms II. Ein Öldruck war's, wundervoll bunt in Uniform, mit einem goldenen Stern auf der Brust.

Eljakim Hirsch war sehr stolz darauf, stolz auf das schöne Gemälde, stolz auch auf seinen Mut. Im stillen hoffte er freilich, daß die von hier zu Land es nicht erkennen würden. Dagegen würde der Herr Landrat, erfuhr er davon, ihm sicherlich hold sein, und die deutschen Ansiedler würden nun auch einkehren, da, wo ihres Kaisers Bild hing!

Der alte Dudek sah stumm ins Glas, als sie seine

Verſtorbene lobten. Er hatte an ihrer Leiche nicht geweint, nun weinte er; langſam ſickerte eine Träne nach der andern aus den des Weinens unkundigen Augen nieder auf den Tiſch. Sie tröſteten ihn alle: ei ja, das wollten ſie wohl glauben, daß es ihm ſchwer ankam, die Nepomucena in der Grube zu wiſſen, die gute Babunka, mit der er ein halbes Hundert Jahre immer Seite an Seite gelebt, Tag und Nacht! Sie war eine treue Seele geweſen — daß Gott es ihr lohne! Aber der Witwer mußte nun nicht mehr weinen, denn wie lange noch und die Nepomucena würde ſich ihm zeigen im Totenhemd, ihn aufmerkſam zu machen auch auf ſeinen baldigen Tod!

Aber Kuba Dudek ſchüttelte den Kopf: nein, das konnte ihn nicht tröſten! Sie würde ſich auch nicht zeigen, denn ſie wußte wohl, daß er zu warten hatte — und würde er hundert Jahre alt und darüber — immer zu warten!

Auf was denn warten, he? Hatte der Alte einen Pakt mit dem Teufel geſchloſſen, daß er ſprechen konnte: ‚Tod, bleib' draußen' — und erſt, wenn er's ſatt hatte: ‚So, nun hol' mich' —?! Sie waren alle neugierig. Die Köpfe ſteckten ſie überm Tiſch zuſammen: auf was wartete denn der Dudek nur?! Daß er's ihnen doch erzählen möchte! Von einem geheimen Gruſeln überlaufen, ſtarrten ſie nach ihm hin.

Er ſaß da und ſchaute ganz verloren. Die Schöße ſeines Kirchenrocks lagen rechts und links von ihm auf der Bank, wie die geſpreizten Flügel eines großen Vogels. Vom ungewohnten Schnapsgenuß war er müde geworden, die Lider wollten ihm zufallen. Da rückte die

Filomena raſch neben ihn und ſtieß ihn in die Seite: „He, Vater, ſchlafe nicht, erzähle, ſie warten darauf!“

„Erzähle, erzähle,“ riefen alle, wußten ſie doch, der Schäfer hatte viel geheime Wiſſenſchaft. Der kannte die Unterirdiſchen, die kleinen Zwerge, die die Kinder vertauſchen, und die Hauskobolde, die als ſchwarzer Fleck an der Wandtünche ſitzen. Wenn der Dudek, in der Nacht von Allerheiligen auf Allerſeelen, beim letzten Schlag der Mitternacht auf die Kirchſchwelle trat, ſah er drinnen alle die, die einſt zu Lebzeiten hier die Meſſe gehört hatten, knieen, ſah die Kerzen am Hochaltar brennen, ſah den Prieſter beim heiligen Meßopfer und hörte das Miſerere vom Chor. Er ſah, was jedem andern verborgen war. Konnte es auch gleich einem Weibsbild anmerken, ob das eine Hexe war oder nicht, wußte ein Mittel gegen die fallende Sucht und wie man den Weichſelzopf los wird, konnte das Fieber austreiben und die Roſe beſprechen, ſchaffte Hilfe gegen den böſen Blick und gegen 's Behextſein der Schafe und Kühe, hörte in der heiligen Nacht die Tiere ſprechen und prophezeite aus Wind und Wolken, ob es ein gutes Jahr ward oder ein ſchlimmes.

„Was ſoll ich erzählen?“ ſprach Kuba Dudek, als ſie ihn bedrängten.

„Sag, auf was warteſt du? Warum ſprichſt du immer: ‚ich warte‘ —!?“

Da machte er ſeine müden Augen auf, ſo groß er konnte, und ſah ſie ernſthaft alle der Reihe nach an: „He, und wartet ihr denn nicht?!“

„Gott verdamm mich,“ ſagte Krzywouſky, das Schiefmaul, das ſich bei jeder Feſtlichkeit, ſei es Hochzeit

oder Kindtaufe, Begräbnis oder Tanz, mit ſeinem Horn einfand, „ich warte nicht! Auf was ſoll ich denn warten?“ Er ſchlenkerte mit der Hand, als ſchwenke er den hineingetuteten Speichel aus ſeinem Horn: „Ich habe nichts zu erwarten!“

Und Kurek, das Hähnchen, der Mann ohne Naſe, krähte vergnügt: „Sage uns, Väterchen, auf was wir denn noch warten ſollen?! Ich meine, wir haben ſchon nicht umſonſt gewartet: du haſt uns ja Schnaps gegeben. Väterchen, liebes Großväterchen, Kuba Dudek, du ſollſt leben! Wiwat, Wiwat!“

Sie ſtießen alle mit dem Gaſtgeber an.

„Vater,“ ſagte die Filomena und puffte ihn wieder in die Seite — ſie war ſtolz auf ihres Vaters Wiſſenſchaft — „nun ſage ihnen doch ſchon, auf was ſie warten ſollen!“

„Ich werde ihnen ſagen,“ ſprach Kuba Dudek. Er reckte ſeine hagere Geſtalt auf in einer gewiſſen Würde. Mit den Fingern ſeiner Rechten fuhr er wie mit Zinken durch ſein langes ſtrohernes Greiſenhaar; und dann kratzte er ſich. „Ihr wißt nicht, auf was ihr warten ſollt?! Seid ihr denn ſchon ganz blind gemacht, ganz taub?! Weh, das iſt das Werk des Teufels! Und der Teufel, das ſind die Deutſchen! Alle Deutſchen ſind Teufel, aber ihr oberſter, das iſt der, der hinter dem Berge wohnt. Der hat auch die Ciotka geſchoſſen. Der tut immerfort Böſes; der ruft auch die Schwabby in unſer Land, daß ihrer mehr werden als unſer ſind, daß ſie uns verdrängen von unſerm Acker, daß man immerfort deutſch reden hört und unſre Kinder polniſch verlernen. Polen ſchläft!“ Mit einem tiefen Seufzer ſtützte er den Kopf

in die Hand und ſchwieg. Seine Geſtalt ſank ganz zuſammen.

Die andern ſchauten betroffen: was hatte der Dudek, warum war er ſo traurig? Freilich, der Niemczycer war ein hartherziger Herr — keinen Groſchen hatte er den Männern für ein Schnäpschen gegeben, als ſie ihn darum gebeten vor der Ciotka Tür — aber, daß er die Ciotka geſchoſſen hatte, potztauſend, das war doch nichts Böſes! Die hatte ſo viel Geld von ihm gekriegt, daß ſie nun immerfort betrunken ſein konnte, alle Tage. Und der Anſiedler waren doch eigentlich nicht zu viele. Die waren ja nur wie die kleinen Mäuschen und verkrochen ſich!

„He, Großväterchen, warum ſollen wir traurig ſein? Polen ſchläft — laß es ſchlafen! Wir ſchlafen ja auch, wenn wir müde ſind!“

„Dummköpfe!“ Der Alte fuhr auf. „Wo ſtammt ihr her?! Seid ihr Hundeblut? Ich ſage euch: eure Väter haben nicht geſchlafen. Die haben ihre Senſen geſchliffen, daß ſie ſchärfer wurden denn Schwerter und haben die deutſchen Hunde gemäht bei Koſchmin und Tſchemieſchno, bei Minoslaw und Sokolowo. Bei Stenſchewo ſind die Kugeln um uns geflogen wie Hagelkörner, aber die heilige Mutter hat ſie aufgefangen in ihrer Schürze. Und die polniſchen Mütter haben auch nicht geſchlafen. Höret zu!

„Als die deutſche Landwehr bei Buk im Quartier lag, in jedem Haus ihrer zwei und drei, da hat die Mutter Gottes der Weiber Herzen geſtärkt, daß die Tauben zu Adlern wurden. Und ſie haben den Deutſchen zu trinken gegeben — ſehr viel — bis ſie alle waren be-

trunken. Und als ſie ſchliefen in Ställen und Scheunen, auf Tennen und Heuböden, da ſind Polens Mütter hingeſchlichen mit ihren Meſſern und haben den Teufeln die Bärte abgeſchnitten, die Naſen und Ohren, die Finger und Zehen, und haben das Blut hinſtrömen gemacht von Polens Feinden."

„He, ihr!" Mit ſo ſtarker Stimme ſchrie Dudek ſie plötzlich an, daß der Wirt vom Schenktiſch gelaufen kam mit erhobenen Händen.

Mißtrauiſch und ängſtlich blickte Eljakim: wollte der Alte etwa machen Skandal? Wußte er denn nicht, daß der preußiſche Gendarm fleißig vigilierte? Wenn der nun Lärm hörte und ſchrieb auf in ſein Buch?! „Eiweih, eiweih," jammerte Eljakim und wand ſich wie in Schmerzen, „ſe werden mer ſchließen 's Lokal, ſe werden mer entziehen de Konzeſſion! Eiweih, eiweih!"

Die Gäſte lachten. Aus der Ecke drüben lachte plötzlich einer laut mit; er war eingetreten, als ſie tranken, und ſie hatten ihn bis jetzt gar nicht bemerkt. Nun grüßten ſie ihn.

Es war Pan Szulc, der Inſpektor. Er kam an ihren Tiſch, aber als er Dudek die Hand reichen wollte, ballte der die ſeine zur Fauſt und legte ſie ſchwer auf den Tiſch: nein, einem, der zu den Niemcy*) gegangen war, gab er die Hand nicht!

Der junge Mann lachte und zuckte die Achſeln, aber dann wurde er ernſthaft.

„Was glaubſt du wohl, altes Kamel," ſagte er mit einem freundſchaftlichen Puff, „nutzt die Art mehr

*) Die Deutſchen.

in der Hand oder am Nagel an der Wand? Bin ich darum deutſch, daß ich deutſches Brot eſſe? Glaubſt du nicht, daß ich der guten Sache jetzt mehr nutzen kann als zuvor?" Er klopfte dem Schäfer gegen die Stirn: „Denke darüber nach, Väterchen! Und der Teufel ſoll mich holen und ſeine Großmutter mich freien, wenn ich Polen nicht liebe — Gott erhalte es! Hört ihr?!" Muſternd ließ er ſeinen geſtrengen Blick über die ſtumpfen Geſichter ſtreichen. „Hört ihr nicht: Gott erhalte Polen!"

Da murmelten ſie alle, die Köpfe geſenkt, kaum wagend aufzuſchauen: „Gott erhalte Polen!"

„Sie ſchlafen," klagte der Alte, „ſie warten nicht. Wenn ſie warten würden wie ich, dann würde der Łyſa Góra ſich bälder auftun. Ich allein kann ſie nicht erwecken, die Dreimalhunderttauſend, die da ſchlafen im Berg. Ich warte und horche, aber ich kann noch nicht hören, daß ihre Waffen klirren!" Kopfſchüttelnd legte er die Hand hinters Ohr. „Meine Ohren ſind alt. Panie Szulc, hört Ihr was?"

Der Inſpektor gab keine Antwort, aber er winkte dem Wirt: „Mehr Schnaps! Und — psia krew — was für Finkennäpfe ſind denn das! Ordentliche Gläſer her! Dieſe Herren ſind jetzt meine Gäſte!"

Er ſchenkte ihnen ſelber ein und ſtieß dann mit allen an.

Die Scheu verließ ſie nach und nach. Pan Szulc, der Geſtrenge, dem immer die Neunſchwänzige am Sattelknopf baumelte, war doch ein guter Herr, ein freundlicher Herr! Und Späße machte der —! Sie pruſteten vor Lachen.

Die Weiber ſtießen ſich in die Seiten und fielen faſt von der Bank: ein ſchöner Herr war der, ein freigebiger Herr!

„Wiwat! Wiwat!“

Das Hähnchen krähte vor Vergnügen. Das Schießmaul hatte ſchon vollgeladen, und manch andrer auch noch.

Plötzlich ſchrieen alle hell auf: „Die Ciotka!“

Richtig, die dem Tod Nahegeglaubte trat plötzlich in den Krug. Die hatte eine gute Naſe, der brauchte ſie nur nachzugehen. Und munter war ſie — war's möglich?!

Mit Ehrfurcht ſah man auf Dudek, wußte man doch, er hatte ſie beſprochen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Drei Tage war's her, und nun wandelte ſie ſchon!

Filomena rückte bereitwillig und ließ die Ciotka neben ſich ſitzen. Man gab ihr gleich ein volles Glas, und ſie verſicherte allen, die ſie eifrig befragten: nichts tue ihr mehr weh, glatt und zart ſei ihre Haut wie ein junges Kalbsfellchen, mochten ſie alle nur gucken kommen! Sollte ſie etwa tanzen, he?! Und ſie hob ſchon die Beine:

„Podkoziolek, mußt du geben —“

Ihre Partner, die zwei Muſikanten, ſpitzten bereits die Ohren — ſollte es etwa doch noch eine Muſik geben?

Aber der alte Dudek hob abwehrend die Hand: 's war nicht die Zeit für den Podkoziolek!

Da fiel ihnen allen die Nepomucena wieder ein, und die Weiber begannen herzbrechend zu ſchluchzen: was war ſie doch für eine Gute geweſen!

Der Stróż aus Chwaliborczyce hob ſein Glas,

wehmütig mit den roten Plieraugen blinzelnd: „Wiwat, daß sie lebe!“ Wie manche Nacht, wenn er Wache gehalten hatte, war die gute Babunia über den Hof geschlichen. An der Stallwand hatte sie gelehnt, wenn die Atemnot sie überkam, und dann war sie weitergeschlichen, immer ganz langsam, sich mit der Hand gegen die Mauern stützend. Ja, die gnädige Pani war gut bedient gewesen, die hatte nie zu warten gebraucht! Jetzt hatte die Filomena die Ehre!

Und er machte einen Diener vor dieser.

Geschmeichelt lächelte Filomena.

Eifersüchtig guckte die Ciotka. Der Stróż war einmal ihr Liebster gewesen, es war schon lange her, aber sie hielt noch darauf. Zornig fuhr sie auf die Filomena los: wer hieß sie Blicke werfen? Schickte sich das für eine, die schon Großmutter war?!

Die Filomena, nicht faul, schlug ihr eine Maulschelle: da hatte sie Bescheid! Schickte sich das für eine, die immer betrunken war, über anständigere Leute sich aufzuhalten?!

He, wer war nicht anständig?

Ei, sie nicht, die Ciotka!

Nein, sie nicht, die Filomena!

Laut kreischten beide auf. Der Ciotka Faust griff nach der Filomena Haube, der Filomena Nägel in der Ciotka Gesicht. Die Männer trennten sie, aber auch ihre Augen funkelten — wenn zwei sich prügeln, wacht beim dritten die Lust auf. Unternehmend sahen sie sich um, die stumpfen Gesichter flammend rot; leise fingerte die Hand am Knippel*) in der Tasche. —

*) Taschenmesser.

Es war früh, gegen die Mittagsſtunde geweſen, als ſie die Nepomucena begruben, jetzt fing das Dunkel ſchon an, ſich zu recken. Vom weſtlichen Horizont her kam eine Röte über den Himmel gekrochen und überzog das ganze Gewölbe. Sie ſtrahlte die weißgrauen Wolken an, daß die wie Rauch aus Flammen ſtiegen. Die Ebene lag im Widerſchein; der Pfuhl im Dorf mit ſeinen aufgehackten ſchwarzen Waſſerlöchern bekam einen ſchmutzig-roten Spiegel, und am ſchwarzen Turm der Kirche wiſchten blutige Finger.

Das düſtere Winterrot machte das Dorf nicht freundlicher, auch die Gedanken des Vikars nicht, der, von Ignaz Ruda geleitet, jetzt vor die Türe der niedrigen Hütte trat, deren eine Seite die Schulſtube und die Wohnung des Lehrers enthielt, während auf der andern Seite der Häusler Jeziersli mit ſeinen neun lebendigen Kindern hauſte.

Ruda, in ſeinen Tuchleiſtenſchuhen, das Röckchen vorm Stöbern des blaſenden Windes über der Bruſt zuſammenhaltend, ſtammelte, halb ſinnlos vor Angſt: „Was nun, was nun, Herr Vikar, was mache ich nun?! Jeſus, Maria! Sagt' ich's nicht, daß der Herr Baron wird mich ins Unglück bringen? Kein Menſch kümmert ſich ſonſt um mich, aber nun, nun — da iſt der daran ſchuld, der ganz allein!" Sein zitternder Finger wies gen Niemczyce.

Blaß bis in die Lippen geworden, blickte er wie ein mißhandeltes Tier, das ſich gern rächen möchte und nur nicht weiß, wie. „Ich bin ruiniert, ich Unglücklicher! Was ſoll ich machen?" Hilfeſuchend faßte er den geiſtlichen Herrn am Ärmel.

Górka kniff die Lippen zuſammen. Unter der gerunzelten Stirn bekamen ſeine Augen einen düſterbrütenden Ausdruck. Er war immer bleich, aber heute zeigte ſein gelbliches Blaß einen Stich ins Grünliche wie bei einem, dem die Galle ins Blut getreten iſt. Heute, vor wenig Stunden, war mit der Mittagspoſt ein Brief gekommen, ein Schreiben der Behörde an den geiſtlichen Vorſtand der Schule von Pociecha. Weder ſcharfe Worte noch eine Drohung waren darin ausgeſprochen, in höflich amtlichem Stil wurde nur die Verfügung des ‚deutſch abzuhaltenden Schulunterrichts‘ wiederholt. Aber den jungen Prieſter hatte beim Leſen die Wut gepackt; die Hände ballend war er in der Stube auf und ab geſtürmt, während Piotr Stachowiak, in ſeinem Lehnſtuhl beim Ofen ſitzend, verwundert dreinſah: nun, was war denn da weiter? „Laß ſie ſchreiben, man tut doch, was man will!“

Ah, dieſe Unverſchämtheit, dieſe Überhebung! Über Geweihte des Herrn einfach hinweg zu verfügen, als ſeien ſie dumme Jungen!

In Górka wallte das Blut ſeiner Ahnen auf: einem elenden Dorfhuhn mag man wohl den Wurm abjagen, den es im Schnabel trägt, einem Adler nie! Sollten ſich Szenen des Kulturkampfes noch einmal erneuern? Nun wohl, man würde den polniſchen Unterricht der Kinder jetzt ebenſo verteidigen, wie damals die Märtyrer der Kirche ihre geheiligten Rechte verteidigt hatten! Es ſollte den Widerſachern nicht gelingen, der verfolgten Kirche eine ihrer kräftigſten Stützen aus der Hand zu winden. Aber Ruhe, Beſonnenheit gehörten dazu.

Zum Brevier hatte der Erregte ſeine Zuflucht ge-

nommen. Und wie er, die Lippen lautlos bewegend, wieder und wieder las, was er längſt auswendig wußte, wurden ſeine Züge glatt. Dann war er zum Lehrer gegangen.

Eine mehrſtündige Unterredung hatte er mit Ruda gehabt, aber ſie hatte doch nicht viel gefruchtet.

Mit einem verächtlichen Blick ſah der Vikar jetzt auf den ſich in tauſend Ängſten Windenden herab. Unſanft befreite er ſeinen Ärmel aus den ſich daran klammernden Händen.

„Tun Sie Ihre Schuldigkeit, Ruda! Ich habe Ihnen unlängſt ſchon einmal geſagt, daß ich Sie nicht im Stich laſſen werde. Aber zweien Herren können Sie nun einmal nicht dienen. Entweder Sie ſind ein guter Chriſt, ein treuer Sohn Polens, oder —“ er ſprach nicht aus, er machte nur eine wegweiſende Handbewegung. Und dann ließ er feſt ſeinen Blick auf dem Schwankenden ruhen: „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder!“

„Ich muß ja wohl, ich muß ja wohl! Ich kann ja gar nicht anders, ſie ſchlagen mich ſonſt tot hier,“ jammerte der Erbarmungswürdige.

Der Geiſtliche zuckte die Achſeln: „Können Sie es Eltern verdenken, daß ſie das Beſte ihrer Kinder wünſchen? Welche Mutter möchte ihr Kind verlieren — mit der fremden Sprache kommt der fremde Glaube — und iſt ſie nicht dereinſt verantwortlich für ſeine Seele vor Gottes Thron?!“ Seine Stimme hatte etwas Pathetiſches bekommen. Nun änderte ſich deren Klang: „Aber tun Sie, was Sie wollen und — verantworten können!“ Ernſt neigte er den Kopf und ging.

Er ging die einzige Dorfstraße hinab — sie führte zwischen Pfuhl und Propstei durch — aber er trat nicht ins Haus ein. Er ging weiter. Noch war es ihm nicht möglich, zwischen den engen Wänden zu sitzen, die Piotr Stachowiaks engen Horizont begrenzten; draußen in der großen Einsamkeit der winterlichen Scholle mußte er den Blick schweifen lassen über unendliches, unbegrenztes Land.

Der Himmel glühte nur noch ganz im Westen, und da hinein, in das letzte Blutrot, das sich wie eine Fackel aus dem Dunkel hob, mündete die Dorfstraße. Der Priester ging sie mit erhobenem Haupte wie ein Herrscher, festen Trittes wie ein Streitbarer, der da auszieht, das Seine zu verteidigen.

Hier und da grüßte ein Weib, das mit dem Futtereimer zum Stalle schritt, demütig den Herrn Vikar: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Und er sprach, das Haupt neigend und die Hand erhebend zum friedlichen Gruß: „In Ewigkeit, Amen!“

Ganz still, wie erfroren lag das Dorf in der kälter und kälter werdenden Nachtluft. Nur aus dem Krug schallte lauter Lärm. Die Schenke war das erste Haus im Dorf und auch das letzte, je nachdem, von welcher Seite man kam. Der Vikar mußte daran vorbei auf seinem Weg in die Felder.

Er hielt an und horchte: welch ein Geschrei! War das nicht eine Weiberstimme, die da kreischte, wie in höchsten Nöten?! Er stand noch lauschend, da wurde die Krugtür plötzlich aufgestoßen; von einem kräftigen Tritt befördert, flog eine Gestalt wie ein Bündel hinaus ins Dunkel, überschlug die Stufen im Bogen und lag ihm

nun zu Füßen. Er bückte ſich danach: war's ein Mann, eine Frauensperſon?!

Da rief auch ſchon eine Männerſtimme vom Eingang greuliche Flüche her, und innen jauchzten viele: „He, Ciotka, ade! Lebe wohl, Ciotka!“ und brüllendes Gelächter folgte.

Es war Frelikowski, der Förſter, der die Trunkene hinausgeworfen hatte. Er pflegte oft im Krug von Pociecha einzukehren — dieſer war der nächſte ſeinem Revier — wer wollte es ihm auch wehren? Aber jetzt ſtand der ſtämmige Mann doch einigermaßen verlegen vorm jungen Vikar und zwirbelte die Spitzen ſeines mächtigen Bartes. Er entſchuldigte ſich: der Herr Vikar ſollte nur nicht denken, daß er etwa nicht nüchtern ſei, aber wer hieß das Weib, ihn anfallen? Ganz ahnungslos war er hier eingetreten, um bei der grimmigen Kälte was Warmes zu trinken — der Herr Vikar glaubte es gar nicht, was ſo ein Förſter eine Not mit den Wilddieben hatte, kaum daß es dunkelte, mußte er auf den Beinen ſein und das Revier im weiten Umkreis durchſtreifen! Psia krew! Die Anſiedler, ja, die waren's, die alle keinen Reſpekt hatten vor des Herrn Wild!

„Die Anſiedler?“ Der Vikar wurde rot. „Die Anſiedler — irren Sie ſich auch nicht, Herr Frelikowski?“

Der Förſter lachte. „Ich kenne meine Vögel! Fuchseiſen legen ſie auf den Äckern, die Halunken, hat ſich neulich mein beſter Hund drin gefangen. Daß der Wolf ſie freſſe! Ich werde einmal ihre Gärten viſitieren — bei dem großſchnauzigen Rheinländer zuerſt — möcht' ich doch wetten, daß da Haſenſchlingen ſind, die Maſſe! Glauben der Herr Vikar,“ — er blinzelte —

„daß man darum kurzen Prozeß mit ihnen machen dürfte? Der Herr Vikar könnten uns raten, wir würden dem Herrn Vikar sehr dankbar sein!“

Frelikowski hoffte, so das Gespräch von der Ciotka abzubringen, aber der Vikar ging auf den Grund: was hatte das Weib getan, daß es hinausgeworfen ward?!

Man hörte jetzt in der schnell sinkenden Dämmerung, wie sie sich jammernd und schimpfend davon machte.

Zum Teufel, wenn der Herr Vikar es denn wissen wollte — Frelikowski hatte sich wiedergefunden, brutal stellte er sich auf —, ja, wenn er es nur selber wüßte! Eingetreten war er eben hier, ganz harmlos, da war ihm die Hexe an den Hals gesprungen wie eine Katze, hatte geschrieen: ‚mein Geld, mein Geld!‘ und hatte ihn wütend dabei gekratzt. He, war's nicht so gewesen?!

Mit seinen kalten Augen sah er sich scharf im Kreise um; da nickten sie alle: ja, ja, so war's gewesen!

‚Hundeblut‘ hatte sie ihn geschimpft, ‚Spitzbube!‘ Und das sollte er sich gefallen lassen?!

„Hier, Hochwürden, hier,“ — er schlug auf seine Brust — „hier schmücken die Ehrenzeichen meinen Rock! Ich habe gedient! Ich werde mich von so einer Sau doch nicht ‚Spitzbube‘ schimpfen lassen?! Sie hat wohl geträumt oder war betrunken, die Ciotka, oder —!“ Er hielt an und sah sich um, als traue er sich nicht recht, und sprach dann leiser, mit Achselzucken: „Sie spricht, der Niemczycer habe gesagt, daß er mir Geld für sie gegeben habe — der Donnerstein soll mich erschlagen, wenn dem so ist! Ich denke, der Niemczycer wird wohl gelo—, aber nein, ich will's nicht gesagt haben!“ Rasch

hielt er ſich ſelber den Mund zu. „Das wiſſen doch der Herr Vikar am beſten, wer nicht den rechten Glauben hat, der —“

Er brach wieder ab und zuckte die Achſeln.

Zerſtreut nickte der Geiſtliche, er hatte gar nicht recht zugehört. Sein Blick hatte die Wirtsſtube durchforſcht, unter deren Eingang er jetzt ſtand; der widrige Dunſt von Fuſel und Tabak, der ihm entgegenſchlug, machte ihm Übelkeit, aber er zwang ſich, zu bleiben.

„Geliebte,“ ſprach er mit leiſer und doch eindringlicher Stimme, indem er jeden einzelnen beſonders ins Auge faßte, „es iſt nicht fein, wenn ein Bruder und eine Schweſter miteinander ſtreiten. Seid einig — um zu ſtreiten gegen die — ſo nicht von den Euren ſind!“ Er ſprach ein wenig ſtockend, ein Gedanke war ihm erſt jetzt gekommen, plötzlich, beim Anblick der erhitzten Geſichter; nun nützte er ihn aus.

Raſcher, fließender ſprach er weiter: „Ihr habt gehört, was der Frelikowski geſprochen hat: ‚ſo jemand nicht den rechten Glauben hat‘. Am nächſten Sonntag werde ich euch eingehender von jenen ſagen, die nicht den rechten Glauben haben, heute aber ſchon ſage ich euch: Hütet euch!“ Er ſprach das ‚Hütet euch‘ plötzlich ganz ſtark, ſo daß auch diejenigen, die verſchlafen die Lider geſenkt und die Lippen hatten hängen laſſen, aufmerkten.

„Hütet euch vor den Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen, vor den Vögeln, die eine liebliche Stimme haben und euch mit Verſprechungen locken! Ihre Verſprechungen halten ſie nicht, ſie ſagen: ſie wollen euch wohl, aber — hört!“ Die Stimme dämpfend, flüſterte er ganz leiſe, als raune er, ſelber er-

ſchrocken, ihnen etwas Entſetzliches zu: „Man bedroht euren Glauben! Man bedroht euer Vaterland! Eure Kinder ſollen nicht polniſch mehr ſprechen! Nicht polniſch mehr ſoll der Lehrer ſie unterrichten! Ihre Mutterſprache werden ſie verlernen! Ihr werdet eure Kinder nicht mehr verſtehen, und eure Kinder werden euch nicht mehr verſtehen!“

Er machte eine Pauſe, und als ſie ihn alle verdutzt anſtarrten, erhob er laut die Stimme wie zu einem Schrei, während leidenſchaftliches Rot ſeine bleichen Wangen überflammte: „Polniſche Väter — polniſche Mütter vor allem! — wollt ihr das leiden?!“

»Psia krew!« Einer, der noch ein wenig helle war, fluchte. Die Kinder ſollten nicht mehr polniſch ſprechen? Ei, das wäre, was ſollten ſie denn ſprechen?!

„Deutſch, du Eſel,“ brüllte der Inſpektor, der auch noch zugegen war, und ſtampfte mit dem ſchweren Stiefel auf. „Deutſch! Nur deutſch werden ſie ſprechen — ‚evangeliſch‘, wenn du das beſſer verſtehſt! Ein Hundsfott, wer das zuläßt!“

„Huſſa, kommt mir einer unter die Finger aus der deutſchen Schule,“ drohte Frelikowski, „der ſoll mich kennen lernen! Ich hänge ihn an den nächſten Baum!“ Sein kalter Blick ſuchte unter den Leuten: „Frykacz, hatteſt du geſtern nicht einen Haſen im Kartoffelſack? Ein zweites Mal laſſe ich dich nicht durchſchlüpfen! Und du, Stróż,“ — der Nachtwächter machte ſich noch kleiner, als er ſo ſchon war —, „dir ſage ich, wenn deine Enkeltochter noch einmal Reiſig ſucht und knickt dabei Äſte ab, ſo werd' ich der Stute eins auf den Hintern geben, daß er ihr morgen wird blau ſein!“

„Kommt einer zu mir und fragt um Arbeit, der ſeine Kinder deutſch ſprechen läßt," ſchrie der Inſpektor, „der wird ſich ſchneiden! Ich habe keine Arbeit für ſolches Pack! Niech żyje Polska!"

»Niech żyje Polska!« Sie ſchrieen es alle nach.

Da fuhr der alte Dudek, der, den Kopf auf beide Arme gelegt, ganz allein noch am Tiſch geſeſſen hatte, empor. Das ‚Es lebe Polen!', das hörte er bis in den tiefſten Traum.

Die Hand hinters Ohr legend, ſich vorneigend, wie ein zitternd Lauſchender, drängte er: „Hört ihr ſie? Trommeln ſie im Łyſa Góra, Brüder?" Schluchzend lallte er und fiel dem nächſten um den Hals: „Die Stunde iſt da! Auf, laßt uns eilen — ihnen entgegen — noch iſt Polen nicht ver—lo—ren!"

Er raffte ſich auf und wollte zur Tür, mit den Händen wild fuchtelnd; aber der Schnaps war zu kräftig geweſen, der zog ihn zu Boden.

Die andern wollten lachen, aber der Vikar ſprach raſch:

„Hört ihn, er hofft auf das ſchlafende Heer! Polen hofft auf das ſchlafende Heer! Aber nicht aus dem Łyſa Góra wird das ſchlafende Heer auferſtehen, nein, ihr ſelbſt, ihr alle hier, ihr ſeid das Heer, das erſtehen wird, Polen zu befreien! Stehet auf, rüſtet euch! Ihr ſeid beſtimmt dazu von Gott dem Herrn, des Vaterlandes Retter zu ſein!"

In leidenſchaftlichem Drängen ſtreckte er die Arme gegen ſie: „Ich bitte euch, ich beſchwöre euch, erwachet! Halte jeder ſeinen Glauben hoch! Euer Glaube iſt eure Waffe, das ſtärkſte Schwert zu Polens Befreiung! Und laßt

eure Kinder nur polniſch ſprechen, nur polniſch lernen! Haltet an eurer Sprache feſt — wie wollt ihr recht glauben, wenn ihr nicht recht ſprechet?! Nur polniſches Gebet dringt zu Gottes Ohr! Und ſo jemand hier wäre, der" — langſam blickte er in der Runde, ſeine bis dahin weichſtrömende, bittende Stimme wurde ſtreng — „der dieſes vergäße, ſo hätte ich das Recht, ja die Pflicht, ihm die Segnungen und Gnaden der Kirche zu verweigern. Bedenket alle, jetzt iſt die Zeit, in der der Teufel umhergeht, euch zu ſieben. Wie das Sieb unzählige Löcher hat, ſo gibt es zu dieſer Zeit unzählige Gelegenheiten zum Abfall vom Glauben. Hütet euch!"

Er hob den Finger, ſeine Miene ward undurchdringlich ernſt. „Wer ſein Kind lieb hat, der gibt ſeinem Kinde Brot — aber er gebe ihm vorerſt das Heil der Seele. Denn man wird dereinſt die Seelen eurer Kinder von euch fordern! Hütet euch!"

Stark hatte er geſchloſſen. Totenſtill war's im Raum, kein Füßeſcharren, kein Räuſpern zu vernehmen. Raſch ſah der Vikar noch einmal rundum — ein leichtes Neigen des Kopfes und fort war er.

Da brach es los: „Was, was hat er zu uns geſprochen?"

„Unſre Kinder ſollen nicht polniſch mehr ſprechen dürfen?"

„Unſre Kinder werden nur deutſch ſprechen?"

„Nur deutſch wird der Lehrer ſie fortab lehren?"

„Wir werden unſre Kinder nicht mehr verſtehen, und unſre Kinder uns nicht mehr!"

„Ihr Gebet wird dann nicht mehr erhört werden, und ſie werden in die Hölle kommen!"

„Und wir werden auch brennen, weil wir ſie evangeliſch werden ließen!“

»Psia krew« — ſie brüllten alle auf — „unſre Kinder ſollen nicht verderben! Schlagt die tot, die ihnen Übles wollen, die Wölfe in Schafspelzen, die Vögel mit der lieblichen Stimme!“

Wen meinte eigentlich der Vikar damit: Wölfe in Schafspelzen?! Ganz verſtanden hatten ſie ihn doch nicht.

„Ei, Dummköpfe, wen anders denn, als die Deutſchen?!“ Wußten ſie das denn noch nicht? Die waren eine gefährliche Sippſchaft, aber der ſchlimmen Sippe Schlimmſter war der Niemczycer! In des Inſpektors Stimme bebte Haß: der Niemczycer, der hochnäſige Niemiec, der ſich zu vornehm deuchte, einen polniſchen Inſpektor zu grüßen, über den wegguckte, als wäre er Luft, der war ſchuld, daß die Kinder nicht mehr polniſch ſprechen durften! Der war an allem Übel ſchuld!

„Der Niemczycer, ja der iſt ſchuld,“ das wiederholten ſie alle; es leuchtete ihnen ein, denn Pan Szulc wußte es ja genau: der Niemczycer war beim Landrat in der Stadt geweſen, um zu verpetzen; Löb Schöftel hatte ſeinen Wagen dort halten ſehen.

„Gerbt ihm das Fell, dem Kerl, dem Niemczycer!“ brüllte der Förſter, „was braucht's da noch lange Reden!“ Frelikowski hatte es dem deutſchen Baron nicht vergeſſen, daß er ihm bei der Treibjagd einen Anſchnauzer eingetragen, wie er zeitlebens keinen hatte einſtecken müſſen, und noch dazu vor den Gäſten. Er hetzte: „Nehmt ihn nur ſcharf aufs Korn, wenn er euch in Schußweite kommt! Piff, paff! Bringt ihn zur Strecke!“

Sie ſchrieen alle durcheinander. Hei, dem Teufel, dem Schuft, dem Drachenkopf, dem wollte man wohl das Handwerk legen! Der ſollte ſich unterſtehen, polniſchen Kindern ihr Polniſch zu verbieten! An den Beinen aufhängen wollte man ihn, ihm die Ohren abſchneiden, die überall hinhorchten! Könnte man ihm nur an den Leib, dem Niemczycer, dem Hund, dem verfluchten Niemiec!

Ein entſetzlicher Lärm entſtand. Vergebens warf ſich Eljakim Hirſch über den Tiſch und breitete die Arme ſchützend über ſeine Gläſer, er wurde zur Seite geſtoßen, und die Gläſer wurden gegen die Wand geſchleudert, daß ſie klirrend zerſchellten. — — — — — — — —

Lehrer Ruda wälzte ſich unterdes unruhig in ſeinem Bett, ihm ſchwante nichts Gutes. Ein Geſchrei kam vom Krug her; über die nachtſtille Dorfſtraße drang es weit, bis hin zur Schule. Hilf Himmel, heilige Mutter, jetzt klang es ſchon näher! Horch!

‚Es lebe Polen!‘

O weh! Ignaz Ruda wickelte ſich feſter ein, ihn fing ſehr an zu frieren. Warum brüllten die ſo? Wußten die ſchon etwas? Sie würden doch nicht ihm auf den Hals rücken?!

Ein Stein, plötzlich gegen die geſchloſſenen Fenſterläden der Schulſtube geſchleudert, war die Antwort.

Furchtſam zog ſich Ruda das dünne Deckbett bis über die Ohren.

„Hund, Spitzbube, Halunke, komm heraus!“

Da fuhr er geſchwind aus dem Bett in die Hoſe.

„Schwein, komm heraus, oder wir ſchmeißen dir die Schule über dem Kopfe zuſammen!“

Da ſchlüpfte er zitternd in die Flickenpantoffeln.

Ein Hagel von Steinen praſſelte gegen Läden und Wand. Blaß wie der Tod ſtand der Lehrer, die Zähne klapperten ihm.

„Du Hundeblut, für hundert Groſchen würdeſt du die Seelen unſrer Kinder verkaufen! Wir wollen es dir ſchon beibringen, das Polniſch-Lehren! Komm heraus! In den Pfuhl werden wir dich tauchen wie die Mädchen beim Dyngus!*) Bei der heiligen Mutter, wir ſchwören es dir!“

Da machte er ſich ſinnlos vor Angſt auf die Flucht.

Durch das kleine Hinterfenſterchen der Schlafkammer zwängte er ſich, durch eine Lücke des Hofzaunes kroch er und entkam ſo, hinter den Zäunen her, auf allen Vieren ſchleichend. Nur mit Hoſe und Pantoffeln angetan, klopfte er, Zuflucht ſuchend, an der Hintertür der Propſtei. —

Die eiſige Kälte der Nacht ſcheuchte die Trunkenen bald unter Dach. Der Niemcyzcer war nicht da, und der Lehrer, dem ſie an ſeiner Statt an den Kragen gewollt hatten, kam nicht heraus; ſo gaben ſie ſich zufrieden. Noch einmal kehrten ſie in den Krug zurück.

* * *

Als Eljakim, der Wirt, beim Morgengrauen, nachdem die letzten davongewankt waren, ſich in ſeine Schenkſtube hineingetraute, etwaige neue Scherben aufzuleſen, konnte er wohl ‚Eiweih‘ ſchreien und die Hände jammernd

*) Dyngus oder Smiguſt: Sitte des Begießens oder des Untertauchens ins Waſſer am zweiten Oſterfeiertag.

erheben: das Bild, ſein ſchönes Bild, auf das er ſo ſtolz geweſen, war von ruchloſen Händen aufs gröblichſte ſchimpfiert! Zerſchnitten die Uniform, die blitzblauen Augen ausgeſtochen! In der Bruſt des deutſchen Kaiſers ſteckte ein polniſcher Knippek.

Wenn ſie auch den Lehrer nicht in den Pfuhl getaucht hatten, ſo war ihm doch vor Angſt der Schweiß am Leibe herunter gefloſſen, wie das Waſſer den Mädchen beim Dyngus. Er hatte von ſeiner nächtlichen Flucht eine böſe Erkältung davongetragen. Mit pfeifendem Atem hatte er die zwei nächſten Tage noch Schule gehalten. Seine Wangen glühten wie zwei feurige Roſen, und immer röter wurden ſie, immer brennender, denn in der Miene eines jeden Kindes glaubte er eine verſteckte Drohung zu leſen. Die Knaben mit den breiten Backenknochen und den ſchmalen Augen blitzten ſo unternehmend in der Klaſſe umher, und die Mädels hoben die Stumpfnaſen ſo frech in die Luft — ja, ja, ſie alle hatten zu Hauſe gehört: deutſch ſollte unterrichtet werden! Und das würden ſie ſich nicht gefallen laſſen!

Ein ſonderlich großer Reſpekt vor dem Lehrer war nie vorhanden, aber heute war in den drei Knabenbänken zur Rechten eine ewige Unruhe; in den drei Mädchenbänken zur Linken war nicht grade eine ſo offenkundige Reſpektloſigkeit, aber ein immerwährendes Kichern verwirrte Ruda ganz. Er fühlte ſich machtlos. Es zuckte ihm wohl in den Fingern, nach dem Stock zu greifen, aber er traute ſich nicht — würden ihm die Eltern nicht

auf den Hals kommen?! Heute morgen, vor Beginn der Schule, hatte mit Kreide an der Schultür geſtanden — kaum zu entziffern war das unorthographiſche Gekritzel —:

‚Du Hund, wenn du unſre Kinder nicht auf polniſch lehrſt, ſo ſchlagen wir dich tot!‘

Wer das wohl geſchrieben haben mochte?! Es war das rechte Mittel, eine bange Seele ganz zu verängſtigen. Ein gewaltiger Schreck war dem Lehrer in die Glieder gefahren. Gewiß, ja, er wollte gern auf polniſch unterrichten, aber da ſaßen doch die drei kleinen Anſiedlermädchen in der vorderſten Bank und ſahen ihn verſtändnislos an mit den Blauaugen, und hinter ihnen tauchte wie ein Rieſe der Vater auf und drohte mit der Fauſt: ‚Deutſch wird gelehrt!‘ Und überall, wohin er auch blickte, bäumte ſich ihm mit erhobenem Finger ein Geſpenſt entgegen: die Behörde.

In ſeiner Not verſuchte der Geängſtigte jetzt allen gerecht zu werden. Erſt ſtellte er die Fragen auf polniſch und wiederholte ſie dann auf deutſch, oder umgekehrt. Aber ein unbändiges Füßeſcharren und Räuſpern entſtand, ſowie er das erſte deutſche Wort ſprach, und als er ſich nicht irre machen ließ, ſondern unentwegt weiter ſtockerte — das Überſetzen wurde ihm ſauer und ſehr genau brachte er's nicht zuwege — meldete ſich kein Kind zur Antwort. Sie waren auf einmal ſämtlich taub, mochte er noch ſo ſehr ſchreien.

Auch Settchen, die älteſte der Bräuers, die doch verſtändig genug war, jede Frage zu begreifen, hob nicht den Finger und ſtand nicht auf. Sie weinte. Die Schwarzäugige neben ihr hatte ſie ſchmerzhaft in den

Arm gekniffen, und die hinter ihr hielt ſie an den Zöpfen feſt.

Der Lehrer ſah das Kneifen und hieß die Schwarzäugige ſich in die Ecke ſtellen. Da erhub dieſe ein lautes Geheul und klemmte ſich in der engen Bank feſt, und in den Knabenbänken ſtand einer auf, hob gar nicht erſt den Finger, ſondern ſagte ganz dreiſt:

„Panie Lehrer, die Niſia ſoll nicht in der Ecke ſtehn, die Niemka*) ſoll in der Ecke ſtehn!“

In den wirren Fieberträumen, die dieſen böſen Schultagen folgten, ängſtigten den Lehrer immer das ſchwarze und das weiße Schaf, von denen ihm einſt ſeine Mutter geſungen; aber ſie hatten Hörner bekommen und ſtießen wie Böcke, ſie waren polniſch und deutſch und quälten ihn.

Ignaz Ruda glaubte ſeine letzte Stunde nahe. Vergebens hatten die Schulkinder am dritten Morgen an die Tür gepocht, er war nicht mehr imſtande geweſen, ihnen zu öffnen; da hatte er gehört, wie ſie, vergnügt johlend, davonliefen. Niemand kam, nach ihm zu ſehen; er lag ganz verlaſſen. Drüben beim Jezierski ſchrieen die Kinder, man hörte die Mutter mit ihnen ſchelten — wenn doch wenigſtens die Jezierska einmal herüber käme, ihm das trockne Hemd zu reichen, was er dort im Schub hatte! Er hatte ſo ſehr geſchwitzt, nun ſchüttelte ihn der Froſt. Und auch einen Trunk begehrte er, die Lippen waren ihm ganz verbrannt. Aber das Weib hörte nicht den Ruf ſeiner ſchwachen Stimme.

Aus den Augen des Kranken liefen die Tränen.

*) Die Deutſche.

So elend auch ſein Leben war, er hing doch daran — wenn nur jemand zu errufen wäre, den er zu Doktor Wolinski ſchicken könnte! Er verſuchte, aus dem Bette zu kriechen, aber halb ohnmächtig ſank er zurück, er hatte die Kräfte nicht. Und dann begann er wieder zu rufen, zu ſchreien, bis ſeine kranke Bruſt das nicht mehr ertrug, und ein würgender Huſten ihm blutigen Schaum über die Lippen drängte.

In der kalten Kammer rang der Verlaſſene mit Todesnot. Er fühlte ſich unſäglich elend. Was hatte er verbrochen, daß ſie ihn ſo krepieren ließen?! War er ein Hund? Hatte ihn nicht auch einſtmals eine Mutter gewiegt? Die Mutter war jetzt ein altes Mütterchen geworden und wohnte zu Wſchowa*) im Spital — wenn die ihn ſo ſehen könnte! Weinen würde ſie über ihn, aber fluchen würde ſie dem, der ihren Sohn ſo weit gebracht hatte. Ja, Fluch dem, der an allem Übel ſchuld war, der ſchlimmer war als die Pociechaer, als die Schulkinder, als der große Anſiedler mit ſeiner Prügeldrohung, ſchlimmer als der Teufel ſelber — Fluch dem Niemczycer! Mochte die heilige Muttergottes es dem heimzahlen, was er leiden mußte!

In ohnmächtiger Wut ballte der Armſelige die zitternden Hände, und dann ſtreckte er ſich — weh, jetzt kam der Tod! Daß er an dem Niemiec gerochen werde!

Aber nur wilde Fieberphantaſieen kamen, in denen des Lehrerchens ſchwache Geſtalt gegen den hohen Niemczycer ankämpfte. — — —

Als Ruda wieder zu klarem Bewußtſein kam, ſaß

*) Fraustadt.

der Vikar an ſeinem Bett, und im Ofen kniſterte ein Feuer. Eben war Doktor Wolinski dageweſen; jetzt würde er bald eine Medizin ſchicken aus der Miaſteczkoer Apotheke. Die Jeziersha, die eine Suppe aus der Propſtei geholt hatte, von Zuzanna, der Köchin, aus lauter purem Fleiſch gekocht, weinte vor Rührung: ſo gut wie eine Mutter hatte der Herr Vikar für den Herrn Lehrer geſorgt!

Sie waren alle ſehr freundlich zu Lehrer Ruda. Er konnte ſich nicht mehr beklagen; er hatte Suppe aus der Propſtei und Hühnchen und Wein, wie der Herr Vikar es verordnet hatte. Die Mütter der Schulkinder brachten, obgleich Eier jetzt rar waren, deren genug, da der Herr Vikar es geheißen hatte. Die Buben und Mädchen bezeigten gar keine Freudigkeit über die unverhofften Ferien, beſcheiden klopften ſie an die Tür und fragten nach des Herrn Lehrers Befinden und ſtammelten gute Wünſche, die der Herr Vikar ſie gelehrt hatte. —

Aber es waren der Wochen doch viele, die hingingen über des Lehrers Krankheit. Er hatte weder beim Podkoziolek aufſpielen, noch den Karneval durchgeigen können bis Aſchermittwoch. Nun ging's ſchon auf die zweite Hälfte der Faſtenzeit.

Sankt Mattheis hatte viel Schnee heruntergeſchüttet, noch lag der auf den Äckern, aber er hatte nicht mehr die ſtarre Eiskruſte des Winters; es gelang der Sonne, die zuweilen um die Mittagszeit ſcharfe Strahlen ſandte, hier und da ſchon das ſchmutzige Weiß-grau abzulecken. Noch dampfte in allen Hütten der Zur, die gewohnte Faſtenſuppe aus Sauerteig, aber die Herzen freuten ſich ſchon in der Hoffnung der Oſterſpeiſen.

Der Niemczycer ließ fleißig Miſt fahren und pflügen.

Alle Gespanne waren draußen auf den Feldern. Man stand schon wieder früher auf als in der dunkelsten Winterzeit.

Es war am Tage nach Mittfasten, daß der neue Inspektor von Deutschau, der alte Hoppe, in aller Frühe über den Hof stapfte. Da sah er vor der Scheune Nr. 1, von den Leuten die Katarynka, der Leierkasten, geheißen, weil drinnen die alte Häckselmaschine zum Drehen stand, Knechte und Mägde in hellem Haufen versammelt. Was gafften sie da? Eben stieg das Sonnenrot aus der östlichen Ebene und schaute über die Hofmauer und warf Licht auf das, was mit vier großen rostigen Nägeln am Scheunentor angenagelt war.

Was gab's da zu buchstabieren?!

„He!" Der Inspektor stieß die Gaffenden zur Seite und sah und las selber und rieb sich die Augen und las wieder, was auf grobem weißen Papier, wie auf einem Plakat geschrieben stand.

Wenn der Herr Inspektor doch einmal laut vorlesen wollte, bitte! „Lesen, lesen!" Die Weiber reckten sich auf den Zehen; auch die Männer trauten ihren eignen Augen nicht recht.

Wie kam das hierher?! Über nacht mußte es angenagelt worden sein, denn gestern abend spät hatte der Inspektor selber noch einmal die Runde gemacht und mit dem Nachtwächter geprüft, ob auch alle Scheunen verschlossen seien; der Nachtwächter hatte mit der Laterne geleuchtet, und sie hatten nichts, gar nichts bemerkt am Torflügel der Katarynka. Es mußte einer genau die Stunde des Morgengrauens abgepaßt haben, in der der Nachtwächter und sein Hund heimzugehen pflegten, und mußte

dann über die Hofmauer gekrochen ſein, gewandt wie eine Katze, trotz der Höhe und der ſpitzigen Glasſcherben und des Stacheldrahtes. Unüberſteiglich war hier eben nichts!

„Hm, hm!“ Noch ſtand der Inſpektor kopfſchüttelnd, und die Leute ſtanden um ihn her und gafften bald ihn an, bald das Scheunentor. Da hörte man einen raſchen Schritt die Freitreppe herunterkommen.

Der gnädige Herr! Dumm lachend ſtießen ſich Knechte und Mägde an. Was würde der für ein Geſicht machen?!

Inſpektor Hoppe machte eine Bewegung, als wolle er das Plakat herunterreißen, aber es war zu ſpät, ſchon hatte Doleſchal es ins Auge gefaßt.

Und er las. Haſtig überflog ſein Blick die polniſchen Buchſtaben, die ſo hingemalt waren, wie ein Kind ſie mühſam auf die Tafel ſchreibt, und die doch eine geübtere Hand nicht verleugnen konnten.

‚Teufel, Schwein, Schächer erſter Klaſſe! Gauner, der du dich ein Chriſt nennſt, du biſt ſchlimmer als ein Heide, denn du willſt Gottes Werk zerſtören, du willſt, daß eine Nation, von Gott erſchaffen, untergehe, und die Deutſchen allein ſich breit machen. Ihr Hakatiſten, wir ſprengen euch die Köpfe mit Dynamit wie Hunden, denn mehr ſeid ihr nicht wert! Und ich ſchwöre dir, daß ich an dir meine Rache nehmen werde! Ich ſpeie dich an! Du Ketzer, wir werden dich ans Kreuz ſchlagen wie den Schächer, aber du wirſt nicht am dritten Tage mit Jeſus Chriſtus im Paradieſe ſein. Meinen Knippek werde ich dir zwiſchen die Rippen ſtoßen, daß du zur Hölle fahreſt, denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm!‘

Doleſchals Geſicht war tief verfinſtert. Er hatte leiſe für ſich geleſen, aber unbewußt hatten ſeine Lippen die Worte mitgeformt.

Die dummen Mägde hatten das Lachen aufgegeben, auch die Knechte blickten betroffen. Der Inſpektor ſcheuchte ſie alle an die Arbeit; und als nun niemand mehr auf dem Hof war, der Herr aber immer noch ſtand und auf das Plakat ſtarrte, ging er zurück zu ihm und ſtellte ſich neben ihn hin. Der Herr ſah ihn nicht, da räuſperte er ſich ſtark; und als der andre immer noch nicht aufmerkte, wagte er es, ganz ſacht ſeine harte Hand auf den Ärmel der ſammetnen Hausjoppe zu legen.

„Herr Baron, die Frau Baronin werden mit dem Frühſtück warten!“

„Ach ſo — ja, ja, ich danke Ihnen!“ Doleſchal war aufgefahren. Schon im Weggehen drehte er noch einmal um und ſagte haſtig und leiſe: „Laſſen Sie das Dings da abreißen — hören Sie, abreißen und verbrennen! Meine Frau darf nichts davon erfahren!“

„Sehr wohl, Her Baron!“ Mit raſchem Griff löſte Hoppe die haltenden Nägel und warf ſie fort, das Papier aber faltete er zuſammen und ſteckte es in die Taſche. „Man weiß nicht, wozu es gut iſt, ſo was aufzuheben!“

Und als der andre ihn darauf wie fragend, aber ganz verſtört anſah, hielt er nicht mehr an ſich in ſeiner Empörung: „Herr Baron, das iſt 'ne Gemeinheit, 'ne ganz miſerable Hundsgemeinheit, ſo ein echt polniſches Bubenſtück! Ich werde aber ſchon den Schreiber 'rauskriegen, da können ſich der Herr Baron drauf verlaſſen!“

„O bitte, bitte“ — Doleſchal hob abwehrend die Hand — „laſſen Sie die Sache auf ſich beruhen!“ Und dann, ſich gewaltſam zwingend, ſagte er in gleichgültigem

Ton: „Sie laſſen heute die große Brache hinterm Lyſa Góra in Angriff nehmen, nicht wahr? Damit wir bei guter Witterung dann bald mit dem Sommerroggen ins Land können!“

Kopfſchüttelnd ſah Hoppe ihm nach: immer ſo haſtig, viel zu haſtig trotz der anſcheinenden äußeren Ruhe! Jetzt ſchon an Sommerroggen denken — Torheit, Schnee lag ja noch, zehnmal noch würde die Saat ausfrieren! Da war Keſtner doch ein vorſichtigerer Mann geweſen, ein beſſerer Wirt! Und eine gewiſſe Sehnſucht ſtieg in dem alten Inſpektor auf nach den ſo lange bebauten, geſegneten Feldern von Przyborowo. —

Es hatte Doleſchal doch tiefer gegriffen, als er es zeigen mochte. Dieſes: ‚denn durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm‘ hielt ihn gepackt. Wenn er ſich auch zwingen wollte, nicht mehr daran zu denken, er riß ſich nicht los davon. Wem hatte er denn ſo viel Leides getan, daß der ihn dafür mit ſolchem Haß bewerfen konnte?! Grübelnd rührte er in der Taſſe Tee, die ihm ſeine Frau eingeſchenkt hatte.

Helene ſaß ihm gegenüber am Frühſtückstiſch. Ein wenig blaſſer und ein wenig ſchmaler hatte der Winter ſie gemacht. Sie war jetzt ſelten herausgekommen, die Knaben hatten die Maſern gehabt und die Mutter ganz und immerwährend beanſprucht. Aber ihr zartes Geſicht hob ſich lieblich über der dunklen Hausbluſe, lieblicher noch, als es geweſen war mit der Sommerröte auf den runderen Wangen.

Ein wenig die Brauen hochziehend, ſah ſie ihren Mann beobachtend an: was hatte er nur? Die nervöſen Fältchen um ſeine Augenwinkel zeigten ſich heute tiefer

als ſonſt, und ein bitterer Zug war um ſeinen Mund. Er hatte Ärger gehabt und eben erſt, des war ſie ſicher, denn beim Aufſtehen war er noch vergnügt geweſen, hatte, was er ſelten tat, ſogar geſcherzt wie ein ganz Junger.

Geräuſchlos ſtand ſie auf, ſtellte ſich hinter ihn und legte ihre Wange auf ſeinen Scheitel. „Woran denkſt du? Haben ſie draußen Dummheiten gemacht?“

„Wieſo — wieſo?“

„Mein Gott, wie du auffährſt! Ich fragte ja nur!“

„Du ſollſt mich nicht fragen, du weißt, ich kann es nicht vertragen, ich — ich — es macht mich ganz raſend!“

„Verzeih!“ Es lag keine Verletztheit in ihrer Stimme, aber eine ſtille Trauer in der Bewegung, mit der ſie nun von ihm fort trat und ſich wieder an ihren Platz ſetzte. Sie ſtrich ihm ein Butterbrötchen.

„Willſt du auch ein bißchen Honig darauf haben?“

Er gab keine Antwort. Aber als ſie auch noch Honig über die Butter geſtrichen und ihm das Brötchen ſtillſchweigend auf den Teller geſchoben hatte, aß er es ſtillſchweigend auf.

In dem behaglichen Zimmer tickte die Uhr, die Zeit ging unaufhaltſam weiter — ſchade um jede Minute, die da verſtrich, unwiederbringlich dahin war, ohne genoſſen worden zu ſein! Ja — mit einem tiefen Atemzug ſah Doleſchal auf —, er war doch glücklich, wirklich glücklich, hier im Hauſe, bei ſeiner Frau, bei ſeinen Kindern! Daran mußte man ſich eben halten!

Helene ſaß nicht mehr am Tiſch, ſie war ans Fenſter getreten, wo zwiſchen den Doppelſcheiben Hyazinthen, Tazetten und Primeln blühten, ein ganzer Flor. Sie begoß ihre Blumen, ein ſüßer Duft umſchwebte ſie. Ach, ſie war doch ſeine gute, ſeine geliebte Frau! Wie konnte er nur einen Augenblick wähnen, daß das Glück ihn fliehe, daß alles ſich verſchworen habe, ihn zu kränken, zu peinigen, zu reizen?!

Reuig trat er zu ihr und küßte ihre Hand: „Helene, es war nicht böſe gemeint!“

„Das weiß ich, das iſt ſelbſtverſtändlich, daß du's nicht böſe meinſt!“ Ihr reines Geſicht ihm zuwendend, ſah ſie ihm tief in die Augen. „Wenn du nur glücklicher wäreſt, Hanns!“

„Bin ich denn nicht glücklich? Warum fragſt du mich? Wie kommſt du darauf?“ Er ſah ſie argwöhniſch an. „Du biſt wohl nicht glücklich, daß du ſo von mir denkſt?! Ich bin glücklich, ſehr glücklich — wer ſagt, daß ich nicht glücklich bin? Aber freilich, wenn du nicht glücklich biſt, dann —“ Er zuckte die Achſeln.

„Ich bin glücklich!“ Sie ſagte es ruhig, mit einer felſenfeſten Zuverſicht.

„Nun denn alſo — was wollen wir dann noch mehr?!“ Er ſchlug einen heiteren Ton an: „Weißt du, du mußt es nicht gleich tragiſch nehmen, wenn ich mal irgend welchen Verdruß habe!“

„Sage ihn mir,“ bat ſie raſch.

„Wozu? Männerſachen ſind keine Frauenſachen. Ich will ja auch nicht alles wiſſen, was du an deine Eltern, an deine Dutzend Freunde ſchreibſt!“

„Hanns“ — ſie ſah ihn innig an — „du weißt ſehr gut, daß ich nur dich auf der Welt habe. Selbſt meine Eltern ſind mir ferner getreten. Nicht, daß ich ſie weniger liebte, o nein, aber hier bei dir, nur hier wurzle ich jetzt ganz. Und du läßt mich jetzt ſo oft allein! Ich meine nicht,“ ſagte ſie raſch, als er ſie unterbrechen wollte, „daß du nicht aufs Feld gehen ſollſt, aufs Vorwerk, dich nicht um deine ganze Wirtſchaft kümmern ſollſt! O nein!“ Tränen ſtiegen ihr in die Augen, aber ſie unterdrückte ſie tapfer. „Deine Seele iſt nicht bei mir! Du haſt viel im Kopf, ja, aber ich würde mich gern darein finden, wenn ich nur ſehen könnte, daß es dich froh macht. Du haſt mir's zwar nicht geſagt, aber ich weiß es doch: du möchteſt dich gern aufſtellen laſſen zur nächſten Wahl — wie ſoll es dann erſt werden?!“ Sie rang leicht die Hände ineinander und blickte ſtarr geradeaus: „Ich fürchte, wir werden bald gar nichts mehr von dir haben, die Kinder und ich!“

„Setze dich,“ bat er und drückte ſie in den nächſten Seſſel. Auf der Lehne Platz nehmend, legt er vertraulich den Arm um ihre Schultern.

„Sieh mal, wenn du meinſt, ihr hättet dann weniger von mir, dann irrſt du. Im Gegenteil, ihr hättet mehr! Denn ich würde ſo viel freudiger ſein, ſo viel zuverſichtlicher, ſo ganz andrer Stimmung. Das verſtehſt du eben nicht. Ihr Frauen ſeid zufrieden, wenn ihr für Mann und Kind und Haus geſorgt habt, aber wir Männer — ja, wir haben eben noch etwas andres! Und das quält mich, daß ich nicht wirken kann, wie ich möchte, daß ich hier lebe wie auf einer wüſten Inſel!“

„Unſer Deutſchau eine wüſte Inſel?!“ Sie machte einen ſchwachen Verſuch zu ſcherzen.

„Du weißt recht gut, wie ich's meine,“ ſagte er, ſchon wieder leicht gereizt. „Daß ich Deutſchau nicht lieb hätte, davon kann wohl keine Rede ſein. Aber gerade weil ich's liebe, ſo ſehr, daß mir jede Hufe deutſchen Bodens ſo teuer iſt, wie — wie —“ er ſuchte nach einem Vergleich —, „ich finde nichts, was mir teurer wäre! Es ärgert mich, es kränkt mich, es ſchmerzt mich tief“ — ſeine Stimme wurde erregt —, „wenn ich ſehe, wie —“

Er brach plötzlich ab; die Stirn furchend, verſank er wieder in Grübeln.

Leiſe ſtrich ſie ihm über die Wange. „Sprich dich aus, Hanns, ſprich! Es wird dir gut tun. Du ſagſt, ich verſtehe es nicht, Frauen könnten ſo etwas nicht verſtehen, nun, ich werde es lernen, zu verſtehen. Und wenn ich es nicht ganz lernen kann, ſo wird mir Gott doch ins Herz geben, was ich zu tun habe. Immer!“

„Mein Gott, Helene, quäle mich nicht! Das ſind eben undefinierbare Dinge; man fühlt ſie — ſie liegen in der Luft — aber erzählen kann man ſie nicht. Ich habe nichts zu erzählen!“

Er wurde rot — da ertappte er ſich auf einer Lüge, hatte er denn wirklich nichts zu erzählen?! Aber warum ihr von dem Drohbrief ſagen? Sie würde ſich beunruhigen, ihre Augen würden ihn ängſtlich begleiten, ihre Sorge ihm folgen, überallhin. War es nicht genug, daß er ſich erregt hatte? Wer wohl den Brief geſchrieben haben mochte? Da war niemand, dem er eine ſolche

Gemeinheit zutrauen konnte. Auch war er sich nicht bewußt, jemanden beleidigt zu haben.

Es klopfte. Der Diener überreichte die Post, die der Milchwagen aus Miasteczko mitgebracht hatte: Zeitungen, allerlei landwirtschaftliche Offerten und zwei Briefe. Einer mit gerichtlichem Stempel, der andre in einem dünnen Kuvert von bläulich-weißem, geringem Papier, wie es die Landleute für wenige Pfennige beim Dorfkrämer kaufen.

Ach, dieser zweite war jedenfalls ein Bettelbrief! Erst den andern! Doleschal riß das Siegel ab und warf dann das gerichtliche Schreiben hastig auf den Tisch: das fehlte noch, mußte das auch heute gerade noch kommen?!

Eine gerichtliche Vorladung war's in Sachen der Anna Sierakowska, Witwe des Dorfmusikanten Waclaw Sierakowski, wohnhaft zu Pociecha-Dorf. Sie klagte auf eine lebenslängliche Rente, da sie durch die ihr am 20. November vergangenen Jahres zugefügte Körperverletzung zu andauernder Betreibung ihres Gewerbes außerstande gesetzt sei, laut Gutachten des Doktor Zygmunt Wolinski zu Miasteczko.

War's möglich?! Jetzt kam die Ciotka mit einer Klage?! Doleschal faßte sich an die Stirn. Da begegnete sein Blick dem Blick Helenens, und er lächelte. „Warum siehst du mich so besorgt an, mein Herz?"

Sie antwortete nicht.

Er griff nach dem zweiten Brief, aber er öffnete ihn jetzt nicht. „Der hat Zeit," sagte er nachlässig und steckte ihn ein. Aber kaum hatte seine Frau für Augenblicke das Zimmer verlassen, so riß er ihn in nervöser Hast aus der Joppentasche — da — da — natürlich

wieder etwas! Wieder las er, mit heißen Augen, die Zähne aufeinander gesetzt, was er heute morgen schon einmal gelesen hatte am Tor der Katarynka. Fast denselben Inhalt hatte dieser Brief wie das Plakat: Schimpfworte, wahnsinnige Beschuldigungen einer getretenen, geknechteten Kreatur.

* * *

Vierzehn Tage waren verstrichen seit dem Empfang des Drohbriefes, aber es war Doleschal, als hätte er ihn gestern erhalten.

In der Kreisstadt zankten sich sein Anwalt und der Rechtsbeistand der Witwe Sierakowska herum; ihm war es augenblicklich ganz gleichgültig, ob er verurteilt werden würde, arm würde es ihn ja noch nicht machen, der Ciotka eine Rente zu zahlen. Nur das fraß an ihm, daß er nicht wußte, woher er auch diesen Schlag erhalten hatte. Im Kopf des halbverrückten Weibes war dieser Anschlag sicherlich nicht geboren, jemand hatte ihn ihr eingegeben — aber wer, wer?! Seine Gedanken irrten umher, suchten und fanden nicht. Und das regte ihn seltsam auf.

Wenn er jetzt einsam über seine Felder ging, allein, wie er es oftmals seit Jahren getan hatte, fühlte er sich doch nicht mehr allein und nicht frei auf seiner Flur — der Nachhall seines Trittes auf der Scholle erschreckte ihn. Ihn umlauerte etwas, was er nicht mit Augen sah, nicht mit Händen greifen konnte, und was doch da war. Wer mochte das Plakat und den Drohbrief verfaßt haben?! Stand die Klage der Ciotka mit ihnen in

Zuſammenhang? Die Ciotka war der einzige Menſch, dem er Übles getan, freilich wider Willen — aber geſchrieben hatte ſie's doch nicht, ſie konnte ja gar nicht ſchreiben. Diktiert vielleicht — wem?! Wem denn nur?! Dieſes immerwährende Denken darüber machte ihn ganz wirr. Alle Menſchen, die er kannte, ließ er an ſich vorbei paſſieren, vom unterſten Knecht an bis zum vornehmſten Beſitzer, vom Nachbar links — dem Polen auf Chwaliborczyce — bis zum Nachbar rechts, Herrn Keſtner auf Przyborowo. Mit einem gewiſſen Argwohn klammerte ſich ſein Geiſt an Garczyński: der war viel zu geſchmeidig, um immer aufrichtig zu ſein! Aber, nein — mit Unwillen gegen ſich ſelbſt wies er dieſen Gedanken weit von ſich — Garczyński war ein Edelmann und ob deutſcher oder polniſcher, Adel bleibt Adel. Und dann — er ſchlug ſich vor die Stirn — wie konnte er das vergeſſen, das: ‚Durch dich bin ich elender geworden wie ein kriechender Wurm?!' Das ſtimmte ja gar nie zu Garczyński. Es war doch die Ciotka — nein, nein, ſie war's doch nicht! Aber wer — wer?! In tollem Wirbel drehten ſich die Geſichte um ihn: Bürger und Bauersleute, Städter und Dörfler, Förſter und Inſpektor — auch nicht einer war unter ihnen, bei dem er hätte rufen können: der iſt's!

Er hatte unruhige Träume. Und wie er ſich auch gegen die Niedergeſchlagenheit ſträubte, die ihn gleich beim Erwachen überkam, ſie befiel ihn doch.

An den Weiden um den Luch im Niemczycer Acker zeigten ſich die erſten Kätzchen, die man weihen läßt am Palmſonntag; auch die erſte Lerche ließ ſich hören am Feldrain, und grüner ſchien die Winterſaat zu grünen. Ein Oſtern war im Nahen, ein Auferſtehen aus Winter-

dunkel, aber der Deutschauer Herr schritt mit gesenkter Stirn über seinen Acker, und seine Füße wurden kalt und naß von den getauten Schneelachen, in die er achtlos trat.

Löb Scheftel fuhr auf Niemczyce zu. Vor der Karwoche war er immer auf der Tour, denn zu Ostern aßen auch die kleinen Leute Fleisch, die sonst das ganze Jahr keines kauften. Wenn die gnädigen Herren nur nicht gar so teuer sein wollten mit dem ‚Lebend-Gewicht'!

Der Handelsmann sah den Baron schreiten, so ganz in Gedanken verloren, daß er seinen respektvollen Gruß mit tief abgezogener Mütze gar nicht bemerkte.

„Gott soll hüten, was der gnädige Herr macht for'n Ponum!" sprach Löb Scheftel zu seinem Sohn. „Isidor, halt an, laß mer absteigen! Wer' ich mal hingehn zum Herrn Baron, wer' ich zu ihm sprechen: ‚Kein Kälbchen zu verhandeln, Herr Baron? Kein Lämmchen auf Passah?' Und wer' ich ihm dabei ins Auge blicken, daß er sieht, er hat wenigstens eine treue Seele. En freisinniger Mann, en aufgeklärter Mann — ae, was tu ich mit der ganzen andern Meschboche?!"

Mit leisem Schritt machte sich Löb Scheftel an des Niemczycers Seite. Hui, wie fuhr der auf!

„Bitte um Verzeihung, daß ich habe erschrocken den gnädigen Herrn Baron! Nix zu handeln heute, Herr Baron? Der Herr Baron werden doch nich verkaufen dem Meïr Götz aus der Kreisstadt? Lassen Se mir zukommen den kleinen Verdienst! Die Zeiten sind schlecht, die Zeiten sind teuer, aber ich zahle de höchsten Preise, das wissen doch der gnädige Herr Baron!"

„Ich habe nichts zu verkaufen, Scheftel," sagte

Doleſchal müde. Aber dann dauerte ihn des Händlers enttäuſchtes Geſicht. „Sie können ja mal auf den Hof fahren und den Schweizer fragen. Ich weiß nicht, hat er was oder hat er nichts.“

„Ach, der Herr Baron, en guter Herr, en einſichtiger Herr! Aber der Herr Baron wiſſen doch, der Schweizer,“ — Scheftel hob, die Schultern hochziehend, beide Hände — „eiweih! Wenn der gnädige Herr Baron doch lieber möchten ſelber —“

„Fragen Sie den Inſpektor, meinetwegen, aber mich laſſen Sie in Ruhe!“

Es klang ungeduldig. So war der Niemczycer doch ſonſt nicht geweſen?! Von der Seite blinzelnd, guckte Löb Scheftel ſchlau. Und dann ſagte er geſchmeidig: „Wer' ich fahren zum Herrn Inſpektor, wer' ich mer berufen auf den Herrn Baron, wer' ich nich länger beläſtigen den gnädigen Herrn Baron ſelber!“ Er zog die Mütze, aber ſchon im Fortgehen hielt er noch einmal an: „Der Herr Baron hat jetzt wichtigeres in ſeinem Geiſte. Er wird ſich wählen laſſen. Wann werden ſein die Wahlen, wer' ich geben dem Herrn Baron meine Stimme, und alle von unſre Leut' werden geben dem Herrn Baron ihre Stimme. So 'n Mann“ — er hob die Hände — „Gott der Gerechte, wie heißt, wie kann man antun dem Herr Baron ſo'ne —“

„Was — was — was meinen Sie?“ fuhr Doleſchal ihn unwirſch an.

„Nu,“ — Scheftel hatte die Daumen in die Armlöcher ſeines Rockes geſteckt und ſpreizte die übrigen vier Finger jeder Hand — „nu, mer weiß doch, was der Herr Baron hat gefunden an ſeiner Scheune. So 'ne

Frechheit, ſo 'ne — ſo 'ne Chuzpe! Aber Gott der Gerechte wird ſie ſtrafen bis ins vierte und fünfte Glied! Was meinen wohl der Herr Baron, wer's geſchrieben hat?!" Er drängte ſich ein Schrittchen näher und lugte dem andern bedeutungsvoll von unten herauf ins Geſicht. „Unſereins kommt viel unters Publikum — en armer Jüd, vor dem geniert man ſich nich! Meine Hochachtung dem Herrn Baron — Baron is er, aber er hat 'n Herz für den Fortſchritt und für unſre Leut'! Soll ich dem gnädigen Herrn Baron ins Ohr flüſtern, wer's Papierchen hat an die Scheune geklebt?"

Er näherte ſeinen Kopf dem Ohr des Niemczycer.

Da fuhr dieſer zurück, als habe ihn ein widriges Inſekt geſtreift. „Nein," ſagte er hochfahrend, „ich will es nicht wiſſen!" Schroff wendete er ſich ab, mit einem flüchtigen Greifen an den Rand ſeines Hutes. Raſch entfernte er ſich querfeldein.

Löb Scheftel ſtand wie begoſſen und ſah ihm nach.

Iſidor kam angefahren: „Nu, nu, was hat der Herr Baron geſagt? Wird er dir verkaufen — und wie billig?"

„Dreh' um! Wir werden nich fahren nach Niemczyce," ſagte der Alte ganz melancholiſch, und ein Zucken wie von wirklicher Betrübnis ging über ſein ſpitzbärtiges Geſicht. „Ich bin nich gekommen zu Rande mit dem Herr Baron. Er is 'n Roſche, ſo gut wie die Gojim alle!"

Da hätte er's nun erfahren können, was ihn ſo quälte! Das ſagte ſich Doleſchal in einem fort. Aber nein, ſo nicht, aus dieſer Quelle nicht! Er rümpfte die Naſe, ein Ekel zog ſeine Oberlippe in die Höhe. Und

was hatte der Jude noch gesagt?! — ‚Ich werde geben dem Herrn Baron meine Stimme‘ — unverschämt! Vom Hofe jagen sollte man den Menschen für diese Frechheit!

Aufs tiefste verstimmt, stapfte Doleschal durch den aufgeweichten Acker. Er fühlte sich beleidigt: also der Jude warf sich auf zu seinem Protektor?! Nein, es war doch zu unsäglich naiv! Darüber konnte man wirklich nur lachen.

Aber er fand kein erlösendes Lachen. Alles ärgerte ihn, die Furche, in die sein Fuß sank, die Sonne, die sich aus den Wolken losgewunden hatte und grell herunterstach, die Bestellung, die ihm viel zu weit zurück schien. Warum zögerte Hoppe so? Es mußte voran gemacht werden — voran! Alle andern waren schon viel weiter!

Ohne daß er's wußte, war er hinauf gestiegen zum Łysa Góra. Den Rücken gegen die Kiefer gelehnt, von Deutschau abgekehrt, sah er mit gerunzelter Stirn hinaus ins weite Land.

Da grünte die Saat von Przyborowo, da blaute der Chwaliborczycer Wald in der Ferne, die Äcker von Deutschau umwitterte erdiger Duft. Drei Grenzen übersah hier der suchende Blick. Und über allem der Himmel, mit schlängelnden Bändern von einem lichten Blau, wie man ihn lange nicht gesehen hatte. Frühling wollte es werden auf Erden. Nur schwarz wie immer reckte sich der Turm von Pociecha-Dorf gegen den Horizont, und die Häuschen von Kolonie Augenweide lagen noch immer wie nackte Würfel auf dem Brett der großen Ebene.

Es verwunderte Doleschal weiter nicht, als er, nach

Hauſe zurückkehrend, den Anſiedler Bräuer dort vorfand. Hatte er nicht eben beim Anblick der Kolonie dieſer Leute gedacht? Hoffentlich hörte er jetzt endlich einmal etwas Gutes!

Aber die Miene des ſtarken Mannes war in ſich gekehrt.

Eine Aufforderung der Gutsherrin, drinnen Platz zu nehmen und im Zimmer ihren Gatten zu erwarten, hatte Bräuer abgelehnt. Über den Hof war er hin und her getrottelt in einer gewiſſen Unruhe, hatte flüchtige Blicke in die Ställe geworfen und mit ſeinem derben Knotenſtock gedankenlos im Miſt geſtochert. Nun hatte er auf die Frage des Gutsherrn, wie es denn bei ihm zu Hauſe ſtehe, nur ein mißvergnügtes Brummen.

Wie ſollte es wohl bei einem Anſiedler ſtehen, der hierzuland ſo aufgeſchmiſſen war, ſo aufgeſchmiſſen wie — no, gar nicht zu ſagen wie! Das neue Haus war feucht. In der trocken-kalten Winterzeit war es noch leidlich geweſen, aber nun ſickerte und rieſelte es von allen Wänden; die tauten. In der guten Stube war nicht nur an der Wetterſeite die Tapete abgefallen; in der Küche ſtand auf dem Eſtrich alle Morgen ein ganzer Pfuhl, das Grundwaſſer drang aus dem Boden. Alle Türen klafften, ſie hatten ſich geworfen; kein Fenſter ging auf, alle Rahmen waren verquollen. Aber was das Schlimmſte war: die Frau konnte das Klima nicht vertragen, die war krank. Den ganzen Winter hatte ſie Zahnreißen gehabt, jetzt hatte ſie's im Leibe und immer Schmerzen in Seite und Rücken. Das harte Schaffen war ſie eben auch nicht gewohnt; ſie würde noch zum Liegen kommen.

„Jeſes Maria —," der Anſiedler fuhr ſich mit der flachen Hand über das verzogene Geſicht — „ein' Frau hab' ich als verloren — dem Valentin ſein' Mutter war noch zehn Jahr jünger als dat Kettche, als ſe ſterben mußt. Wenn ich dat nu noch einmal erleben ſollt, häng' ich mich an der nächſte ſtarke Baum, den ich find'!" Er lachte bitter auf: „Nit emal 'ne anſtändige Baum hat mer hier! Mein' Obſtbäum' kann ich als nur auch im Schornſtein ſchreiben, da wird ſein Leben nix draus. Der Wind biegt die, als wären ſe dünne Haar'; im Winter hat ich ſie ſo eingepackt wie en Pupp', mit Moos un Stroh un Säck' drum. Jawohl, abgekratzt haben mir die Luders, die Haſen, die ganze Verpackung, und die Bork' abgeknabbert. Die Bäum' gehen kaput. Un wat glauben Sie wohl, werd' ich nu en Entſchädigung kriegen? Ne, ſo wat is hierzuland kein Mod'. Dat ſollt emal bei uns am Rhein paſſieren! Wenn da dem Graf Spee ſein Wild oder dem von Ahrenberg ſeinet dem Bauersmann der Acker verbuddelt oder der Garten verruiniert, da muß de große Herr gleich Schadenerſatz leiſten. Da gibt et doch noch Recht und Gerechtigkeit! Da ſind überhaupt nit eſo viel Unterſchied'! Ne," — er ballte die Rechte zur Fauſt und klatſchte unwillig mit dieſer in die offene Fläche der Linken — „wat mich dat ärgert, dat wir nit nach Amerika gezogen ſind! En größer Riſiko war dat auch nit als hierhin, un wenn einer ſchnell reich werden will, kann er dat da drüben viel beſſer!"

Immer dieſelben Klagen! Doleſchals Auge, das ſich beim Anblick des deutſchen Mannes erhellt hatte, wurde wieder trüb. War denn das ſchnell Reichwerden

das einzige Ziel, nach dem ſie ſtrebten? Hatte dieſer Mann hier, der ſo recht das Urbild eines Deutſchen ſchien, deſſen Sohn ſoeben erſt im Heere gedient hatte, denn gar kein nationales Empfinden?!

„Warum ſind Sie eigentlich vom Rhein fortgezogen, Bräuer?“

„Ja, wiſſen Se“ — der Anſiedler kratzte ſich den Kopf — „no ja, darum! Et ſtand ja ſo viel dervon in den Zeitungen, von den ‚großen Vergünſtigungen‘ un wat weiß ich noch alles. Un da dacht' ich mir: de große Jung hat ſein Teil von der Mutter ſelig, aber Vatersteil muß er doch auch kriegen, und da ſind die vier kleine Mädches, die wollen doch auch mal wat haben. Un du ſelbſt biſt doch auch noch nit alt, wer weiß, vielleicht kriegſte noch Kinder, un dich dein ganz Leben lang plagen möchtſte doch auch nit, aber am Rhein is et ſo teuer, da wirſte ganz gries, bis de dich ausruhen kannſt. Wiſſen Se, et is ſo wie ſo da nix mehr mit der Landwirtſchaft. Alles Fabrikken. Selbſt die Sieben-Berg' möchten ſe abkloppen, für Stein zu kriegen zum Fabrikkenbauen. Wat ſoll da noch de Landmann? Ich hab' en ganz hübſch Vermögen, aber am Rhein is dat gar nix, da ſind ihrer viel, die Geld haben. Im Poſenſchen is et aber noch wat, die Polacken ſind power. Un ich dacht': jedenfalls is et da genug für 'ne ſchöne Anfang. Als ich zum Valentin dervon ſprach, war de gleich Feuer un Flamm'. De hat ſchon auf der Schul' immer gern Indianerbücher geleſen, und wat die Geſchichten vom Karl May ſind — hau, de kann ſchön ſchreiben! Die mocht' ich ſelber noch gern leſen! Da kriegt mer ja ſo en Luſt! Un denn, ſehn Se, da hatt'

de Valentin in Köln eine von ſeiner Soldatenzeit her — guter Bürgersleut' Kind war ſe un wat Geld hatt' ſe auch —, aber er mocht doch nu nit mehr recht, loskommen wollt er. Drum weit fort. Ach —" er ſeufzte plötzlich auf und wiegte bedauernd den Kopf hin und her — „hätt' er lieber die geheirat', et hätt beſſer gegangen, denn nu — ach du lieber Gott!"

Er brach plötzlich ab.

Und dann, nachdem er ein paar Sekunden ſtarr vor ſich hingeguckt hatte, fuhr er plötzlich auf: „Der Teufel ſoll ihn holen, den Kerl, den Frelikowski! Kömmt de Schweinhund, de Polackenſpion, mir auf einmal in meine Garte geſtiegen, findt da en erbärmliche Hafenſchling' und macht 'ne Schkandal, als wär dat 'ne Strick, wo 'ne Menſch dran gehängt is. Will mich aufnotieren, will mich auch ſeinem Herrn anzeigen, vor't Gericht bringen, Gott weiß wat! Aber ich hab' dem heimgeleucht': ‚Macht, dat Ihr eraus kommt! Eraus aus der Tür!' Aber de Kerl is ſo ſtark wie ich. Un de Valentin wollt nit mit anpacken, de ſtand wie vernagelt. Da hat de Schuft mein Flint' mitgenommen, die geladen über mei'm Bett hängt — Donner un Doria!"

Bräuer atmete haſtig, die Stimme zitterte ihm vor Erregung: „Herr, nu ſagen Sie mir, muß ich mir dat gefallen laſſen? Ich mir gefallen laſſen von — dem — dem — dem Polack?! Ne, ich laß et mir nit gefallen! Un ich laß et mir nit gefallen! De Valentin ſagt zwar, ich hätt' unrecht — ach wat, de Jung is Partei! Ich laß et mir nit gefallen. Un wenn dat Wild mir mein' Bäum' ruiniert, ſchieß ich et eben, wie

mer en Katz' ſchießt, die auf die Vögel geht. Den will ich doch ſehn, der mir dat verwehrt!"

Protzig reckte er ſeine breitſchulterige Geſtalt, die Röte des Zorns brannte ihm auf der Stirn. Begierig nach Zuſtimmung ſuchte ſein Blick den Doleſchals.

In dieſem regte ſich der Unmut: war der Mann denn ganz ohne Disziplin? Wie ſollte man von Polen Geſittung verlangen, wenn Deutſche ein ſo ſchlechtes Beiſpiel gaben?!

„Hören Sie, Bräuer," ſagte er ſcharf, „Sie ſind wohl ganz des Kuckucks? Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, ſchon früher geſagt: wir leben hier in einem ziviliſierten Lande. Wie können Sie Wild ſchießen, einfach, weil es Ihnen paßt? Dann ſind Sie ja nicht beſſer als ein Wilddieb!"

„Oho!" Der Anſiedler ſchlug eine grobe Lache auf. „Auf meinem Grund un Boden bin ich doch Herr. Ne, dann haben Sie eben keine richtige Begriff von der Sach'! Un mit dem Wilddieb, da ſeien Sie nur ganz ſtill von! Ich bin keine Wilddieb. Ich bin 'ne anſtändige Mann, un wer wat ſpricht von ‚Wilddieb', de is meine Freund nit mehr. Ich will nur lieber gehen. Sie haben viel Freundlichkeit für uns gehabt, Herr — danke! — aber verſtehn tun wir uns doch nit. Adjüs!"

Er grüßte kurz, mit dem ganzen Stolz eines Mannes, der ſich in ſeinem guten Recht beleidigt fühlt, und ging, weitausholenden Schritts, den Knotenſtock feſt aufſetzend, zum Hoftor hinaus.

Es gab dem Zurückbleibenden, der ihn forteilen ſah, einen Stich durchs Herz. Auch der ging unzufrieden!

Auch der, auf den er ſo viele Hoffnungen geſetzt hatte, war nicht das Holz, aus dem man die Männer ſchnitzt, tauglich für die Scholle, welche, gedüngt mit Blut, jetzt beackert ſein will mit liebender Hingabe, auf daß ſie Frucht trage!

Nun — er tröſtete ſich damit — dieſe Generation, Leute wie Bräuer, waren eben nicht geeignet zu der Miſſion. Sie waren nicht erzogen dazu. Aber ihre Kinder! Der Sohn zum Beiſpiel, der Valentin, wenn der ſich hier feſtſetzte, der war noch jung genug dazu, das Land lieben zu lernen, in dem er zwar nicht geboren, aber zum Manne geworden war. Und wenn der ſich eine Familie hier gründete, ſo konnte ſie eine Pflanzſtätte deutſchen Weſens werden, eine Feſte gegen das Slawentum.

Voller Sympathie gedachte Doleſchal des ſchmucken Anſiedlerſohnes, der offen und heiter jedem ins Geſicht ſah mit ſeinen blauen Augen.

Als er zu Helene eintrat, lächelte er. Sie ſaß in der Kinderſtube. Erfreut über ſein erheitertes Geſicht ging ſie ihm entgegen, umfaßte ihn und hob die Stirn zu ihm auf, daß er ſie küſſe.

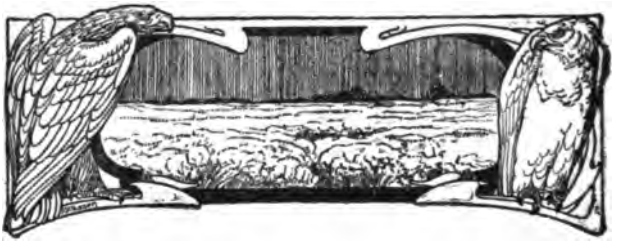
Die Knaben umſprangen ihn. Früher hatte Väterchen ſie oft reiten laſſen auf ſeinen Schultern, das wollten ſie auch heute wieder gern. Und er willfahrte ihnen.

Er lachte, als er einen nach dem andern ſeiner Söhne auf die Schultern hob. Schwere Burſchen ſchon, das mußte man ſagen; aber er fühlte die Laſt nicht. Wie ein wildes Pferd galoppierte er um den großen Tiſch, an dem ſie eben ihre Nachmittagsmilch getrunken hatten; noch ſtanden die ſilbernen Becher, auf jedem der

Name ſeines Beſitzers, der Reihe nach: Hanns-Martin, Friedrich, Erich, Werner, Kurt.

Ganz außer Atem ließ ſich der müde Vater endlich auf einen Stuhl fallen. Aber als Helene den Knaben, die nun ſtürmiſch ſeinen Schoß erkletterten, wehren wollte, ſagte er leiſe: „Laß ſie!“

Sein Auge war ſchnell wieder ernſt geworden. Lange ruhte es, wie prüfend, auf den noch kindlich-unentwickelten, weichen Zügen ſeiner Knaben. Seiner Frau zunickend mit einem Lächeln, das heiter, aber nicht ohne Wehmut war, ſagte er: „Ja, ja, mein Herz, man wird alt! Und müde ſchon. Unſre Söhne wachſen heran!“



14

Peter Bräuer — der ‚große' Anſiedler, wie ſie ihn in Pociecha-Dorf nannten — ſuchte eine Magd. Die Frau konnte die Arbeit nun wirklich nicht mehr allein ſchaffen. Reinlich war ſie's gewöhnt, reinlich mußte es um ſie ſein; ſo war ſie eines Tages beim Scheuern der Dielen, die all die kotigen Füße, die vom aufgeweichten Frühlingsacker hereintappten, immer wieder und wieder beſchmutzten, zuſammengebrochen.

Der beſorgte Ehemann lief ins Dorf, um eine Hilfe zu ſuchen. Aber da konnte er lange reihum gehen und hier und dort anklopfen. Im Winter vielleicht, da könnte er ja mal wieder anpochen! Jetzt würde ſich kein Mädel bereit finden laſſen, jetzt ging man in die Ernte und hatte weit größeren Verdienſt. Am Oſterfeiertag hatte der Agent, der Meïr Götz aus der Kreisſtadt, im Kruge beim Eiweih geſeſſen und Burſchen und Mädchen angeworben nach Sachſen und Anhalt zum Schnitt und für die Rüben nach Hala*).

Ganz verzweifelt kam Bräuer heim. Dieſes gottverlaſſene Land, nicht einmal für ſein gutes Geld konnte man eine Hilfe kriegen! Er machte ſich ſelber an die

*) Halle.

Hausarbeit, denn die Frau lag im Bett, hatte das Geſicht gegen die Wand gekehrt und wimmerte leiſe.

Verſchüchtert drängten ſich die kleinen Mädchen in einer Ecke zuſammen, es war ihnen ſo ungewohnt, daß die Hand der Mutter nicht für ſie ſorgte. Am Abend half zwar Settchen den jüngeren zu Bett, aber am Morgen konnte ſie mit dem Zöpfeflechten nur langſam fertig werden; aus Furcht, zu ſpät in die Schule zu kommen, machten ſich alle drei heulend auf den Weg, und das Kleinſte, das ſeine Milch nicht zur gewohnten Zeit bekommen hatte, ſchrie daheim Zeter.

Die heiße Stirn gegen die Scheibe gedrückt, ſtarrte der Anſiedler hinaus ins unwirtliche Land. Der Regen troff, der Wind peitſchte ihn gegen Fenſter und Hauswand, und die Weite war grau verhangen. Aus dem Stall tönte das hungrige Brüllen des Viehs.

„Peter," rief ſchwach die Frau vom Bette her, „hat dat Vieh dann noch nix?"

„Ne."

„Un ſind die Küh dann noch nit gemolken?"

„Ne."

„Ach Jeſus!" Frau Kettchen ſeufzte; mühſam richtete ſie ſich auf und guckte nach ihrem Mann hin. Der ſtand in verbiſſenem Trotz.

Als er gleich danach hinausgegangen war — ſie hörte ihn draußen mit den Melkeimern raſſeln und dazu laut auf den Valentin, den Bummler, ſchelten — raffte ſie ſich doch wieder auf. Es half ja nichts, ganz allein kam der Peter nicht zuſtande! Ja, wenn der Valentin noch ſo wäre wie früher! Aber der hatte jetzt gar keine Augen, keine Ohren, keinen Sinn für ſeine Eltern.

Immer war er hinter dem polniſchen Mädchen her. Alle Abend bis ſpät ſaß er in der Förſterei. Und heute, ſtatt den Stalldünger auf den Schlag fürs Wickengemenge zu ſchaffen, hatte er den Braunen angeſpannt und war nach der Kreisſtadt gefahren: er müſſe notwendig den Chiliſalpeter holen für den Gerſtenſchlag. Gewiß hatte er ſich mit ihr verabredet, mit der Tochter des Frelikowski, denn er hatte lange am Pferd geputzt, auch das neue Korbwägelchen genommen, trotz des ſchlechten Wetters; und als er dann in die Stube hineingenickt hatte zum Adieu, war er ſelber ſo ſchmuck anzuſehen geweſen wie ein Bräutigam.

Die Mutter hatte recht vermutet. Während ſie ſich daheim plagten — was half's Bräuer, er mußte nun doch die kranke Frau ſich allein überlaſſen und hinaus aufs Feld gehen —, fuhr Valentin mit Staſia zur Kreisſtadt. Geſtern, als er nach Feierabend bei ihr geſeſſen, hatte ſie den Wunſch geäußert, doch auch von der Oſtermeſſe auf dem Domplatz noch etwas zu ſehen zu kriegen. Sie hatte ein Mäulchen gezogen: wie lange noch, und die Buden, die vom Feſt her noch ſtanden, wurden abgebrochen, und ſie hatte nicht einmal ein Stück Honigkuchen gekauft!

Dröhnend hatte der Förſter bei ihrem ſeufzend herausgebrachten Wunſch gelacht, und die Förſterin hatte dem jungen Mann zugenickt.

Ei ja, wozu hatte man denn zu Haus Wagen und Pferd? Aber offen darum zu erſuchen, hatte der Sohn ſich nicht getraut. Wenn der Vater es wußte, daß es ſich um die Förſterstochter handelte, würde er den Wagen ſicher nicht bekommen. War der doch böſe, ja geradezu

wütend geworden, als er, Valentin, ſich auf des Frelikowski Seite geſtellt hatte. Und Frelikowski war wirklich ein ganz umgänglicher Menſch, man mußte ihn nur zu nehmen wiſſen. Jetzt hing freilich des Vaters Gewehr in der Förſterei, aber daran war er ſelber ſchuld — warum gleich ſo grob?! — ein gutes Wort iſt keine Schande. Hatte Frelikowski nicht auch jetzt zu verſtehen gegeben, daß er die Sache gern vergeſſen ſein laſſen würde? Eine Anzeige mußte er alſo doch noch nicht erſtattet haben. Überhaupt, daß der Vater immer auf den ‚Polacken‘ ſchimpfte, war hier ganz und gar nicht angebracht! Der Förſter konnte ſo gut deutſch, hatte den großen Krieg mitgemacht, hatte ebenſo gut den Franzoſen gegenüber geſtanden wie der Vater, war ſogar ausgezeichnet worden durchs Eiſerne Kreuz!

Förſter Frelikowski hatte dem aufhorchenden jungen Mann viel von Siebzig erzählt und von jenen Tagen, in denen er ſeine Zeit abgedient hatte bei den Breslauer Jägern. Und Valentin war ganz umſponnen worden von dem Reiz, den die Förſterſtube auf ihn ausübte, die, einſam im wilden Wald gelegen, voll war von Gewehren und ausgeſtopften Vögeln und allerlei Gehörn, und in der das hübſcheſte Mädchen ſaß, das er je geſehen hatte.

Lange hatte der junge Burſche die Förſterei umkreiſt und ſich nicht hineingetraut. Recht erbärmlich war das Häuschen von außen anzuſehen, ziemlich verwahrloſt; ein großes Einkommen mußte die Stelle nicht abwerfen. Alſo doppelt war's anzuerkennen, daß die Staſia immer ſo ſauber ging!

Acht Tage waren verſtrichen ſeit jenem Abſchied

von ihr beim Dornbuſch am Moorrand, und Valentin hatte ſie immer noch nicht wiedergeſehen. Aber die Erinnerung an ſie hatte ihn nicht verlaſſen; die neckte ihn, verfolgte ihn, zerrte ihn immer wieder zum Moorrand, daß er daſtand und hinüberguckte, wo hinter den Kuſſeln der dünne Rauch der Förſterei ſich kräuſelte. Endlich hatte er ſie wieder getroffen — ob durch Zufall, ob durch Abſicht? Jedenfalls hatte ſie ſich gefreut, ihn zu ſehen. Sie hatte gelächelt, daß die Grübchen in ihren Wangen tief wurden. Als ſie lange miteinander geſtändert, hatte ſie ihm beim endlichen Lebewohl feſt die Hand gedrückt: „Komme doch zu uns, wenn du magſt! Ich werde meinen Eltern von dir ſagen!“

Und er war gekommen.

* * *

„Wenn ich nur wüßt', wie ich dich zur Frau kriegen könnt',“ ſprach Valentin zu Staſia, als ſie miteinander von der Oſtermeſſe zurückkehrten. Es war ſehr ſchlechtes Wetter. Sie hatte einen Schleier um ihren Hut gebunden und duckte ſich unter ihrem Regenſchirm dicht an ihn. Er ließ das Pferd gehen, wie es wollte. Tief aufſeufzend ſchlang er den Arm um ihre Schulter: „Wie krieg' ich dich nur!“

„Biſt du noch nicht mündig?“ ſagte ſie und lächelte.

„Dat wohl — gerad' eben! Aber“ — er ſchob den Hut, den er keck auf ein Ohr geſetzt hatte, nach hinten und ließ den Wind die erhitzte Stirn kühlen — „mer will doch nit uneins mit ihnen werden! Wat ſollt' ich auch machen, wann der Vater die Hand von mir abzieht?!“

Sie, die ſich eben noch ſo innig an ihn geſchmiegt hatte, zog ſich langſam zurück. „Da müßt' ich auch danken," ſprach ſie kühl. „Ich ſchwöre dir, ich werde nicht eher unter dein Dach eingehen, als bis dein Vater mich willkommen heißt! So müſſen wir eben warten."

„Aber ich kann nit warten!" Trunken vor Liebe riß er ſie an ſich und küßte ſich ſatt und wurde doch nicht ſatt. Er war ganz unglücklich, all ſein Frohmut hatte ihn verlaſſen. „Ich muß dich zur Frau kriegen," ſtöhnte er, „un dat bald, ſonſt — och, ſonſt lauf' ich weg von hier, weit weg!"

Da bekam ſie doch einen kleinen Schreck — nein, fort durfte er nicht, hier bleiben mußte er, ein ſolch hübſcher Freier war ſo bald nicht wieder bei der Hand! Pan Szulc war wohl ebenſo hübſch — ach nein, der war doch noch hübſcher! Staſia fühlte ihr Herz klopfen, wenn ſie an den gedachte, an all die luſtigen Stunden, die ſie mit ihm verlebt, und ſchloß die Augen, ganz ſchwach, in einer ihr ſonſt nicht eignen Willenloſigkeit. Aber ſie bekam den Inſpektor ja jetzt gar nicht mehr zu ſehen, ſeit ſie beide Chwaliborczyce verlaſſen hatten, und — heiraten, nein, heiraten wollte der ſie nicht!

So klang ihre Stimme jetzt ſehr betrübt: „Wenn du fortgehſt, ſo gehe auch ich. Was werde ich beginnen ohne dich?! O, Walek, bleibe doch bei mir!" Sie ſchmiegte ſich an ihn, ſo feſt, daß er bei Gott und allen Heiligen gelobte, es durchzuſetzen, daß ſie zuſammen kämen.

„Aber nicht böſe werden mit deinem Vater, o, nicht böſe!" bat ſie wieder.

Nein, da konnte ſie ruhig ſein, er würde nicht böſe werden mit ſeinem Vater, dazu hatte ihn der viel zu

lieb! Und der junge Mann verfiel in ein Nachdenken, in dem er immer wieder und hin und her überlegte, wie es anzuſtellen ſei, den Vater für Staſia zu gewinnen.

Auch ſie dachte nach. Wenn ſie es nur fertig kriegte, daß der große Anſiedler ſich mit ihrem Vater ausſöhnte! Wenn es erſt ſo weit war, dann war halb gewonnen, denn der Vater mit ſeinem langen Bart konnte viel ausrichten. Aber wie eine freundliche Begegnung zuwege bringen? Da konnte niemand helfen, als der Herrgott und der geiſtliche Herr zu Pociecha. Morgen ſchon würde ſie beichten gehen!

Als ſie an das Heiligenhäuschen hinterm Dorf kamen, lenkten ſie ab, denn durch die Anſiedlung wollten ſie lieber jetzt noch nicht zuſammen fahren, des waren ſie übereingekommen. So kutſchierten ſie ſeitlings über Chwaliborczyce nach der Förſterei.

Seit ihrer Entlaſſung war Staſia nicht mehr in Chwaliborczyce geweſen; ſie hatte es vermieden, denn ſchadenfrohe Augen hatten ihr nachgeſchaut, als ſie damals betränten Geſichtes abgezogen war. Nun fuhr ſie ſtolz wieder ein.

Aus den Hütten der Komorniks guckten neugierige Weiber, als das Wägelchen vorbeiraſſelte. „Fahre langſamer, fahre langſamer,“ bat Staſia ihren Liebſten. Sie wollte den Moment des Triumphs ganz auskoſten.

An der letzten Hütte ſtand Schäfer Dudek auf der Schwelle, ſeinen Urenkel auf dem Arm. Er war barhaupt und ſah nach dem Wetter: drüben überm Łyſa Góra ſtand ein lichter Streif, es würde ſich hellen, morgen ſchon ſchien die Sonne, daß er die Schafe treiben konnte! Noch peitſchte der Regen; der Wind zerwühlte ſein langes

Haar und warf es mit den wehenden Härchen des Kindes untereinander.

Als er Stasia auf dem Wagen bemerkte, hielt er die Hand über die Augen, damit ihm der Wind nicht das Wasser hineintrieb und so den Blick trübte: he, wo kam denn die her und mit wem?!

Stasia nickte ihm zu, übermütig lachend: „He, weiser Dudek, guten Tag! Erlaube, daß ich dir meinen Liebsten zeige! Ich werde ihm keinen Erbsenkranz geben, wenn die Druschbas*) ihn mir zuführen!“

Der Alte trat näher zum Gefährt; sie hatten angehalten. Mit bedeutsamem Kopfnicken sprach er:

„Ackerers Leben ist allezeit,
Wie der Biene Leben, voll Emsigkeit,
Und der Ehestand ist insonderheit,
Wie der Biene Honig, voll Süßigkeit!

Wer ist der Bursche, den du dir erkoren hast? Laß mich sehen!“

Ehe Valentin wußte, wie ihm geschah, hatte des Alten hagerer Arm ihm den Hut vom Kopf gezogen. Musternd sah ihm Dudek ins Gesicht; starr, fast durchbohrend wurde der Blick. Mit einem unzufriedenen Murren schüttelte der Schäfer den Kopf: „Ich kenne ihn, er ist ein Niemiec, einer von denen, die da wohnen auf gestohlenem Acker. Schäme dich, daß du daran denkest, diesen zu freien!“

Aber Stasia lachte leichtfertig: „Ärgere dich nicht, Väterchen!“ Schmeichelnd klopfte sie dann dem Burschen, der kein Wort verstanden hatte, die Wange: „Walek,

*) Brautwerber.

mein Lieber, ſage, werden wir nicht ein ſchönes Pärchen abgeben? Hihi, hihi, er gefällt mir nun einmal! Hihi!“

Zornig ſprühten des Alten Augen. „Lache nur, lache du nur! Ich ſage dir — ich, Kuba Dudek, der vieles ſieht, was andre Augen nicht ſehen — nicht lange wirſt du lachen!“ Sprach's und ging, das Köpfchen des Kindes an ſich preſſend, als wolle er das bergen vor nahendem Unheil, in ſeine Hütte zurück.

Was der immer faſelte! Ein rechter Wichtigmacher! Stafia ſchrie ihm nach: „Alter Eſel!“ und dann noch eine ganze Menge wenig ſchmeichelhafter Bemerkungen.

Da öffnete ſich das niedrige Fenſterchen, hinter dem der Rosmarin ſtand, und ein brauner Mädchenkopf guckte über den Blumentopf weg: „Wer ſchilt das Großväterchen?“

„He, Michalina!“ Stafia winkte.

„Stafia, du biſt es!“ Die Braune guckte ganz verblüfft und wurde dann brennend rot, als ſie auch den Burſchen erkannte. Fragend glitten ihre Blicke von der einſtigen Schulgenoſſin zu dem deutſchen Anſiedlersſohn.

Valentin nickte ihr freundlich zu, und daran denkend, daß er ihr noch vom Kalben der Rotbunten her etwas ſchuldig ſei, zog er einen Roſenkranz von blauen Glasperlen aus der Taſche, den er eigentlich für das Settchen beſtimmt hatte, das nun bald zur Kommunionſtunde ſollte. Mochte die Michalina denken, er habe den extra für ſie mitgebracht!

Mit einem tiefen Knicks nahm ſie die Schnur:

»Padam do nóg!« Sie wollte ihm die Hand küſſen.

Als er ihr ſie haſtig, ganz verlegen, wegzog, fiel ihm auf einmal ein: ach, die war ja nur eine Dienſtmagd! Aber vielleicht, daß er ſie mieten könnte! Die Mutter hatte erſt neulich ſich lobend des hilfreichen Mädchens erinnert — und welch ein Triumph, wenn er, dem man erſt heute morgen Teilnahmloſigkeit und Mangel an Intereſſe vorgeworfen hatte, nun mit einer ſtrammen Magd heimkehrte! Der Vater hatte keine auftreiben können!

Des Burſchen Augen ſprachen bittend. Für ſeinen Mund machte Staſia den Dolmetſcher, die ſich gern der Mutter des Bräutigams gefällig zeigen wollte.

So wurde man bald handelseinig. Die Polin verlangte nicht zu viel; und da ihre Arme, die die aufgekrempelten Hemdärmel frei ſehen ließen, voll und ſtark waren, würde ſie ihren Lohn ſchon einbringen. Sehr zufrieden reichte ihr der Sohn ihres künftigen Goſpodarz*) die Hand zum Abſchied: alſo morgen wurde ſie erwartet — beſtimmt?!

Sie nickte und ſtrahlte und legte die Hand aufs Herz — er konnte ſich darauf verlaſſen. —

Als Valentin am Abend heimkam, war er ſelber erſchrocken, wie ſehr er ſich verſpätet, hatte er Staſia doch erſt bis ganz nach Hauſe gebracht, war dort auch noch abgeſtiegen und hatte einen langen Abſchied von ihr genommen im dunklen Flur. Der Vater empfing ihn nun mit lautem, heftigem Vorwurf, und die Mutter, die doch ſonſt immer ſo freundlich war, ſeufzte und ſah ihn gar nicht an. Daß die Eltern beide böſe waren,

*) Dienſtherr.

tat ihm bitter leid, aber er hoffte, ſie ſchon zu verſöhnen. Und heimlich brannte in ſeinem Herzen der Wunſch, ihnen dann von Staſia zu ſprechen.

Als der Vater ſchrie: „Wo haſte dich dann eſo lang erumgetrieben? Wir kroſen hier erum im Dreck, und du fährſt ſpazieren zum Pläſier," ſagte er mit dem frohen Bewußtſein, einen guten Hinterhalt zu haben: „Ich hab' der Mutter en Magd gemiet'! Dat Mädchen, dat neulich hier geholfen hat, die Michalina vom Schäfer aus Chawaliborczyce! Morgen kömmt ſe!"

„Dunnerkiel! Wie kömmſte dann an die?" Peter Bräuer ſchmunzelte plötzlich: ein Teufelsjunge! Was der die Weiber — ſelbſt ſo 'ne dumme polackiſche Viehmagd — im Sack hatte!

Auch Frau Kettchen war hocherfreut. Sie hatte ſich immer vor den buntbebänderten Polenmädchen mit ihrem Singen und Tanzen, das ſie leichtfertig dünkte, gegrauſt; aber zu der braunen Michalina hatte ſie wohl Zutrauen. Die hatte ſo ehrliche Augen, die würde ſicher nicht ſtehlen. Und dankbar kam ſie von ihrem Stuhl beim Ofen, wo ſie fröſtelnd geſeſſen hatte, zum Tiſch heran und drückte Valentin die Hand.

Der Vater belobte den Sohn: das hatte er mal gut gemacht! Hatte er auch den Chiliſalpeter mitgebracht?

Valentin wurde abwechſelnd blaß und rot vor Schreck: den hatte er ganz und gar vergeſſen! Aber es ging ihm heute hin ohne großen Verweis, denn der Ehemann war viel zu froh, eine Hilfe für ſein Kettchen zu haben.

Ganz einträchtig ſaßen ſie jetzt beiſammen am Tiſch,

auf dem die beſchirmte Lampe friedlich brannte, während draußen die Frühlingsſtürme ums Haus ſchnoben und wie mit begehrlichen Händen an Wand und Läden rüttelten.

Da hielt Valentin nicht länger an ſich; mit brennenden Wangen, wie ein Knabe, der nach etwas giert, fing er an, von Staſia zu ſprechen. Wahrhaftig, die Eltern konnten es glauben, ſie war ein liebes Mädchen und klug dazu und ſo ſchön! Was ſchadete es, daß ſie polniſch war und er deutſch — waren ſie nicht alle beide katholiſch? Nein, ohne ſie leben konnte er nicht mehr, die Eltern mußten ein Einſehen haben! Nachts träumte er ja nur von ihr, tags dachte er ja nur an ſie. Er wollte ſie heiraten, ſie allein war ſein Glück, ſie war ſo ganz anders als alle Mädchen bisher, ſie hatte es ihm angetan — die oder keine!

Der Vater hatte den Sohn ausreden laſſen, aber die Ader auf ſeiner Stirn war mächtig geſchwollen. Alſo ſo weit ging die Geſchichte wirklich? Nicht nur eine Liebelei, eine reelle Heirat ſollte es werden?

„Da hört doch alles bei auf,“ ſchrie er wütend und ſchlug auf den Tiſch, „biſte geck, Jung? So en Polackenmenſch willſte heiraten? Noch dazu die Tochter von dem Saukerl, dem Frelikowski, der einem ſo tribuliert wegen 'nem erbärmliche Haſ'?! Ne, da wird nix draus, nie un nimmer geb' ich mein' Einwilligung!“ Ganz außer ſich ſprang er auf und rannte mit Rieſenſchritten in der Stube hin und her.

Ganz betroffen ſaß Valentin da: ſo ſtark hatte er ſich den Widerſtand denn doch nicht gedacht. Es zuckte in des jungen Menſchen Geſicht, als wolle er

weinen, aber dann überkam ihn der Trotz. Was würde Staſia auch ſagen, wenn er ſo ſchwachmütig wäre?! Verachten würde ſie ihn, gar nicht mehr anſehen! Deutlich ſah er ſie unwillig die ſchöne blonde Tolle hintenüber werfen und den Mund ſtolz kräuſeln. Nie mehr würde er's zu hören kriegen, das ſchmelzende ‚daj mi buzi', das ſo viel tauſendmal ſchöner klang als das harte ‚gib' mir 'nen Kuß'! Nie mehr würde ſie ſich an ihn ſchmiegen, biegſam gleich den Weiden, die am Rheinufer wachſen. Nein, die Staſia war nicht ſo eine wie die in Köln, mit der ſich's leicht pouſſieren läßt, die man aber auch eben ſo leicht wieder vergißt! O nein, der Staſia mußte man ſein Wort halten!

„Ich muß ſie heiraten," ſagte er feſt.

„So — muß! Alſo ſo weit is et ſchon?! No natürlich, wie kann dat auch hier anders ſein," höhnte der Vater.

Die Mutter überkam das Mitleid; es war etwas in dem Blick des jungen Mannes, das ſie zu Tränen rührte. „Gott, och Gott, Valentin, Jung, wie konntſte dich nur eſo weit einlaſſen?" Sie wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, aber er ſchüttelte ſie ab.

„Wat fällt euch ein?! So is dat dann doch nit! Die Staſia is en anſtändig' Mädchen, en brav' Mädchen, nit rühr' an! Schämt euch, dat ihr ſo wat von ihr denkt! Ihr kennt ſie ja gar nit, lernt ſie nur erſt emal kennen! Ich muß ſie heiraten — muß, ſag' ich — muß, muß, muß, weil" — er ſchnappte nach Luft, eine heiße Blutwelle färbte wieder ſein erblaßtes Geſicht — „weil ich ihr ſo gut bin, dat ich ſterben muß, wenn ich ſie nit krieg'!"

Er hatte es laut herausgeſchrieen, nun warf er die Arme lang über den Tiſch und den Kopf darauf.

„Jeſes Maria,“ ſagte Frau Kettchen ganz erſchrocken, „de is ja rein wie behext! De arme Jung!“ —

Als ſie an dieſem Abend ihr Nachtgebet ſprach, betete ſie inbrünſtig für den Valentin. Mit ihrem Mann wagte ſie heute nicht noch einmal von der Sache anzufangen, kurz hatte er ſich jedes weitere Wort darüber verbeten. Taumelnd wie ein Trunkener war Valentin zu ſeiner Kammer hinaufgeſtiegen, ohne das gewohnte ‚Gut Nacht zuſammen‘, ohne ein Nicken. Frau Kettchen hatte ein herzliches Erbarmen mit dem Stiefſohn. Als ſie ihn als kleinen Schuljungen, der ſeine rechte Mutter kaum gekannt hatte, übernommen, hatte ſie bei der heiligen Jungfrau gelobt, ihm eine gute zweite Mutter zu werden. Des hatte ſie ſich immer aufrichtig bemüht, und das wollte ſie ihm auch fürder ſein. Und ſie nahm ſich vor, wenn ſie nur erſt wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, nach Pociecha-Dorf zu gehen und in der Propſtei ſich Rat in dieſer ſchwierigen Angelegenheit zu holen. Mit dieſem beruhigenden Vorſatz ſchlief ſie bald ein.

Anders der Mann — er konnte keinen Schlaf finden. Er war wohl müde — hatte er doch den Tag doppelt hart geſchafft, da der Sohn ihn im Stich gelaſſen und die Hauswirtſchaft auch nicht im gewohnten Gange war — aber ſeine Gedanken hielten ihn wach die ganze Nacht. Als ob er das Mädchen nicht ſchon geſehen hätte! Der Sohn meinte wohl, der Vater habe ihm nicht längſt nachgeforſcht — oho, ſo dumm iſt Peter Bräuer nicht! Hübſch war ſie, ja. Er hatte ſie Oſter-

ſonntag aus der Meſſe kommen ſehen, ſtädtiſch gekleidet, faſt wie eine Dame, mit einem Blumenhut auf dem Kopf ſtatt des landesüblichen Mützchens. Ihr Gebetbuch hatte ſie vor ſich gehalten und den Blick darauf geſenkt. Neben ihrem Vater war ſie hergeſchritten, der ganz ſtattlich ausſah in ſeinem Jägerrock, auf den der rötliche Bart fiel — ja, potzdonner, Ehrenzeichen hatte der Förſter auch! Anſtändig hielt ſie ſich, das mußte man ſagen. Sie hatte nicht gedrängelt wie die andern Dirnen, die, ſchnatternd gleich einer Herde Gänſe, aus der engen Holztür gar nicht raſch genug ins Freie kommen konnten zu den Burſchen, die ſich auf dem kleinen Anger vor der Kirche hingepflanzt hatten. Aber wenn ſie auch noch tauſendmal ſittſamer ſich gehalten und das Geld hätte, das ſie nicht hatte, und noch viel hübſcher wäre, zur Schwiegertochter möchte er ſie doch um alles in der Welt nicht haben! Was ſollte die Polackin hier im Haus? Ein fremder Vogel im Neſt?! Nein, niemals! Nun und nimmer durfte der Valentin ſo eine bringen! Aber der Junge war ſo rabiat!

Dem bekümmerten Vater wurde plötzlich ganz heiß. Er erinnerte ſich ſeiner eignen Jugendzeit. Da hatte er auch geſprochen, als er des Valentin Mutter, der ſchlanken Traut mit den roſenroten Wangen nachgeſtiegen war: die oder keine! — und hatte ſich keinen Pfifferling darum gekümmert, daß man ihn warnte: die iſt ja ſchwach auf der Bruſt! Die ſchöne Traut hatte im Wochenbett die Schwindſucht bekommen, er war bald allein zurückgeblieben mit dem kleinen Jungen. Seinen Willen hatte er nun gehabt — ach ja, wenn man verliebt iſt, hat man eben keine Ohren!

Wenn man nur etwas Näheres über die Förſterstochter wüßte! Ob die wirklich brav war? Da kannte er ſeinen Valentin denn doch, wenn er dem nachweiſen konnte, daß er ſich an einen nichtsnutzigen Racker verplempert, dann war die Geſchichte aus. Der hielt viel zu viel auf ſich, um eine zur Frau zu nehmen, die ſeiner nicht wert war. Man mußte nur etwas in Erfahrung bringen — aber bei wem, wo?!

Raſtlos warf ſich der Mann, bis der Hahn auf dem Hof den Morgen ankrähte. — — —

Michalina zog früh am Tage auf. Heimlich war ſie vom Großvater fortgegangen, würde er doch zu ſehr ſchelten, wenn er erfuhr, daß ſie zu einem Schwabb in Dienſt wollte. Aber die Mutter war einverſtanden geweſen, die hatte geſprochen: was will man machen, wenn man Geld verdienen muß?! Und ſo war die Michalina wenigſtens nicht weit von dem kleinen Jaſio und konnte zu Hauſe immer einmal nach dem Rechten ſehen.

Ihre Habſeligkeiten, in ein Bündel geſchnürt, unterm Arm — die kleine buntbemalte Lade, die ihren Sonntagsputz enthielt, würde ſie ein andermal holen — ging Michalina ſtarken Schrittes aufs Haus der Rheinländer zu. Als ſie den Goſpodarz unter der Tür erblickte, beeilte ſie ſich noch mehr und grüßte ihn demütig.

Herablaſſend nickte Peter Bräuer ihr zu; das hatte er ſchon gelernt hier, daß eine große Kluft iſt zwiſchen Herr und Geſinde. Aber Frau Kettchen behielt noch die Sitte von Hauſe bei und reichte der neuen Magd freundlich die Hand.

Da lachte die braune Michalina übers ganze Geſicht; wie eitel Sonnenſchein ging ſie ins Haus ein.

* * *

Die Bräuers hatten einen guten Griff getan, vielmehr der Valentin, dem mußten ſie's danken, mit jeder Woche mehr. Frau Kettchen konnte ſich ruhen, die Magd litt nicht, daß ſie viel ſchaffte, die zwang die Arbeit ſchon allein. Sie wuſch, ſie ſcheuerte, ſie melkte, ſie fütterte und ging, war das Haus beſchickt, noch zu den Männern auf den Acker, wo jetzt die Kartoffeln ſchon aufgingen und der erſte ſelbſtgeſäte Roggen der neuen Heimat in die Halme ſchoß.

Es kam der Michalina gar nicht darauf an, auch Männerarbeit zu beſchicken. Peter Bräuer lachte ſich oft eins, wenn er ſah, wie die flinke Dirne den Gaul anſchirrte oder die Ochſen, und wie ſie dann, die Peitſche in der Hand, oben auf dem Rand des Ackerwagens balancierte und mit gewaltigem Knallen zum Hoftor hinauskutſchierte.

Und gelehrig war ſie, zum Erſtaunen! Ein deutſches Mädchen hätte nicht ſo raſch polniſch gelernt wie ſie deutſch. Den Valentin verſtand ſie am beſten, dem ſah ſie's an den Augen ab. Es war ihnen allen bald kein Geheimnis mehr, daß die polniſche Magd den jungen Hausſohn gern ſah. Bräuer machte ſeine Späße darüber, ſelbſt die Kinder neckten die Magd.

Sie nahm's nicht übel. Kein Rot des Beleidigtſeins ſtieg ihr in die jetzt zur Sommerszeit tiefbraun gebrannten Wangen; ſie lachte immer mit und zeigte die weißen

Zähne. Froher als sie konnte niemand sein; im Stall, in der Küche, hochaufgeschürzt, mit nackten Beinen beim Dungauswerfen oder auf den Knieen beim Dielenscheuern, am Rain beim Futterschneiden oder die Schultern tief geduckt unterm schweren Grastuch, mit dem Besen, mit dem Rechen, mit der Gabel, mit der Sichel, immer sang die Michalina. Warum sollte sie traurig sein? Sang nicht die Lerche auch am Ackerrand? War nicht die Sonne hell wie ein freundliches Gesicht?

Nach Feierabend, wenn die Arbeit getan war, saß sie gern noch ein wenig vor der Tür. Auf der Schwelle hockend, die Arme um die hochgezogenen Kniee geschlungen, sang sie hinein in die stille Welt, sich sacht hin und her wiegend im eintönigen Rhythmus. Dann kauerten die Kinder bei ihr und hörten ihr zu, und auch Valentin lehnte oft am Türpfosten, die Arme über die Brust verschränkt, und lauschte.

Sein Blick irrte verträumt in die dämmernde Unendlichkeit, auf die langsam die Nacht sank. Fern in den Kornfeldern rief traulich die Wachtel, das braune Mädchen sang — immer dasselbe, es klang einschläfernd — aber seine Seele fand keine Ruhe. Er dachte an Stasia.

Seit er ihr gesagt hatte vom Widerstand des Vaters, mied sie ihn. Viele Male war er nach der Försterei geschlichen, immer hieß es: die Stasia ist nicht zu Haus! Ei, wo war sie denn? Arglos hatte er zuerst auf ihre Heimkehr gewartet, aber sie kam und kam nicht. Da merkte er endlich, sie war wohl daheim, sie wollte sich nur nicht sehen lassen. Manchen Abend, wenn alles längst schlief, lief er noch hin bis zur Moorwiese, aus deren Saftgrün jetzt weiße Dünste stiegen und sich zu

Nebelgeſtalten mit winkenden Armen verdichteten. Drüben, ach drüben, auf Rufweite nah, wohnte das Mädchen! Aber wie er auch lockend pfiff und lauter und immer lauter den geliebten Namen rief, nur das Irrlicht tauchte aus dem Sumpf und zeigte dem Sehnſüchtigen ſein unſtetes Flämmchen.

Naß vom kalten Nachttau ſchlich dann der enttäuſchte Burſche heim; leiſe, die Schuhe in der Hand, ſchlüpfte er an der Stube vorbei, darin die Seinen ſchliefen.

Aber eine im Hauſe hörte ihn doch; die hatte wachgelegen, bis er heimkam.

O, daß er nicht immer zu der Sumpfwieſe ginge, zu dem unheimlichen ‚Tupadlo‘! Sie ängſtigte ſich deswegen, wußte ſie doch, daß dort, wo es heißt: ‚Hier iſt untergegangen‘, einſt ein Haus gelegen hatte mit Garten und Acker; Gottloſe hatten darin gewohnt, und zur Strafe waren ſie verſunken mit Hab und Gut. Nun zeigte ſich hier die verdammte Seele, die Hexe, das Irrlicht, das nachts auf einem Rade fährt und ſolche, die ihm folgen, zur Hölle lockt.

„Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt!“ Dreimal ſchlug Michalina das Kreuz. „Heilige Mutter, laß ihn nicht folgen!“

Wie ein treuer Haushund ging die Magd dem Sohn ihres Herrn nach.

Jetzt war die Arbeit hart und der Anſiedler oft wenig zufrieden. Bräuer hatte keine guten Ernteausſichten; für den ſchweren Boden war die andauernd trockene und heiße Witterung wohl ganz nützlich, aber für die vielen Sandſtellen, die er im Acker hatte, taugte die

Dürre nicht. Auch die Moorſtrecken waren hart geworden wie getrockneter Torf. Er war ganz außer ſich: alſo dafür war man hierher gekommen ans Ende der Welt, um immer noch zuzuſetzen anſtatt zu gewinnen?! Der Valentin war auch ſo faul, ſo läſſig in der Arbeit, als ginge ihn alles gar nichts an. Womöglich würde man noch einen Knecht nehmen müſſen oder fremde Taglöhner — aber man kriegte ja nicht einmal ſolche! Was nur in dem Jungen ſteckte? Mark hatte der gar keins mehr in den Knochen. Die Arbeit, die ihm ſonſt nur ſo von der Hand geflogen war, ſchlich jetzt; er, der ſonſt für drei geſchafft, mußte ſich jetzt überall von der Magd helfen laſſen. Ein Glück, daß die Dirne ſo willig war! Morgens war ſie am früheſten auf, abends am ſpäteſten zu Bett. Aber dann ſchlief ſie auch — nicht zum Erwecken — und das Eſſen ſchmeckte ihr, es war ein Spaß! Nur um das Pläſier zu haben, ihre weißen Zähne einhauen zu ſehen, hieß der Dienſtherr ſie mit am Tiſche eſſen; ſonſt gehört ſich der Dienſtbote in die Küche.

Michalina empfand es, daß man ſie ſo ehrte. Oft, wenn ſie mit der Frau allein war, rührte ſie heimlich, wie liebkoſend, an deren Kleid. Jetzt konnten ſie ſich beide ganz gut verſtändigen, und es geſchah nicht ſelten, daß Frau Kettchen ihrer Sorge um den Sohn der Magd gegenüber Worte lieh. Dann ſchaute dieſe ganz traurig drein, ſchlug das Kreuz und flüſterte: „Hat er ſich Hexe geſehen auf Rad! Irrlicht böſes, o weh! Muß Pani dem Proboszcz ſagen, daß er lieſt Meſſe!“ — — —

Frau Kettchen war wohl früher ſchon in der Propſtei

gewesen, heute ging sie zum ersten Mal wieder hin seit ihrem Krankſein. Die Magd hatte ihr versprochen, das Haus zu hüten, da konnte sie sicher sein, es war gut versorgt. Es war Sonntag nachmittag. Langsam wanderte sie durch die reifenden Felder, der Wind spielte mit den Bindebändern ihres Hutes und mit dem Zipfel ihres Umschlagetuches. Die Sommerlüftchen waren lustig, aber ihr Herz blieb schwer. Sie hatte sich schwarz angetan wie zum festlichsten Betgang.

Leise Klänge kamen mit dem Wind; sie hörte ein Rauschen in der Luft und ein Summen wie von fernen Kirchenglocken. Ach, waren das die Glocken des großen Domes, die man weithin hört im rheinischen Land? War es das Rauschen des Stromes, an dem die glückliche Heimat lag? O nein, nur endloses Korn schlug im Wind Wellen, und emsige Bienen surrten über den Thymian am Wegrain! Der Dom und der Rhein waren so fern — und das Glück auch!

Horch — es waren aber doch Kirchenglocken! Die einsam Wandelnde blieb stehen. Übers Windrauschen und Insektengesumme hinweg rief deutlich die kleine Glocke der schwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, und die Verzagte nahm ihr Herz in beide Hände und trug's eilig hin zum tröstenden Altar. —

Frau Kettchen hatte erst andächtig der Vesper beigewohnt — daß sie nicht alles verstand, daran war sie jetzt längst gewohnt, sprachen denn nicht auch im rheinischen Dom die Priester latein? — danach klingelte sie an der Propstei.

Piotr Stachowiak war allein zu Haus, der Vikar war noch nicht aus der Kirche zurück, aber der würde

gleich kommen. Piotr Stachowiak ſelber befaßte ſich nicht mehr viel mit der Seelſorge, ſeine Naſe war ſeit dem Winter entſchieden röter geworden, und ſeine Beine waren ſteifer. Gutmütig, aber ſtumm lächelte er die Beſucherin an; doch auch Frau Kettchen hätte jetzt kein Wort ſagen können — nein, da war der Herr Vikar doch ein ganz andrer!

Aber er kam ſo bald noch nicht. Am Sonntagnachmittag hatten die Weiber Zeit, da paßten ſie ihm auf an der Kirchentür. Und immer war er gewillt, zu hören. Ob es ſich nun um ein ungeratenes Kind oder ein krankes Schwein, ob es ſich um einen die Frau prügelnden oder ſie gar zu ſehr liebenden Ehemann handelte, ob es die eheliche Treue betraf oder einen Zank mit dem Nachbar — was es auch ſein mochte, für alles hatte der Herr Vikar Verſtändnis. Die Leute fühlten es: der wußte bei ihnen zu Haus beſſer Beſcheid als ſie ſelber.

Die Ciotka hatte den Herrn Vikar heute am längſten aufgehalten. Ganz außer ſich vor Freude war ſie — ob etwa auch vor Schnaps? Wer konnte das ſagen! Sie hatte den geiſtlichen Herrn draußen auf dem Anger, immer wenn er ſich ſchon zum Gehen gewandt, noch einmal am Rock gepackt und inbrünſtig deſſen Saum geküßt. Sie weinte und lachte: was hatte ihr der Herr Vikar doch Gutes getan! Nun hatte der gnädige Gerichtshof geſtern ſein Urteil geſprochen — Lbb Scheftel hatte ihr's heut in aller Frühe verkündet, als er zum Sonntag eine Rinderlende gen Przyborowo fuhr — ſie kriegte nun eine Jahresrente vom Niemczycer! Von dem guten, dem gnädigen, dem wohltätigen Herrn!

Aber freilich, der Herr Vikar war doch noch beſſer — ohne den, was hätte ſie da? Nichts! Nun aber konnte ſie trinken, ſo oft ſie Durſt hatte, nun hatte ſie den Himmel auf Erden ſchon!

Auf die Kniee war ſie gefallen, ſeine Stiefel wollte ſie durchaus küſſen; er hatte ſich ihrer kaum erwehren können.

Ein wenig erſchöpft kam der junge Geiſtliche in der Propſtei an. Er wiſchte ſich den Schweiß ab, und eine hohe Röte brannte auf ſeiner Stirn.

„Zuzanna, bring ein Gläschen Ungarwein dem Herrn Vikar!“ rief Piotr Stachowiak.

Aber Górka lehnte ab: nein, das würde ihn doch nicht laben! In ſeinen Augen, die ganz nach innen zu blicken ſchienen und doch ſo ſcharf auf die Außenwelt ſahen, flackerte etwas wie Unruhe. Die Begegnung mit der Ciotka war ihm unangenehm geweſen — wenn die ſich nun ganz dem Trunke ergab, niemals mehr nüchtern wurde?! War er dann nicht mitſchuldig? Aber — er hatte doch das Beſte gewollt! Ja, ja! Und konnte er ſie nicht dazu bringen, das Trinken abzuſchwören, bei der heiligen Muttergottes oder irgend einer andern heiligen Schutzpatronin? Gott ſei geprieſen, ja, das konnte er!

Und was hatte nun die deutſche Anſiedlersfrau auf dem Herzen? Mit beſonderer Freundlichkeit begrüßte er dieſe.

Frau Kettchen hatte doch immer noch eine gewiſſe Scheu — war es das ein wenig Fremdländiſche ſeines Deutſchſprechens, das ſie einſchüchterte? — verlegen zupfte ſie an ihrem Umſchlagetuch. Aber es half ja alles nichts, wer wußte ſonſt Rat?! So hub ſie an, die Not mit

ihres Mannes Sohn zu klagen. Das Weinen kam sie an, als sie erzählte, wie sehr der Junge verfalle: hohläugig sei er, ganz still, und nichts schmecke ihm.

„Jesus, och Jesus!“ Tief bekümmert starrte sie auf ihre im Schoß gefalteten Hände. „Er wird doch nit die Schwindsucht kriegen wie sein' Mutter selig, dat Traut?!“

Fast wollte es sie bedünken, als wisse der geistliche Herr schon um ihr Leid, denn erstaunt war er gar nicht darüber, daß einer, der deutsch war, sich in ein polnisches Mädchen verlieben konnte.

„Warum will denn Ihr Mann durchaus nicht die jungen Leute zusammenkommen lassen?“ fragte er.

„Ja, eja — no, darum nit, weil — weil —“ verlegen stotterte sie. Es war ihr sehr peinlich, dem geistlichen Herrn, der doch selber Pole war, ins Gesicht zu sagen: ‚No, darum nit, weil sie polnisch is!‘

Aber, als ob der Vikar ihre Gedanken erraten hätte, sagte er jetzt mild: „Wir bieten gern die Hand. Es ist weder christlich noch klug, zu widerstreben, nur weil der eine Teil polnisch ist und der andre deutsch. Das sagen Sie nur Ihrem Manne!“

„Och, ich darf ja nix riskieren zu sagen! Sie glauben nit, Hochwürden, wie der dann falsch werden kann!“

Der Priester lächelte. „Liebe Frau, Sie verstehen es eben nicht, den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Eine brave christliche Ehefrau hat auch das Recht, ein Wort mitzusprechen, besonders in Herzensangelegenheiten und Erziehungsfragen. Hierin haben die Frauen nun einmal das bessere Urteil. Nicht wahr?“ Er nickte ihr freundlich zu.

Da wurde ſie rot vor Stolz über das Lob und bekam Mut. Ja, ſie würde dem Peter nun aber auch gewiß ſagen, daß er lieber nachgeben ſollte! „Wenn dat Mädchen aber auch nur brav is,“ ſeufzte ſie. „Ne, wenn ich wüßt', dat ſie den Jung' nit wert is, nie un nimmer tät ich mein' Hand derzu bieten; ich tät' mich ja der Sünd' fürchten! De Valentin is ja ſo 'ne gute Menſch! Un arm is de auch nit, de hat ſein Erbteil von der Mutter ſelig. Et wär' zu ſchreckelich, wenn de Malheur hätt', de is wie zum Glück geboren!“

Der Vikar machte ein verweiſendes Geſicht: wie konnte ſie nur ſo mißtrauen?! Nach menſchlicher Vorausſicht machte ihr Sohn ſein Glück mit dem jungen Mädchen, das brav, fleißig, geſund und gottesfürchtig war und aus einer wohlbeleumundeten achtbaren Familie ſtammte. Und liebte die Staſia Frelikowska den jungen Mann nicht ebenſo, wie der ſie liebte?!

Und nun erzählte der Seelſorger der Aufhorchenden, wie tief das Mädchen unter der Zurückſetzung, die ihr zuteil werde, leide, daß es aber viel zu viel auf ſich halte, um fürder mit einem Burſchen zuſammenzukommen, deſſen Eltern ſie durchaus nicht zur Schwiegertochter haben wollten.

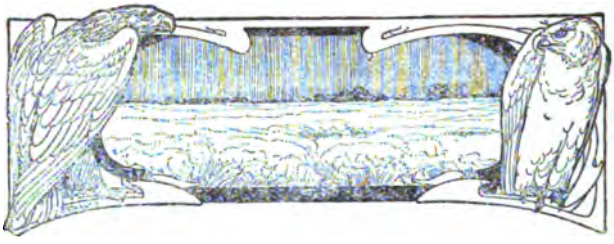
Das gefiel der guten Frau wohl. Sie wurde ganz gerührt. Natürlich war es ſchwer für ein anſtändiges Mädchen, ſich ſo behandeln zu laſſen! Sie hoffte es aber nun doch bei ihrem Mann durchzuſetzen, daß er die Staſia wenigſtens einmal kennen lernte. Dann würde ſich das Weitere hoffentlich auch finden!

Ja, das hoffte der Vikar auch. Und als er ihr die Hand zum Abſchied reichte, ſprach er, ernſt und doch

freundlich: „Denken Sie daran, liebe Frau, daß Sie Ihren Mann immer zum guten beſtimmen! Männer ſind oft ein wenig rauh, aber eine Frau, die ihren Mann lieb hat, kann vieles zum guten wenden. Und das bedenken Sie auch: was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Ihr Sohn und dieſes Mädchen kannten ſich vor einem Jahre noch nicht, aber ihre Ehe war im Himmel bereits beſchloſſen. Wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt!“

Ganz erſchrocken ſah ihn Frau Kettchen an, ſeine Stimme hatte plötzlich ſo geklungen, als ob er drohe. ‚Wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt!‘ — das hörte ſie in einem fort auf dem Heimweg. Ja, der geiſtliche Herr hatte ganz recht, man darf nicht widerſtreben, wenn Gott geſprochen hat!

Und ſie ſtärkte ihre bange Seele in einem ſtillen Gebet. Ja, ja, es würde wohl ſchon das Rechte ſein, wenn der Valentin das polniſche Mädchen freite! Der Herr Vikar hatte es ja geſagt.



15

„Meine Mutter, Matka,
Poſchla*) in die Stadtka,
Kupitſch**) Meſſer, Noſa,
Zu ſchlachten alte Koſa***) —“

ſangen die drei kleinen Anſiedlermädchen und drehten ſich an den Händen haltend, ſich wirbelnd im Kreiſe.

Auf der Türſchwelle ſaß Michalina, klatſchte zum Ringelreihen in die Hände und freute ſich: ei, die Kinderlein hatten ſchon brav gelernt! Und ſie rief: „Höret zu, ein neues!“ ſprang mit in den Kreis und lehrte ſie das Liedchen von der Mutter, dem kleinen Rebhuhn, das da ſchlägt die Kinderlein, während der Vater — lieber Vater — trinkt ſtets Branntewein.

Feurig war die Sonne hinterm Acker geſunken, die goldreifen Ähren tief beſtrahlend. Nun war der Himmel wie mit Roſen beſteckt, mit lauter ſanften roſigen Roſen. Eine heitere Stille lag über der weiten Flur, die weiche Abendmüdigkeit eines Erntetages.

Der letzte der Halme war heute gefallen auf des Anſiedlers Land. Allzudicht hatten ſie nicht geſtanden und allzuſchwer waren ſie auch nicht, aber man mußte

*) ging. **) zu kaufen. ***) Ziege.

eben zufrieden ſein; es war ja auch die erſte Ernte, das nächſte Jahr würde ſchon weit beſſer werden!

Die braune Michalina hatte ſich tüchtig gebückt beim Raffen hinter den Männern; nun tanzte die Nimmermüde noch mit flinken Füßen. Sie war ſehr vergnügt; heute hatte der Valentin, als ſie den letzten Schwaden zur Seite gelegt, ſich plötzlich umgedreht, ſie um den Leib gefaßt und ſie geſchwenkt mit einem lauten, jubelnden Juchhe. Sie wußte nicht, warum er ſo froh war, aber froh war auch ſie. Ob er jetzt nicht bald heimkommen und am Türpfoſten lehnen würde? Fortgegangen war er zur Feierabendzeit, mit einem friſchweißen Hemde angetan. Drinnen auf dem Tiſch wartete die ſaure, die kühlende Milch ſchon lange auf ihn. Wenn er doch bald käme! Nun, er würde ſchon bald hier ſein! Ihr Herz ſagte ihr's.

Luſtig ſchwang ſie ſich mit den Kindern. Da ſah ſie ihn kommen im Abendrot.

Aber er war nicht allein. Eine ging neben ihm; um deren Schultern hatte er ſeinen Arm gelegt. Dicht gingen ſie nebeneinander, ganz dicht, als wären ſie eins. Und das Abendrot war um ſie her wie ein Roſenſchleier, zart und weich.

* * *

Valentin hatte den Eltern ſeine Braut zugeführt. Nun hatte der Vater es endlich eingeſehen, daß gegen Gottes Fügung kein Ankämpfen iſt.

Es war Peter Bräuer bitter ſchwer geworden, ‚ja' zu ſagen, aber was ſollte er machen? Immer ſah

er in die bittenden Augen seiner Frau, und abends, wenn er müde war und gern Ruhe haben wollte, fing sie an, ihn zu streicheln und unterm Streicheln vom Valentin zu reden.

Frau Kettchen hatte sich der Sache ihres Stiefsohns ehrlich angenommen. Valentin hatte es bald gefühlt, daß er an der Mutter einen Hinterhalt habe, immer kam er zu ihr; wenn er gar zu unglücklich war, fern von seinem Mädchen, sah sie ihm tröstend in die hohlen Augen und strich ihm das wirre Haar aus der umwölkten Stirn. Immer mehr wurde es der Frau klar, daß es ihre Pflicht sei, die Heirat zustande zu bringen — hatte denn das nicht auch der Herr Vikar gesagt?

Und so kam denn auch der Ansiedler nach und nach zu der Einsicht, daß es ihm nichts helfe, ‚nein' und wieder ‚nein' und ‚dreimal nein' zu schreien. Mochte denn der Valentin einmal die polackische Hexe bringen! Aber sein Gewehr wollte er auch wieder haben — der Polack, der Frelikowski, sollte ihm den Buckel lang rutschen!

Stasia, die mit niedergeschlagenen Augen zum ersten Mal in der guten Stube der zukünftigen Schwiegereltern saß, sagte bescheiden, daß es dem Vater aufrichtig leid tue, den Herrn Bräuer gekränkt zu haben, und daß er gern bereit sei, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Wenn der Herr Bräuer gestatte, würde der Vater am nächsten Sonntag kommen und das Gewehr bringen, freue er sich doch schon gar sehr, vom großen Krieg und von so manch andern zu reden. Der Vater sei ja von deutschen Eltern, nicht gerade am Rhein zwar, aber in Oberschlesien geboren.

Was, nicht möglich, der Frelikowski kein Polack? Bräuer riß Mund und Augen weit auf.

Aber Stasia versicherte mit einem Lächeln, das sie allerliebst kleidete: der Vater sei so gut deutsch wie nur einer. ‚Fröhlich' sei eigentlich sein Name; ‚Frelikowski' hätten nur die Hiesigen daraus gemacht, und er habe das beibehalten, weil er es müde geworden sei, immer zu widersprechen.

No, dann sah sich die Sache doch einigermaßen anders an! Der Ansiedler atmete erleichtert auf.

Als Valentin gegangen war, um seine Braut nach Hause zu begleiten — strahlend glückselig — saßen die Eltern noch lange beisammen. Des waren sie sich einig: übel war das Mädchen nicht, und deutsch konnte sie fließend. Wenn der Valentin nun recht auf sie einwirkte, konnte es am Ende doch noch gut gehen! Aber wohin nur mit dem jungen Paar?! Michaeli hätte die Hochzeit wohl schon sein können — heiraten wollten die beiden gar zu gern bald —, aber hier ins Haus?! Nein, dazu wollte sich Peter Bräuer nicht entschließen, und auch Frau Kettchen hatte Angst davor.

Sollte der Junge sich vielleicht selber eine Stelle kaufen? Dann fehlte dem Vater wieder die Arbeitskraft. Nein, das ging erst recht nicht an, selbst wenn die Mittel zum Ankauf ausgereicht hätten!

„Hm, hm, wat mache mir?!" Bräuer fuhr sich unwirsch in die Haare und kratzte sich den Kopf.

Da wußte die Frau auf einmal Rat: sie würde zum Herrn Vikar gehen und den fragen; der wußte sicherlich einen Ausweg.

Und der Mann widersprach nicht. —

Unweit vom Hauſe der Rheinländer ließ die Kommiſſion dieſen Sommer ein hübſches Haus aufführen, mit einer kleinen Galerie, wie eine Veranda, rundum und einer geräumigen Stallung daneben; auch ein Schuppen für Wagen war vorbedacht. Das ſollte ein Wirtshaus werden für Kolonie Augenweide, ſodaß die Anſiedler, wollten ſie einmal ein Glas Bier trinken, nicht nötig hatten, im Pociechaer Dorfkrug einzukehren, wo man das Bild ihres Kaiſers ſo ſchmählich ſchimpfiert hatte. Überdies konnte es nur zu Unzuträglichkeiten führen, wenn das polniſche und das deutſche Element ſo unausgeſetzt aufeinander ſtießen.

Es war Vikar Górka, der die Anſiedlersfrau auf den neuen Bau aufmerkſam machte. Wenn ihr Mann alſo wirklich nicht das junge Paar in ſein Haus aufnehmen wollte und doch den Sohn bei der Feldarbeit nicht entbehren mochte, konnte der junge Mann ja die Gaſtwirtſchaft pachten, die junge Frau den Ausſchank beſorgen, und er ſelber nach wie vor dem Vater helfen.

Das leuchtete Frau Kettchen ein. Auch Bräuer verwarf den Vorſchlag nicht. Er hatte nichts dagegen, wenn der Junge das Erbteil ſeiner Mutter ſelig da hinein ſtecken wollte, nur warnen wollte er ihn, daß er ſich nicht ſo einſeifen ließ, wie er ſich hatte einſeifen laſſen. Denn das wurde ihm klarer und klarer, daß es hier ſchwer ſei, viel ſchwerer noch als anderswo, es zu etwas zu bringen.

Staſia war mit Freuden dabei, als Valentin ihr von Übernahme der Gaſtwirtſchaft ſprach. Etwas Netteres konnte es ja gar nicht geben, als ſie und Valentin allein

in dem ſchönen neuen Haus, das tauſendmal lockender war als dem Eiweih ſeine ſchmutzige Budika. Da würden ſchon welche zuſprechen, und ſie wollte wohl gut die Wirtin machen — wenn's nur erſt ſo weit wäre! Sie trieb ihren Liebſten an, daß er ſich bewerbe.

Es waren der Bewerber viele um den neuen Krug. Ein kleiner Handel mit Kolonialwaren ſollte auch dabei ſein, damit die Anſiedler nicht erſt zu laufen brauchten bis Miaſteczko, oder, wollten ſie etwas Beſſeres haben, gar bis in die Kreisſtadt. Da war Meir Götz, eben von daher, der es emſig betrieb, die neue Wirtſchaft zu bekommen; und da er viele Verbindungen hatte, immer gefällig einſprang, wo's Not tat, und nachher nicht drängte, ſchien er gute Ausſichten zu haben. Sein eifrigſter Konkurrent war Löb Scheftel; zwar nicht für ſich wollte er's Geſchäft, aber für ſeinen Sohn Iſidor, der durchaus nicht mehr in Miaſteczko bleiben wollte. Unermüdlich rannten dieſe beiden Bewerber den maßgebenden Perſönlichkeiten das Haus ein, antichambrierten beim Landrat, paßten ihm auf der Straße auf, bombardierten ihn mit Briefen und ſuchten ſich endlich in gleicher Weiſe der Fürſprache ſämtlicher Beſitzer der Umgegend zu verſichern.

‚Ohne Sorge, man würde die Pacht an keinen Juden vergeben, ſie dürfe ganz zuverſichtlich ſein,‘ wurde der etwas ängſtlich werdenden Frau Kettchen in der Propſtei verſichert. Aber wenn ſie das dem geiſtlichen Herrn auch gern glauben wollte, ratſam ſchien es ihr doch, daß der Valentin ſeinerſeits ſich auch ein wenig rühre. Und ſie ſchlug dem Sohn vor, wenigſtens einmal bei dem Herrn von Doleſchal vorzuſprechen; wenn der Vater auch nicht

viel mehr von dem hielt, am meiſten zu ſagen hatte der hier doch!

In Chwaliborczyce und Przyborowo etwas auszuwirken, hatte ſich Staſia bereitwilligſt erboten. In Przyborowo zumal hatte ſie eine gute Konnexion — war nicht gerade der Herr Rittmeiſter zu Beſuch? Und auf den konnte ein hübſches Mädchen immer rechnen.

Valentin machte ſich eines Nachmittags auf den Weg nach Niemczyce. Er hatte den Baron lange nicht geſehen; wohl war deſſen Wagen öfters durch die Kolonie geraſſelt, aber immer auf eiliger Fahrt, ohne anzuhalten.

Doleſchal war in letzter Zeit viel abweſend geweſen; er, der ſich ſonſt während der Ernte nie fortgerührt hatte, fuhr jetzt oft nach der Kreisſtadt. Mit dem Landrat hatte er eingehende Konferenzen, und ſogar in Poſen an höchſter Stelle ſprach er vor. Wenn er auch nicht mehr die Zuverſichtlichkeit hatte wie damals, als er unter lauter Deutſchen an der Tafel des Polen ſaß, wenn es ihm bei ruhig wägender Überlegung auch klar werden mußte, wie unendlich ſchwer, ja beinahe unmöglich es ſein würde, hier durchzukommen, die Hoffnung gab er darum doch nicht auf. Er konnte ſie nicht aufgeben, er durfte ſie nicht aufgeben, die ſehnliche Hoffnung, einſt doch noch ſeinen Kreis zu vertreten. Und wenn es nicht dazu kommen ſollte — nun, wenigſtens gehört wollte er werden im Geſchwirr der Parteien, im Durcheinander der Stimmen, deren jede etwas andres ſchrie!

Baron von Doleſchal ſuchte Fühlung zu gewinnen mit den Vertrauensmännern der Reichspartei. Bis zum nächſten Frühſommer, in dem die Neuwahlen in Aus-

ſicht ſtanden, war es ja noch lange hin; wie vieles konnte ſich bis dahin ändern, zum guten wenden! Und überdies, war man nicht äußerſt entgegenkommend gegen ihn? Es verging faſt kein Sonntag, an dem nicht der Landrat herausgekommen wäre nach Deutſchau, oft mit der ganzen Familie. Und verließ ſich nicht der Regierungspräſident gern auf ſein Urteil? Hatte man ihn nicht geradezu aufgefordert, dies und jenes über die Zuſtände in der Provinz zu Papier zu bringen?! Gott ſei Dank, man hörte ihn bereits!

Daran klammerte ſich Doleſchal in Stunden, die unabweislich waren, Stunden, denen er nicht entrann — Stunden des Verzagens. Dann trieb es ihn in die Einſamkeit, hinauf zur alleinſtehenden Kiefer auf dem Łyſa Góra.

Er hatte ſich ein Bänkchen dort zimmern laſſen, ganz einfach aus weißrindigen Birkenſtämmen zuſammengeſchlagen. Man hatte es ihm zerſtört. Er hatte es neu errichten laſſen — vielleicht, daß der Gewitterſturm einer Nacht es über den Haufen geworfen! — aber ſchon am folgenden Tag, als er ſich darauf niederließ, brach es unter ihm zuſammen. Man hatte die Bankbeine zerſägt und ſorglich wieder zuſammengefügt — das war heimtückiſch! Er mußte es aufgeben, dort oben, wenn er müde war, einen bequemen Ruheplatz zu finden.

Hart ſitzend auf den holperigen Kiefernwurzeln, die der Regen vom Sand blank geſpült, und der Wind, der den Wipfel ſchüttelte, mit ſpitzigen Nadeln überſät hatte, verweilte Doleſchal oft Stunden. Die Wange in die Hand gelegt, den Arm aufs Knie geſtützt, ſah er hinunter auf ſein Deutſchau. Der See ſchwamm wie eine

perlmutterne Muschel im tiefen Grün, als köstliche Perle blinkte das weiße Haus, und eine sehnsüchtige Liebe zog ihn hinab. Aber kehrte er diesem engen Rahmen den Rücken, dann schaute er offenes Land, dann glänzten die Kornbreiten, unabsehbar, wellig wie sanftes Meer bis hin zum fernsten Horizont, und ein Gefühl noch sehnsüchtigerer Liebe quälte sein Herz — wem würde dieses Land einst gehören?!

Keine Antwort — alles still.

Doch, horch! Weit über alle Felder getragen vom Wind, kam der Klang der Pociechaer Abendglocke. —

Auch Valentin Bräuer traf den Niemczycer Herrn im Begriff, zum Lysa Góra hinaufzusteigen. Er hatte ihn von ferne gehen sehen, nun kam er atemlos nachgestürzt: „Herr Rittmeister, Herr Rittmeister!“

Doleschal wendete sich um; ein erhellender Strahl glitt über sein Gesicht, als er den Ansiedlerssohn erkannte.

„Herr Rittmeister!“ Valentin stand stramm, die Hacken zusammen genommen. „Bitte gehorsamst um Entschuldigung!“ Die angeborene Zutraulichkeit und der anerzogene Respekt kämpften miteinander, aber die Zutraulichkeit siegte jetzt: „Ich möcht' Sie so sehr gern emal um wat fragen!“

„So — nun, dann fragen Sie doch!“ Des Gutsherrn Ton war freundlich. Sein Wohlgefallen an dem jungen Rheinländer war immer dasselbe geblieben; heute weidete er sich förmlich an dem offenen jungen Gesicht. Selbst der breite, etwas singende Dialekt gefiel ihm; es lag so viel Gutmütigkeit darin.

„Eja, wat ich dann sagen wollt'!“ Es wurde dem

Burſchen, der noch niemals in eigner Angelegenheit jemanden um eine Gefälligkeit gebeten hatte, ſchwer, ſein Anliegen zu formulieren. Schwerfällig nur brachte er es vor. Aber als es kaum heraus war, reute es ihn auch ſchon — was ſetzte denn der von Doleſchal auf einmal für eine Miene auf?!

Es war dem Herrn von Deutſchau, als habe er einen Schlag ins Geſicht erhalten. Die Augenbrauen zuſammenziehend, fixierte er den jungen Mann ſcharf:

„Wen — wen wollen Sie heiraten?! Ich habe wohl nicht recht verſtanden?!“

„Die Staſia, die Staſia Frelikowski!“

„Die — Frelikowska?! Der Vater iſt der Förſter auf Chwaliborczyce, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter, die is et!“

„Menſch, ſind Sie toll?!“ Doleſchal hielt nicht mehr an ſich. Er ſah den jungen Mann an, als wolle er ihn durchbohren, eine jähe Röte ſtieg ihm dabei ins Geſicht.

Valentin erwiderte den Blick. Toll ſollte er ſein? Ei, warum denn? Was war denn an der Staſia nicht recht?! Trotzig ſtellte er ſich auf. „Die Staſia Frelikowski is mein' Braut. Heimlich waren wir als ſchon lang verſprochen. Zu Michaeli heiraten wir!“

„Und Ihr Vater — was ſagt Ihr Vater dazu?“ Doleſchal hatte ſich beſonnen: hatte er denn ein Recht, hier dreinzureden? Sein Ton klang gemäßigter, nur maßlos erſtaunt.

„Och de!“ Valentin lachte. „De hat zuerſt mächtig räſonniert, aber nu hat er ſich als drein gefunden!“

Alſo ‚darein gefunden‘ hatte ſich der Anſiedler —

und so schnell schon?! Ein Schmerz ergriff Doleschal. Seine Stimme zitterte — der andre hielt's für Unmut —, als er nun sprach: „Sie — Sie — gedenken Sie denn nicht mehr Ihres Fahneneides? Wissen Sie denn nicht, daß Sie diesen Ihren Eid verletzen, wenn Sie eine Polin heiraten?! Sie begeben sich ja Ihres Deutschtums! Mensch, noch gehen kein halbes Dutzend Jahre ins Land, so haben Sie Ihr Vaterland schon verleugnet, Ihren ehrlichen deutschen Namen ‚Bräuer' in ‚Browar', ‚Browarski' oder in Gott weiß was umgewandelt!"

„Oho!" Nun blickte der junge Mann schnell erheitert und sagte treuherzig: „Och, Herr Rittmeister, ne! Wenn dat das einzige is, wat der Herr Rittmeister fürchten?! Da können der Herr Rittmeister ganz beruhigt über sein. Meinen guten Namen, den ich dreiundzwanzig Jahr' getragen hab', den so viel anständige Leut' tragen bei uns zu Haus am Rhein, den halt' ich auch. Un wat mein Soldatsein anbelangt, da denk' ich immer an. Ich hab' et geschworen:

> meinem allergnädigsten Landesherrn, Kaiser von Deutschland und König von Preußen, in allen Nöten zu Wasser und zu Lande und an welchen Orten es auch immer sei, getreulich zu dienen, allerhöchstdero Nutzen und Bestes zu fördern, Schaden und Nachteil aber abwenden zu wollen und mich so zu betragen, wie es sich für einen rechtschaffenen und braven Soldaten gebührt — so wahr mir Gott helfe!

Sehen der Herr Rittmeister, wie gut ich dat noch weiß?!" Er triumphierte. Aber dann wurde sein lachendes Gesicht plötzlich ernst, fast ängstlich: „Oder wissen der Herr Rittmeister sonst wat über dat Mädchen?"

„Ich kenne das Mädchen gar nicht!"

Sichtlich erleichtert nickte nun der Burſche: „No, dann wär' et ja all ganz gut. Dann werden der Herr Rittmeiſter auch gewiß für mich ſprechen, dat ich de neue Krug in Pacht krieg'. Denn, ſehen der Herr Rittmeiſter," — wieder zutraulich geworden, dämpfte er ſeine Stimme — „der Vater is nu mal eſo komiſch, de meint: jeder ſoll für ſich bleiben. Un ich — ja, dat muß ich ja auch geſtehn, ich möcht' auch hunderttauſendmal lieber mit meiner jungen Frau für mich allein en Wirtſchaft haben, als bei den Eltern wohnen bleiben!"

Er ſetzte alles breit auseinander, das Herz floß ihm über, nun er ſeiner baldigen Heirat gedachte; er konnte gar nicht genug davon ſprechen.

Mit trübem Lächeln hörte Doleſchal ſich alles an, er hätte dem friſchen Jungen gar nicht dieſe Empfindſamkeit zugetraut. Überſchwänglich pries Valentin ſeine Staſia: wie gut ſie war, wie klug, wie hübſch! Welch fleißige Hausfrau ſie abgeben würde! Alle Welt mochte die Staſia gern leiden, denn immer war ſie fröhlich! Welchen Zuſpruch würde der neue Krug durch ſie haben, und wie glücklich würden ſie miteinander werden! Seine Augen glänzten, er atmete raſch.

Der Erfahrenere hatte nicht mehr den Mut, dem glücklichen Bräutigam gegenzureden; er ſchwieg.

Sie ſtanden zuſammen auf dem Gipfel des Łyſa Góra und ſchauten weit übers flache Land.

„Un nit wahr, Sie ſehen zu, dat ich die Wirtſchaft krieg'," bat Valentin.

Doleſchal nickte.

Da ſtrahlte der Burſche. „Och, danke, danke! Jeſes, ne, ich möcht' ſchreien vor Pläſier, wie mer ſchreit,

wenn mer en Schanz' ſtürmt. Nu krieg' ich der Krug ſicher, wenn Sie davor ſind. Un wenn ich den hab', ſteht der Hochzeit nix mehr im Weg. Herr Gott, ne, bin ich eſo froh! Nu geh' ich aber auch direkt beim Propſt, de ſoll uns nu 'ſchwind aufbieten!"

Man fühlte förmlich, wie es den Glücklichen drängte, davon zu ſtürmen, mit großen Schritten den Sandhügel hinunterzueilen und die Weite zu durchmeſſen bis hin zu jenem Turm, als wäre die Entfernung vom Berg bis zum Dorf nur eine kurze Spanne. Aber ſich des ſchuldigen Dankes erinnernd, reichte er treuherzig die Hand:

„Vergeſſen werd' ich dat dem Herr Rittmeiſter nie, dat de ſo gut zu mir war!" Sich verabſchiedend nahm er wieder die Hacken zuſammen: „Geſtatten der Herr Rittmeiſter meinen allerbeſten Dank!"

Doleſchal ſah ihn laufen. In ein paar haſtigen Sprüngen war er den Hügel hinuntergeſtürmt, und nun ſtürmte er weiter, ſehr eilig. Nun würde er bald ganz entſchwunden ſein — nein, ſo durfte man ihn nicht gehen laſſen! Man mußte ihn zurückhalten, man mußte ihm die Gefahr klar machen, in die er ahnungslos hineinrannte!

„Bräuer — Valentin — Valentin Bräuer!"

Aber der Ruf kam nicht weit genug. Der Wind trug ihn nicht fort, ſondern blies ihm entgegen. So ſehr Doleſchal auch ſeine Stimme anſtrengte, ſie reichte nicht bis zum Ohr des in ſeiner Fröhlichkeit laut Pfeifenden. —

Am Luch, im Niemczycer Acker, nicht weit von der Przyborowoer Grenze wollte Valentin ſeine Staſia treffen.

Am gestrigen Abend hatte sie ihm gesagt, daß sie heute nach Przyborowo gehen und versuchen würde, dort jemanden zu sprechen. Daß sie in Chwaliborczyce um Fürsprache bitten ging, dagegen hatte der Bräutigam sich entschieden gewehrt. Wenn Stasia ihm zuliebe auch gern das Opfer bringen wollte — nein, dahin sollte sie um keinen Preis, wo man sich so unziemlich gegen sie betragen!

Um die Stunde des Abendläutens hatten sie sich an der Grenze verabredet. Nun hatte das Glöckchen längst ausgeläutet, aber Stasia war noch nicht da. Ach, die gute Stasia, wie lange mußte sie wohl in Przyborowo warten! Der Verliebte sah im Geist deutlich, wie sie ungeduldig hin und her trippelte und sehnsüchtig nach dem Stand der Sonne spähte, die sich schon neigte. Aber nur Geduld, Geduld, desto heißer würden nachher die Küsse sein!

In verliebtem Träumen lag der Bursche unter den Weiden am Luch und starrte ganz verloren, mit glückseligmüden Augen in das flimmernde Gespinst, das die untergehende Sonne über den Äckern wob.

Stasia war am zeitigen Nachmittag von Hause aufgebrochen. Das helle, rotgetupfte Sommerkleid stand ihr gut, es ließ den Hals ein wenig frei, und sie hatte, wie zum Schutz gegen die Sonne, mehr aber noch, weil es ihrer zarten Haut schmeichelte, ein leichtes Mulltüchelchen darübergelegt. Einen Hut trug sie nicht, wohl aber spannte sie über das wohlfrisierte, im Sonnenlicht wie silbrige Seide glänzende Haar den Sonnenschirm, den ihr einst die Herrin geschenkt hatte. Heiter summend, den freien Arm lustig schlenkernd, schlenderte sie an den

Rainen entlang. Wenn der Herbſtwind hier über die Stoppel wehte und der Altweiberſommer ſeine weißen Fäden ſpann, dann würde ſie ein junges Weib ſein und ein glückliches dazu! Der gute Junge würde ihr ja alles an den Augen abſehen!

Sie hob ihre linke Hand und ließ den goldenen Ring, den er ihr bereits angeſteckt hatte, in der Sonne funkeln. Ein breiter Reif war's und ganz von maſſivem Gold, der koſtete gewiß ſeine zehn Taler!

Ja, ſie hatte ein ganz gutes Los gezogen, das mußte ſie ſich eingeſtehen. Wenn ſie nun auch nicht nach Paris kam, wie die Herrin ihr's einſt verſprochen hatte, der Krug in Pocecha-Kolonie war auch nicht zu verachten. Und langweilig würde es da auch nicht ſein, es würden ſchon welche einkehren, mit denen ſie ſchwatzen und lachen konnte, und — eine heiße Blutwelle färbte plötzlich ihre trotz der Sommerhitze ungebräunte weiße Wange — würde nicht auch der neue Inſpektor von Przyborowo vorſprechen? Der neue Inſpektor! Da mußte ſie doch in ſich hineinlachen — ihr war er nicht neu, ſie kannte ihn ja ſo gut!

Eine Sehnſucht erhob ſich plötzlich in ihr, Pan Szulc wiederzuſehen. Was würde er wohl ſagen, wenn er hörte, daß ſie ſich verlobt hatte und bald heiraten würde? Ob es ihm nicht ein ganz klein bißchen leid tat? Hoffentlich! Und hoffentlich kriegte ſie ihn auch heute in Przyborowo zu ſehen — o, ſie wollte wohl ihre Augen umhergehen laſſen! Auf dem Felde würde er ſicherlich ſein, beim Schoberſetzen. Daß ſie ihn doch träfe!

Raſcher ſetzte ſie ihre Füße, den Schlendergang aufgebend. Wie dumm, daß ſie ins Herrenhaus hinein mußte!

Wenn es das Unglück wollte, ging er vielleicht gerade dann draußen vorbei, während ſie drinnen ihr Anliegen vortrug! Und nachher — wenn ſie ihn nun nachher nicht mehr fand?! Daß der Teufel die ganze Bittſtellerei, den Valentin ſamt dem Krug hole! Nur den Pan Szulc mußte ſie ſprechen, wollte ſie ſprechen, und wenn's auch nur auf ein ganz kleines Viertelſtündchen wäre! Was lag ihr jetzt daran, ob der ſchöne Offizier ihr wieder Augen machen würde, wie damals, als ſie ihm Kaffee und Likör präſentiert hatte, in Chwaliborczyce — nur den Szulc wollte ſie ſehen, nur den!

Haſtiger ſchritt ſie zu; ſchon perlte ihr der Schweiß in Tröpfchen unter der Naſe, und doch war ſie noch nicht über Chwaliborczyce hinaus. Ach, iſt das läſtig, ſo weit wandern zu müſſen, wenn man darauf brennt, jemanden zu ſehen!

Da, wo ihr Weg ſich mit dem von Pociecha kommenden kreuzte, nicht weit von Dudeks Hütte, ſtieß Stafia auf die Michalina. Dieſer hatte man erlaubt, jetzt, da die Arbeit nicht mehr ſo drängte, und da ſie den vorigen Sonntag, an dem Förſter Freliſkowski zu Beſuch gekommen und ein großartiges Traktament geweſen war, nicht zu ihrem Kleinen gekonnt hatte, auch einmal am Wochentag nach Hauſe zu gehen.

Die beiden Mädchen begrüßten ſich.

Michalina hatte etwas Niedergeſchlagenes in ihrem Blick, als ſie Stafia die Hand reichte.

Damals, als ſie miteinander ſchreiben und leſen und die Religion gelernt hatten, war Michalina mit den ſchwarzbraunen Zöpfen die hübſchere

geweſen; jetzt war ſie plump, und ihre breiten Hüften erſchienen doppelt breit neben der zierlichen Taille der andern.

„Haſt du ein ſchönes Kleid an,“ ſagte ſie bewundernd und befühlte mit ihrer rauhen Arbeitshand den rotgetupften lichten Jakonett.

Staſia lächelte geſchmeichelt: „O, ich werde viel ſchönere haben! Wenn ich mich verheirate, werde ich dir dies gerne ſchenken — oder ein andres!“

„Was ſollte ich wohl damit?“ Die braune Michalina ſchüttelte den Kopf. „Behalte nur alles!“

Staſia zuckte die Achſeln: ſo ein dummes Mädel, eine recht einfältige Bauerntrulle! Schon wollte ſie weitergehen — was ſollte ſie mit der Gans? — aber dann ſchoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Das war ein Einfall! Ganz vertraulich faßte ſie die andre unter den Arm.

„Höre, Michalina, weißt du auch, daß Pan Pawel, der ſchöne Offizier, wieder zu Beſuch iſt in Przyborowo?“

„Ich weiß es nicht. Was geht es mich an?“

„Nun, ich meine doch: recht viel!“

Staſia kicherte und gab der Gefährtin einen leichten, ſcherzenden Rippenſtoß: „Tu nicht ſo gleichgültig, weiß doch ein jeder, wie du einmal geſtanden haſt mit dem Herrchen. Sage, willſt du mir einen Gefallen erweiſen — oder noch beſſer, willſt du dem Walek etwas zuliebe tun? Ja, ja, dem Walenty — ſieh mich nur nicht ſo ungläubig an!“

„Dem — Wa — Wa —?!“ Michalina ſtotterte, und dann wurde ſie rot, als ſie den Namen vollends ausgeſprochen hatte. „Ich — dem Walenty?!“

„Dem Walenty, ja! Etwas ſehr, ſehr Liebes!“

Staſia kannte ſich aus, ſie wußte ſehr genau, wie man die Michalina gewinnen konnte. „Michalina, meine Seele, er wird es dir ewig danken,“ ſagte ſie eifrig. „Höre! Komme du jetzt mit mir nach Przyborowo, und gehe du nach Przyborowo hinein, meine Taube, — ich werde draußen auf dich warten — ſage, du willſt den Herrn Offizier ſprechen. Und dann bitteſt du den, daß der Walenty den Krug bekommt in Pociecha-Anſiedlung. Höre, du mußt es recht dringend machen! Bitte ihn, bis er dir gibt ſein Wort! Dann wird er ſich ſicher verwenden!“

„O nein, er wird nicht!“ Michalina ſchüttelte den Kopf. „Warum ſollte er mir ſein Wort halten?! Und ich mag auch nicht. Er wird böſe werden. Und ich fürchte mich auch vor der Pani!“

„Unſinn!“ Staſia wurde ärgerlich. „Du biſt zu dumm! Was haſt du dich zu fürchten? Ein gutes Recht haſt du, zu kommen. Iſt der Herr Offizier nicht Vater zu deinem kleinen Jungen?“

„Das iſt er, das iſt er!“ Michalina nickte beſtätigend, aber dann kauerte ſie ſich plötzlich am Grabenrand nieder, zog die Kniee hoch, ſchlang die Arme darum und legte den Kopf auf die Kniee.

„Du willſt nicht, du willſt wahrhaftig nicht?“ Staſia war ganz empört. „Ei, warte, das werde ich dem Walenty ſagen! He, du biſt eine Schöne! Nicht einmal ſo viel kannſt du ihm zu Gefallen tun? Nicht dieſen einzigen, kleinwinzigen Gefallen! ‚Ich habe mich ſehr getäuſcht‘, wird er ſprechen, ‚ich habe geglaubt, ſie iſt eine Freundin zu mir, eine gute — o, ich bin traurig!‘“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Michalina hob den Kopf. Ihr Geſicht war ganz von Tränen überſtrömt; in ihren weinenden Augen war ein verängſtigter, zweifelnder, unglücklicher Ausdruck. „Was ſoll ich tun?! Heilige Mutter! Ach ja, ich möchte ja ſchon, — ach nein, ich kann nicht, nein! Sage, Staſia,“ — ſie haſchte nach der Hand der Braut — „wird der Walenty mir wirklich böſe ſein, wenn ich nicht für ihn gehe zu Pan Pawel?“

„Sicherlich!“

„O heilige Mutter — er wird mir böſe ſein! Was tue ich?!“ Traurig ließ das Mädchen wieder den Kopf auf die Kniee ſinken.

„Du biſt ſchuld, wenn der Walenty den Krug nicht bekommt,“ ſprach Staſia vorwurfsvoll. „Und er möchte ihn doch ſo gerne haben, ſeine Seele hängt daran!“ Sie ſeufzte: „Armer Walenty, wie wirſt du dich grämen!“

Nein, grämen ſollte er ſich nicht! Entſchloſſen ſprang Michalina auf. Mit dem Handrücken wiſchte ſie ſich die Tränen aus den Augen, und dann zupfte ſie ihren Rock zurecht und die Schürze.

„Ich werde gehen. Wiederhole nur noch einmal, was ich ſagen ſoll, daß ich es nicht vergeſſe!“

Staſia ſtudierte ihr's ein. Es koſtete einige Mühe, bis die braune Michalina begriff, *wie* ſie zu bitten hatte, *wie* ſie drängen ſollte.

„Du darfſt dich nicht abweiſen laſſen,“ lehrte die Klügere, „biſt du erſt draußen, kommſt du nie wieder hinein! Und nicht gar ſo demütig! Auf dein Recht pochſt du, hörſt du?!“

„Ich höre wohl, aber auf was ſoll ich pochen?

Auf mein Recht, ſagſt du? Weiß ich doch nicht, ob ich Recht habe! Hätte ich Recht, hätte die Pani mich nicht gejagt. Werde ich lieber bitten. ‚Bitte, gnäd'ger Herr, bitte!‘“ Und ſie hob die Hände und ſah mit einem ſo herzbewegenden Ausdruck drein, daß Staſia ihr um den Hals fiel und ſie küßte.

„Dafür muß Walenty dir auch einen Kuß geben — denke nicht, daß ich eifertüchtig bin, o nein! Er ſoll dich küſſen!“

Hand in Hand, wie zwei Freundinnen, ſetzten ſie nun ihren Weg nach Przyborowo fort.

Je näher ſie dem Gutshof kamen, deſto ſchärfer lugte Staſia aus. Richtig, dort auf jener Stoppel kreuzten die Erntewagen, und hoch zu Roß hielt einer dabei! Noch konnte man das Geſicht nicht ſehen, aber Staſia erkannte die Geſtalt von weitem.

„Geh jetzt, geh,“ ſagte ſie haſtig zu Michalina und gab der noch einen Augenblick Zögernden einen ungeduldigen Puff in den Rücken. „Psia krew, ſo geh doch!“

Und als die andre mit geſenktem Kopf gehorſam davontrottete, rief ſie erleichtert hinter ihr drein: „Laß dir Zeit! Übereile ja nichts! Ich werde hier auf dich warten!“

Ganz verloren kam ſich Michalina vor, als ſie den ihr bekannten Hof betrat. Ihre Füße waren ſchwer wie Blei. Kaum konnte ſie die Schritte heben. Aber ihr Herz war ein noch viel ſchwererer Bleiklumpen. Und ſie hatte auch große Angſt. Scheu ſah ſie ſich um: wie ſollte ſie ins Haus hineinkommen? Ach, ſie getraute ſich doch gar nicht! Den Weg hinauf würde ſie wohl noch finden zu Herrn Pawels Zimmer — aber

wenn ihr unten die Pani begegnete! Wie würde ihr's dann gehen? O weh! Sie zitterte, und ihr Herz, das schwere, schlug wie ein Hammer.

Kaum daß sie sich ein paar Schritte näher wagte, von Stallwand zu Stallwand drückte sie sich. Wenn doch ein Mensch käme, den sie nach Pan Pawel fragen könnte! Vielleicht, daß er einmal herauskam auf den Hof?! Da hieß es warten. Und sie flüchtete hinter die zurückgelehnte Tür des Schweinekobens und verharrte dort regungslos im Winkel zwischen Tür und Mauer, kaum wagend, zu atmen.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, sie erschien ihr viel länger; niemand war ihr zu Hilfe gekommen. Ihre Angst hatte sich jetzt ein wenig gelegt, denn sie hatte in einem fort an den Sohn ihres Herrn und an seinen Wunsch gedacht. Der Walenty wollte den Krug doch nun einmal für sein Leben gern haben — also darum voran, voran! Sie durfte nicht zögern.

Wie ein Stoßgebet den Namen ‚Walenty' auf den Lippen, schickte sie sich an, aus ihrem Versteck herauszutreten und geradewegs aufs Haus loszugehen, als sie drinnen im Schweinestall eine helle Mädchenstimme hörte.

„He, ihr meine lieben Kinderlein, habe ich ein Schläfchen gehalten? Verzeiht der kleinen Marynka! War kleine Marynka sehr müde, hat sie nicht geschlafen die ganze Nacht, hat sie eurer Mutter aufgepaßt, daß alte Sau nicht frißt liebe Kinderlein! He, dalej, Rozyczka, alte Sau, laß hungrige Kinderlein trinken!"

Marynka — Marynka?! Michalina lauschte erfreut: war das vielleicht die kleine Marynka, die zu ihrer Zeit noch

ein Kind geweſen war, das niemandem angehörte ein Kind, das hier zwiſchen den Ställen aufgewachſen war? O, vor der brauchte ſie ſich nicht zu fürchten! Und ſo ſchlüpfte ſie ſchnell hinein in den Koben. — — —

Der Rittmeiſter, der gegen die Zeit der abendlichen Kühle mit der Gouvernante ſeiner Schweſter im Garten promenierte, war faſt verblüfft, als aus einem dichten Gebüſch im Rücken des verſteckten Bänkchens, auf dem er eben mit Fräulein Wollenberg Platz genommen hatte, ein leiſes ‚Pſt-pſt‘ ertönte, ſo zart wie das zirpende Rufen einer Grasmücke. Eine Weidengerte berührte mit einem mahnenden Tupfen ſeine Schulter. Er drehte den Kopf — da ſtand die kleine Marynka, die Hühner- und Schweinemagd, winkte eifrig und legte dann ihren nicht gerade tadellos ſauberen Zeigefinger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen.

Was fiel dem kleinen Wechſelbalg ein?! Wollte die etwa auch ſchon kokettieren?! Da müßte man ja einen netten Geſchmack haben! Aber — na! Gutmütig erhob ſich Paul Keſtner. Er bat das Fräulein, einen Moment zu entſchuldigen.

Nun, wo ſteckte denn jetzt die kleine Marynka?! Der Rittmeiſter bog um das Boskett. „He, Marynka!“ Die war nicht mehr da, wohl aber ſtand auf dem Kiesweg, über den der ſonnige Abendglanz tanzende Lichter warf, ein rundes braunes Mädchen und blinzelte ihn ſcheu an.

Ein: „Donnerwetter!“ entſchlüpfte dem Rittmeiſter. Das war gerade keine angenehme Überraſchung. Er hatte die Michalina, das einſtige Stubenmädchen ſeiner Mutter erkannt. Haſtig fuhr er in die Taſche, er wollte

ihr ja gern etwas ſchenken. Da brachte ſie ſtockend und ſtotternd ihr Anliegen hervor.

Alſo heiraten wollte ſie, die Michalina?! Erleichtert atmete er auf. Na, das war ja ganz reizend, ganz famos! Und den neuen Krug wollte ihr Bräutigam gern pachten? Bräuer — Valentin Bräuer — den Namen wollte er ſich merken — ganz famos! Nun natürlich, der kriegte den Krug und kein anderer! Da konnte ſie ſich feſt darauf verlaſſen!

Er ſchüttelte ihr die Hand: das war recht, daß ſie zu ihm gekommen war!

Sie küßte ſeine Hand: »Padam do nóg!« Mehr konnte ſie nicht ſtammeln. Ihr Herz war ſo ſchwer; es drückte ihr faſt den Atem aus.

* * *

„Warum weinſt du?“ ſprach die kleine Marynka, als ſie miteinander aus dem Garten ſchlichen. „Er iſt doch ein guter, gnädiger Herr! War er nicht gut zu dir?“

„Doch, doch, er iſt ſehr gut geweſen,“ ſchluchzte Michalina und befühlte das große Silberſtück, das der Herr Rittmeiſter ihr in die Taſche geſteckt hatte. Fünf Mark — was konnte ſie alles dem Jaſio dafür kaufen! Aber die Freude wollte nicht kommen in ihr Herz. Ja, wenn ſie wirklich die Braut geweſen wäre, für die er ſie gehalten hatte! Es war ſüß geweſen, ihn ſo ſprechen zu hören; ſie hätte ſeinen Irrtum nicht verbeſſern mögen, um alles in der Welt nicht. Aber, o — ſie legte die Hand aufs Mieder —, was hatte ſie da für einen böſen Schmerz!

„Weine doch nicht!“ ſprach die kleine Marynka und drückte ihr mitleidig die Hand. „Haſt du Urſache zu weinen? Nein, du haſt gar keine Urſache! Du haſt einen Großvater. Wenn ich meine Gänſe treibe auf die Stoppel, da“ — ſie hob den Arm und deutete nach dem Łyſa Góra hinüber, der ſich wie ein Wahrzeichen jenſeits der drei Grenzen reckte — „ſo treibt der alte Dudek nebenan ſeine Schafe auf Chwaliborczycer Stoppel, und wir treiben nebeneinander, und ich höre ihm ſo gerne zu. Ich wünſchte, ich hätte auch ein ſo liebes Großväterchen! Und du haſt auch noch eine Mutter — o, wie ich wünſchte ein Mütterchen!“

„Und ein Bübchen, ein kleines,“ ergänzte Michalina ſchnell und trocknete mit dem Schürzenzipfel ihr betränktes Geſicht.

Da ſeufzte die kleine Marynka: „Wünſcht' ich doch, ich hätte auch ſo ein Bübchen, ein kleines! Mit dem läßt ſich gut ſchwatzen, nicht wahr? Ich habe nur meine Hühnchen und Gänſe, und die Ferkelchen von der alten Rozyczka. Aber alle ſie werden geſchlachtet werden. Das Bübchen nicht! O, du Glückliche!“

In ihrem kurzen Röckchen, auf ihren bloßen Füßen ſtand die kleine Marynka am Hoftor unter der Akazie und ſah noch lange, lange der Davonſchreitenden nach.

Michalina eilte ſehr: was würde Staſia wohl ſagen, daß ſie ſo lange hatte warten müſſen?! Aber wie ſie ſich auch umſchaute, nach rechts und links und vor und zurück, keine Staſia war zu erblicken. Der hatte es ſicherlich zu lange gedauert, die war ſchon nach Hauſe gegangen! —

Aber Staſia hatte die Zeit nicht zu lange gewährt;

ſie hatte gar nicht gemerkt, wie die dahineilte. Schon läutete das Abendglöckchen — jetzt war es die Stunde, in der ſie am Luch ihren Bräutigam treffen ſollte — aber ſie dachte gar nicht an dieſen.

Mit Pan Szulc ſaß ſie unten im tiefen Waſſergraben, den die Sommerhitze ſo ausgetrocknet hatte, daß kein Tröpfchen mehr darinnen war. Aber Gras wuchs da unten, Gras, ſo weich wie ein Pfühl. Sie küßten ſich. Sie hatten ſich unendlich viel zu erzählen, und noch viel mehr ſich zu küſſen, und ſo viel zu lachen. Und dann verabredeten ſie, daß ſie ſich öfters hier treffen wollten im Waſſergraben, der wie ein tiefer Schnitt durch die Felder ſchneidet, und in dem man ſitzen kann, ohne daß jemand, der über die Felder geht, eine Ahnung davon hat.

Sie verabſchiedeten ſich auch hier unten. Es war ein langes, heißes Umfangen. Daß ſie des Niemiec Braut war, darauf nahm Pan Szulc keine Rückſicht — für den war ſie doch viel zu ſchade!

Mit zerrauften Haaren, das Geſicht glühend, kletterte Staſia endlich, ſich an den Grasbüſcheln hinaufhelfend, zum Rande hinan. Noch einen Blick — ein Grüßen mit den Augen — ein Spitzen des Mundes — und dann lief ſie fort, während der Inſpektor unten noch eine Strecke weiter ging, um dann am ganz andern Ende des Grabens aufzutauchen.

Atemlos näherte ſich Staſia den Weiden am Luch. Was würde ſie nur ſchnell vorbringen, ſich zu entſchuldigen? Was ſollte ſie ſagen, um den ſo lange vergeblich Harrenden zu verſöhnen?! Und was die Michalina ausgerichtet hatte, das wußte ſie nun auch nicht — recht dumm! — was erzählte ſie denn jetzt ſchnell für ein Märchen?!

Mit zitternden Fingern ihr verwirrtes Haar zu ordnen verſuchend, hielt ſie an — nun war ſie am verabredeten Platz. Ganz ſtill lag der Luch, ſo ſtill, daß das leiſe Rauſchen der Schilfhalme im Abendwind wie ein mächtiges Brauſen klang. Unter einer grünhaarigen, wehenden Weide lag Walenty, die Arme als Kiſſen hinterm Kopf, das klare Geſicht frei nach oben gekehrt.

Friedlich ſchlief er in glückſeligem Behagen, ohne Harm wie ein Kind. Er konnte auch ſchlafen, unbeſorgt wie ein Kind, denn er war ſicher bewacht. Neben ihm kauerte Michalina. Die Kniee hochgezogen, die Arme um die Kniee geſchlungen, wiegte ſie den Oberkörper hin und her in lautloſem Rhythmus und hielt die Augen unabläſſig auf den Schläfer gerichtet.

Doleſchal hatte ſich die Sache lange überlegt: nein, unter keinen Umſtänden würde er zum Wunſch des jungen Anſiedlers fördernde Hand bieten! Es tat ihm leid, wenn Valentin Bräuer ſein Verſprechen zu haben glaubte — mochte er ihm denn zürnen und ſeine Dankbarkeit ſich in Unmut verkehren! Es war jedes Mannes Pflicht, dieſen Knaben von dem unbeſonnenen Schritt zurückzuhalten. Wenn die Pacht des Kruges ihm nicht zugeſprochen wurde, hatte die Heirat wohl noch gute Wege.

Aber nichts Heimliches wollte Doleſchal unternehmen, und ſo fuhr er, ungefähr eine Woche nach dem Beſuch des jungen Rheinländers hinüber zur Kolonie. Dort hatte der Bau des neuen Wirtshauſes große Fortſchritte gemacht; ein friſchrotes, leuchtendes Ziegeldach war ſchon aufgeſetzt, und die Sonne ſpiegelte ſich ſchon in den Fenſterſcheiben. Bei den am Neubau Beſchäftigten trieb ſich Valentin Bräuer herum, aber Doleſchal vermied es, den ganz in Anſpruch Genommenen zu begrüßen. Er fuhr gleich beim Alten vor.

Sowie der Wagen hielt, kam die Frau herausgeſtürzt, ſtreckte beide Hände in den Wagen und drückte und ſchüttelte Doleſchals Hand:

„Ne, Herr, wat Sie doch eſo gut ſind! Ne, Herr, wir danken Ihnen auch eſo vielmals! Wat is de Valentin eſo glücklich! Nu hat er die Wirtſchaft — die andern mußten all' abziehen — geſtern haben ſe mit ihm der Kontrakt gemacht!“

Was — Kontrakt?! Doleſchal war ganz betroffen: wie war das möglich, wie war das nur ſo raſch gekommen?! Vor acht Tagen ſchien der junge Mann doch noch gar keine beſtimmte Ausſicht zu haben!

„Gott, och Gott, is dat en Glückſeligkeit!“ Man ſah Frau Kettchen die frohe Teilnahme an. „Mer wird ſelber noch emal jung derbei, wenn mer dat Pläſier mit anſieht! Dat vergeſſen wir Ihnen nie, Herr von Doleſchal!“

„Ich — nein, ich bin ganz unſchuldig daran! Ich — ich habe keinen Schritt dafür getan,“ wehrte Doleſchal ab.

„Sie hätten nix dafür getan?“ Die gute Frau blieb dabei. „Wat Sie ſagen! Ach ne, dat reden Sie mir nit vor, Herr Baron, dat Sie ſich nit für de Jung verwend' haben!“

„Nein, mein Wort! Ich bin nicht derjenige!“

Und als Frau Kettchen ihn noch immer anſah, ſo ungläubig, ſo zweifelnd wie ein Kind, mit dem man ſeinen Spaß treiben will, ſagte er ernſt: „Ich würde mich hüten, meine Hand zu ſo etwas zu bieten. Ich halte es geradezu für ein Unrecht, für einen Unfug, Ihrem Sohn die Pachtung zu übertragen, da man doch weiß, daß er ſich mit einem polniſchen Mädchen verehelichen will!“

„Och, Herr!“ Gekränkt zog die Mutter ihre Hand

zurück. „Dat is doch keine Unfug, wenn de Valentin die Wirtſchaft kriegt! De is 'ne ordentliche Jung', und ſein' Braut is auch en ſehr ordentlich' Mädchen, ſie wird uns alle Tag' lieber. Un in drei Wochen, auf Michaelis Tag, is die Hochzeit!"

So, alſo die Hochzeit war ſchon feſtgeſetzt, und der Pachtkontrakt war ſchon unterſchrieben?! Was war da noch zu tun? Gar nichts! Da konnte er nur gleich wieder fortfahren. Eine Unterredung mit dem Vater, dem alten Bräuer, hatte nun auch keinen Zweck mehr. Zu ſpät!

Doleſchal fühlte die plötzliche Kühle deutlich, mit der ſich Frau Kettchen von ihm verabſchiedete. Er hatte das freundliche, ſaubere Weib immer gern gehabt, nun tat's ihm leid, daß er ihr hatte ſo ſchroff erſcheinen müſſen. Ein plötzliche Verzagtheit kam über ihn — ach, er machte es eben keinem Menſchen recht! Da waren doch ſo viele, die nicht halb das Intereſſe hatten für die Koloniſation wie er, und doch wurden ſie freundlicher gegrüßt und mehr angeſehen wie er. Vor ihnen flogen die Hüte — vor ihm, der jetzt den Kutſcher langſamer fahren hieß durch die Anſiedlung, wurden die Hüte läſſig gezogen. Oder dünkte ihn das nur ſo?!

Mit einem gewiſſen Mißtrauen flogen des Deutſchauers Blicke nach rechts und links; er gierte förmlich nach einem treuherzig-fröhlichen ‚Grüß Gott' des Schwaben, an deſſen Häuschen er jetzt vorbeifuhr. Aber das ‚Grüß Gott' des Mannes, der vor ſeiner Tür Holz ſägte, klang gedrückt.

Warum war der nicht heiterer?! Nun, natürlich, auch der hatte etwas gegen ihn — wie alle — alle!

Den Grübelnden überlief plötzlich ein Schauer. Sich ganz in ſeine Wagenecke drückend, ließ er den Kutſcher Trab fahren. Er wollte nach der Kreisſtadt zum Landrat — der wenigſtens war ſein Freund! Schneller! Warum denn wie mit Schneckenpoſt? Schneller! Der Kutſcher hieb auf die Pferde.

Als ſie durch Pociecha-Dorf raſten, war gerade die Religionsſtunde der Kinder, die nächſte Oſtern zur heiligen Kommunion gehen ſollten, zu Ende. Mit ihrem Katechismus unterm Arm ſtanden die Knaben und Mädchen am Pfuhlrand, zwiſchen Schule und Propſtei, und ließen den Wagen paſſieren.

Keines der Kinder grüßte; ſie glotzten nur. Aber als der Wagen vorbeigeſauſt war, kam ein Steinwurf nachgeſauſt, und eine Knabenſtimme kreiſchte gellend hinterdrein:

„Niemiec, Niemiec, Hundeblut!“

* * *

Die drei Wochen bis zum Michaelistag waren ſchneller dahingegangen, als ſelbſt Valentin Bräuer, der ungeduldige Bräutigam, es geahnt hatte. Mit den Schwalben, die fortgezogen, waren auch die Tage geflogen.

Nun war die Staſia ſein Weib; ſie ſchwur ihm Treue fürs ganze Leben vor Gott. Der Prieſter weihte ihren Bund.

Valentins Bruſt hob ſich unter ſchwellendem Atemzug des Glückes: nun war ſie ſein! Sein, die hier ſo ſchön, ſo zierlich neben ihm ſtand! Es fiel ihm

darüber gar nicht auf, daß er eigentlich kein Wort verſtand von dem, was da am Altar geſprochen wurde.

Piotr Stachowiak, der Propſt, lag an einem neuen Gichtanfall, ſo traute ſie der junge Vikar.

Aber er hielt die Traurede polniſch. Nur als er ſich direkt an den Bräutigam wandte: ‚Ich frage dich, Valentin Bräuer, Junggeſelle, willſt du dieſe hier anweſende Jungfrau Staniſlawa Marianna Frelikowska, als dein chriſtliches Eheweib hochhalten und lieben dein ganzes Leben lang, ſo antworte: ja‘ — ſprach er deutſch. Aber er liſpelte es raſch, leiſe und unſicher, wie man eine fremde Sprache ſpricht, die man nicht ganz meiſtert.

Deſto lauter klang des Bräutigams ‚Ja!‘ durch die Kirche. Er rief es heraus aus voller Bruſt, ſo ehrlich-zuverläſſig, daß ſelbſt die Neugierigen, die ſich aus dem Dorf eingefunden hatten, dieſes ‚Ja‘ verſtanden.

Staſia ſagte ‚tak‘*).

Unter dem mit Rosmarinzweigen beſteckten Brautmützchen, das ſie, wie alle polniſchen Landbräute am Hochzeitstag trug, ſchaute ſie beharrlich zu Boden. Es war ihr nicht ſo gar leicht zumute. Geſtern war ſie noch einmal zur Beichte geweſen, und mit weinenden Augen hatte ſie den Beichtſtuhl verlaſſen. Es war doch eine nicht ſo leichte Aufgabe, der ſie entgegenging — des war ſie ſich im Beichtſtuhl erſt ganz bewußt geworden.

Sie machte ein ernſtes Geſicht. Es hellte ſich auch nicht auf, als der Kutſcher des Hochzeitswagens, ein

*) Ja.

wehendes, buntseidenes Tuch ins Knopfloch geknüpft, kunstvoll mit der langen Peitsche knallte, daß es klang wie Pistolenschüsse. Sie lächelte nicht, als der Wind sie mit den vielen flatternden Bändern vom Rosmarinsträußchen ihres Hochzeiters kitzelte, lachte nicht, als beim Hochzeitsschmaus der Vater und der Schwiegervater, die beide kräftig getrunken hatten, Brüderschaft schlossen, und dann plötzlich draußen vorm Haus die Musikanten von Pociecha-Dorf, die man nicht bestellt, aber die sich doch eingefunden hatten, den Krakowiak zu spielen anfingen. Und sie spielten doch so flott, daß der nimmermüden Michalina, die den ganzen Tag Kuchen und Braten aufgetragen und Bier und Wein eingeschenkt hatte, die Füße juckten.

Sie schaute erst zuversichtlicher drein, als ihr die Brautjungfern um Mitternacht das Brautmützchen abgenommen und ihr als Zeichen der Würde die Frauenhaube aufgesetzt hatten. Die würde sie nicht immer tragen, bewahre! Auf das besorgte Flüstern ihres Ehemannes: ob sie denn von nun ab ihr schönes blondes Haar verdecken wolle, schüttelte sie lächelnd den Kopf — o nein, nein, man hielt eben nur fest an den alten Hochzeitsbräuchen!

Gegen das nun einmal Hergebrachte ließ sich nichts sagen. Das hatten auch die Eltern Bräuer eingesehen, wenngleich Frau Kettchen an dem Hochzeitstag oftmals recht unsicher blickte. Es kam ihr alles so sehr fremd vor, und sie, die die Hochzeit eifrig betrieben hatte, konnte ein paar leichte Seufzer nun doch nicht unterdrücken.

Schon daß die Braut keinen Myrtenkranz trug,

wollte ihr nicht in den Sinn — war ſie denn ein Mädchen, dem die Myrte nicht mehr zukam?! Doch, doch freilich! Aber der Rosmarin war nun einmal hier Sitte anſtatt der Myrte.

Verſtohlen ſuchte ihr Blick überm Sofa das Glaskäſtchen, darinnen ihr eigner Brautkranz hing — ach, den hatte ſie immer ſo hoch gehalten! Und ſehnſuchtsvoll flogen ihre Gedanken zurück zu jener Zeit, da in der kleinen Dorfkirche am Rhein ihr Glück begründet worden war. Und eine Sorge kam ſie an: ob die hier denn auch glücklich werden konnten?!

Vater Bräuer war es auch nicht einerlei geweſen, daß der Sohn aus dem Hauſe ging. Aber darüber nachzudenken, dazu kam er vor der Hand nicht. Es war nun vor Winter noch eine Menge Arbeit zu erledigen, und auf den neugebackenen Ehemann war in dieſer Zeit nicht viel zu rechnen. Der mußte nun erſt einmal die eigne Wirtſchaft begründen, und — hatte man wohl je ähnliches erlebt? — der hing ſeiner jungen Frau ja förmlich am Schürzenzipfel. Alle ſeine Gedanken waren nur bei ihr, kaum war er einmal weg vom eignen Herd, ſo ſaß er auch ſchon wieder daran.

Das würde ſich ja hoffentlich legen mit der Zeit. Ein Glück, daß die Schwiegertochter nichts Unbilliges verlangte, denn wahrhaftig, — Vater Bräuer ſchüttelte oft genug mißbilligend den Kopf — der Junge ließ ja alles mit ſich machen!

Nun war der Winter gekommen. Weiß lagen die unabſehbaren Flächen, und Schneehaufen gleich, kaum ſich hebend vom Boden, die niedrigen Hütten der Komorniks.

Der Ackerbau ruhte. Die Pflugſchar roſtete.

Tief unterm Schnee ſchliefen die winzigen Hälmchen. Wer konnte jetzt ſchon ſagen, ob ſie einſt hoch und kräftig emporſchießen, reife, wiegende Ähren werden würden, die ſich neigten unter der eignen Fülle — oder ob ſie verkommen würden, erſticken unter der Laſt, die der Himmel mit jedem Tag auf ſie herunterſenkte?!

Von November an fiel der Schnee ſtetig. Kein Sonnenwetter gab's mehr. Auch kaum einen Wind. Ruhig blieb der weiße Mantel liegen; kein Aſt, kein Äſtchen der Akazien von Przyborowo und der Pappeln von Chwaliborczyce war nackt. Jeden Morgen das gleiche Weiß, dieſelbe weiche, fleckenloſe, jeden Schall dämpfende Hülle. Lautloſer Friede laſtete überm Łyſa Góra.

Auf dem platten Lande machte ſich die Langeweile breit. Zu Sommerzeiten wurde nie ſo viel geklatſcht. Löb Scheftel brauchte, wenn er jetzt mit ſeinem Wägelchen herumfuhr, immer länger und länger zur Tour. Und das war nicht die Schuld des Schnees allein, der ſich den Rädern anklebte, Schuld trug auch nicht, daß er nun alles allein zu beſorgen hatte — ſein Sohn Iſidor half ihm nicht mehr, der war im Herbſt fortgezogen — das Schwatzen machte es, das ihn in jeder Küche feſtbannte, beim kleinen Mann ſowohl wie in der Herrſchaftsküche.

„Gott der Gerechte und Weh geſchrieen!“

Der Händler hatte viel zu jammern: wie ſollte es werden, wenn die neuen Zölle durchgingen?! Wie teuer würde man dann 's Fleiſch erſt einkaufen! Gott ſoll hüten!

Wie man in der Zeitung las, die der Herr Keſtner hielt — der Briefträger, den Scheftel auf ſeinem Wägelchen täglich ein Stück Wegs mitnahm, ließ ihn zum Dank dafür immer ins Kreuzband gucken —, war Zollerhöhung auf die Einfuhr vom Ausland das einzige Mittel, die heimiſche Landwirtſchaft zu heben.

Klug geſprochen! — das meinte Löb Scheftel auch. Mochten ſie nur immer die Einfuhrzölle erhöhen, hierzulande wuchs ja auch Getreide, und Kälber wurden auch geboren und Lämmer und Ferkel! Aber — weh geſchrieen — nun wollten die großen Herren auch gleich denſelben Preis für ihre Produkte machen, wie der für die auswärtigen war, die doch den hohen Zoll auf ſich hatten. Ja, auf dieſe Weiſe verdienten wohl die großen Herren — aber andere?!

Wenn die Futtergerſte, der Mais, die Ölkuchen, überhaupt alle Futtermittel ſo teuer wurden, wie ſollte da der kleine Beſitzer die Aufzugskoſten erſchwingen? Dann mußte der ja ein Stück Vieh faſt ſo teuer verkaufen, wie früher zwei, und hatte doch noch keinen großen Profit dabei. Und der Händler, der 's Rind und 's Schweinchen und 's Hämmelchen ſo hoch bezahlen mußte, konnte das Fleiſch nun doch auch nicht mehr ſo billig weggeben!

„Schlechte Zeiten! Teure Zeiten!“ Löb Scheftel rechnete es allen, die ihm mit beſorgten Mienen zuhörten, an den zehn Fingern vor, warum er auf alles Fleiſch zehn Pfennige pro Pfund aufſchlagen mußte. „Wenn der Iſidor würde ſein noch hier, würde 's Fleiſch gewiß aufſchlagen um fünfzehn Pfennige, denn der rechnete beſſer, und“ — Scheftel zog die Achſeln hoch und

machte ein bedauerndes Geſicht — „wer kann wiſſen, ob's nicht zu Oſtern ſchon koſten wird zwanzig Pfennige mehr per Pfund?!“

Alſo nicht einmal mehr zu den Feſttagen ſollte der kleine Mann Fleiſch eſſen?! In der Woche hatte man ja ſo wie ſo nie Fleiſch im Topf. Da war der Lehrer in Pociecha-Dorf, der hatte, ſeitdem er krank gelegen und aus der Propſtei geſpeiſt worden war, keinen Braten mehr gerochen. Und nötig hätte der's wahrlich, denn Doktor Wolinski hatte Schwindſucht feſtgeſtellt.

Und ſo waren viele wie Lehrer Ruda, die gerne Fleiſch gegeſſen hätten und es nicht bezahlen konnten, denn zehn Pfennige mehr für das Pfund, iſt zuviel.

War es jemals früher hier ſo geweſen? Nein, niemals! Es gab noch Leute, die ſich erinnern konnten, daß man das Rindfleiſch um zwei ‚Groſze‘ gekauft, ein ganzes Ferkel für einen halben polniſchen Gulden, und eine gute Legehenne noch zugekriegt hatte.

Ja dazumal, dazumal! Schäfer Dudek, der am liebſten von ‚dazumal‘ erzählte, deutete ernſthaft mit ſeinem Finger auf ihre Stirnen. Hatten ſie denn ganz vergeſſen, daß ‚dazumal‘ nicht ‚heute‘ war?! Dazumal, ach, da war das Land noch gut polniſch geweſen, und wenn einer Hunger hatte, ging er zum Nachbar und ſprach: ‚Du, gib mir zu eſſen!‘ Und wenn der Nachbar nichts hatte, ſo ging er mit dem zuſammen zum zweiten Nachbar, und wenn der auch nichts hatte, ſo ging man zu dritt wieder zum nächſten Nachbar, und ſo fort, bis man endlich zu einem kam, der etwas hatte. Und der ſpeiſte ſie dann alle, und ſie blieben bei ihm, ſolange es reichte.

Ja, dazumal war noch Gaſtfreundſchaft in Polen geweſen, und Liebe und Treue und Gutherzigkeit und Mildtätigkeit! Wo waren die Zeiten hin?!

Traurig ſchüttelte der alte Schäfer den Kopf. Aber dann richtete er den verlorenen Blick ſeiner Augen auf den Urenkel, der am Boden ſpielte, und ſein Blick wurde hoffnungsvoll: Jaſio, der Knabe, das kleine Hänschen da, der würde wieder leben in dem gelobten Lande, in dem Polen, wie es einſt geweſen war, in dem großen Polen! Noch lag der Lyſa Góra unterm Schnee, aber wenn der Schnee ſchmolz, und das Waſſer hinuntertroff in die Ebene, dann ſchmolz auch die Erde, die die Schläfer deckte, und herauf ſtieg das Heer aus dem Berg mit klirrenden Schwertern und blinkenden Senſen: ‚Es lebe Polen!‘ Und die Niemcy flohen wie Hunde, wenn der Wolf heult.

„Ich ſage euch,“ ſprach Schäfer Dudek, „wenn die böſen Leute auch reden, daß Polen tot ſei, es iſt nicht wahr. Es liegt nicht im Grabe, es liegt nur und ſchläft, wie ein Kind in der Wiege. Und es zählt im Traum die vielen langen Frühlinge, die es ſchon geſchlafen hat, es hört die Fichten rauſchen an ſeinen Flüſſen und die Ähren in ſeinen Feldern, es hört ſeine Kinder in den Spinnſtuben klagen über die blaſſen Eindringlinge mit den blutigen Händen, und es fühlt, daß ſie ſich ſehnen. Und es erwacht und ſchüttelt ſich: ‚Die Stunde iſt da!‘“

„Werden wir dann das Fleiſch billiger haben und immer Brot genug?“ fragten die Weiber, die ſich allabendlich, wenn das Licht angezündet war, beim alten Schäfer einfanden.

„Ihr werdet alles genug haben, ihr werdet glück-

lich ſein," ſprach der Alte. „Betet, daß das Reich komme!"

Und ſie beteten alle eifrig und freuten ſich ſchon. —

Es war vor Winteranfang geweſen, — der Schäfer und die kleine Marynka hatten noch einmal ihre Herden geweidet, unfern des Berges, an dem entlang Telegraphendrähte ſich ſpannen, — als ſie ein ſeltſames Surren gehört hatten. Ein Klingen war über ihnen geweſen, ein Wehen, wie von geiſterhaften Tönen.

„Was iſt das?" hatte die kleine Marynka gefragt und die Kinderaugen aufgeriſſen in abergläubiſcher Neugier.

Auch der Schäfer hatte nach oben gehorcht, aber ſein halbtaubes Ohr hatte den Wind nicht erkannt, der in den Drähten ſauſte und harfte; ſein ſehnendes Auge ſah nur die Kiefer oben auf dem Berge wie eine Flagge winkend wehen, und er kauerte ſich nieder und legte das Ohr lauſchend auf den Boden und winkte dem Kinde, das Gleiche zu tun.

Alſo hatten ſie lange geharrt.

Aber wenn ſie auch damals nichts weiter vernommen hatten, das erſte Zeichen war doch gegeben, des war Dudek ganz ſicher. Und er nahm ſich vor, in der Nacht des 24. Dezember, wenn der erſte Schlag der Mitternacht anhebt und in der heiligen Stunde die Bäume grünen, wenn alle Tiere zu reden beginnen, alle Weſen, die ſonſt ſtumm ſind, wieder zum Berge gehen. Dann würden die, die da unten ſchliefen, das zweite Zeichen geben.

Und als die geweihte Nacht kam, tat der taube Alte alſo und ging zum Berge und hörte, was er hören

wollte, und alsbald lief ein Gerücht um in den Hütten und ging von Stube zu Stube, von Mund zu Mund: ‚Der Dudek hat in der geweihten Nacht das ſchlafende Heer im Berge gehört, es hat ihm ein Zeichen gegeben — das zweite Zeichen!‘

Und man wurde immer gewiſſer: wenn Oſtern herankam, dann gaben die Ritter im Berge das dritte Zeichen und ſtanden auf wie ein Mann! —

Noch jemand hatte gleich Schäfer Dudek in der heiligen Nacht die Zukunft ergründet. Das war ſeine Enkelin, die Michalina.

Michalina war noch immer bei den Bräuers.

Die Hausfrau war zwar geſünder und konnte wieder ihre Wirtſchaft beſchicken, aber ſie hatten ſich zu ſehr an die Magd gewöhnt.

Und wenn die eben zu Hauſe nichts mehr zu tun fand, lief ſie hinüber zum neuen Krug und half dem jungen Ehepaar. Dort war immer etwas zu ſchaffen.

Die junge Frau war nicht an derbe Hausarbeit gewöhnt; ihre Hände hatten ſtets weich und fein ſein müſſen, um der Herrin aufzuwarten. An Geſchick fehlte es ihr freilich nicht; niemand konnte ſo zierlich wie ſie in der Gaſtſtube bedienen. Wenn ſie das Glas am Bierkran voll laufen ließ, daß es eine Haube trug, friſchgewaſchen-weiß, wie die einer Frau am Feſttag, und wenn ſie es mit einem »Na zdrowie«*) vor den Gaſt hinſtellte, dann ſchmeckte es dem beſſer als irgendwo anders, und er bemerkte nicht, daß der Holztiſch ungeſcheuert war und noch die Kringel der übergelaufenen Biergläſer und

*) Wohl bekomm's.

der verſchütteten Schnapsneigen von vor acht Tagen zeigte. Wenn ſie das Schnapsgläschen übervoll goß, mit einem Haufen ſchier, und dann mit ſpitzen Lippen daran nippte, mußte ſchon einer ein Stockfiſch ſein, der dieſe roten Lippen nicht gern hätte plaudern hören. Aber das Fegen in Stube und Flur, das auf den Knieen im Naſſen Liegen und die Dielen weiß Scheuern mit Lauge und Sand, das ſtand Staſia nicht an. Läſſig wiſchte ſie einmal über alles hin; ſie ſah gar nicht, daß der Schmutz in den Ecken wuchs.

Dagegen machte ſich Michalina ein Feſt daraus, im Kruge zu ſcheuern. Des Valentin zufriedenes Kopfnicken und das behagliche Lächeln, das über ſein Geſicht zog, roch er den Duft friſchen Seifenwaſſers in der Wirtsſtube, machte ſie glücklich.

Staſia haßte den Scheuergeruch. In Chwaliborczyce war niemals geſcheuert worden, wenigſtens niemals, wenn man davon etwas bemerkte. Das taten nur die Schwabby, alles mit Waſſer überſchwemmen und dann ſagen, ſie machten rein! Der Scheuergeruch, der ihre Naſe beleidigte, war auch der erſte Anlaß zu einem Zank zwiſchen ihr und ihrem Walenty. Was fiel ihm denn ein, ihr den Vorwurf zu machen, daß ſie's nicht ſauber halte?! War ſie eine Magd? Dann hätte er ſich eine ſolche heiraten müſſen — vielleicht die da!

Und ſie hob die Fußſpitze und deutete nach Michalina, die eben auf den Knieen unterm Tiſch herumrutſchte und die achtlos hingeworfenen, halb zertretenen Zigarrenſtummel zuſammenlas, die des jungen Wirts Ärger erregten. Dieſe Stummel hatte Pan Szulc, der Inſpektor, geſtern, als er hier ein Stündchen geſeſſen und geraucht,

fallen laſſen. ‚Lagen die etwa nicht gut da? Störten die etwa jemand?!‘ meinte Staſia ſpitz.

Nein, die ſtörten gar nicht, das fand auch die Michalina. Aber trotzdem ſuchte ſie ſie eifrig auf. Der Walenty war's eben ſo von ſeiner Mutter her gewöhnt, die konnte auch kein lächerliches Stäubchen liegen ſehen — hatte die nicht ſogar erzählt, daß bei ihnen zu Hauſe, wo der Rhein ſo viel Waſſer gibt, ſelbſt die Straßen geſcheuert würden?!

Drollig genug war's, aber warum ſollte man den Leuten, die ſo gut waren, nicht etwas zuliebe tun?!

Michalina hatte die braunen Augen gehoben und das Geſicht des jungen Ehemannes geſucht. Aber er ſah ihren Blick nicht, er ſuchte nur den ſeiner Frau.

Jedoch Staſia ſchmollte.

Sich den Armen, die ſie reuig umſchlingen wollten, entziehend, ſchlüpfte ſie zur Tür hinaus. Draußen hörte man ſie gleich darauf hell lachen und dann des Förſters rauhen Baß dröhnen.

Frelikowski war heute gekommen wie alle Vormittage und wie alle Abende auch, ſeinen Schnaps hier zu trinken; der neue Krug lag ihm viel bequemer als der in Pociecha-Dorf. Überhaupt, wer würde zu einem Juden gehen?! Wenn man beim Juden *ein* Gläschen anſchreiben läßt, machte er gleich drei daraus!

Frelikowski führte der Tochter gute Kundſchaft zu; die meiſten Leute der Umgegend kehrten jetzt im neuen Krug ein. Wenn die Anſiedler am Sonntag abend, wo man doch gern vom Einerlei der Woche eine Abwechslung hat, einen Tiſch haben wollten, fanden ſie keinen. Sie mußten ſchon Platz nehmen zwiſchen den andern Gäſten.

Und warum auch nicht?! „Ein Wirtshaus iſt für alle da!“ ſagte Staſia. Wem's nicht paßte, polniſch zu hören, konnte ja zu Hauſe bleiben! Daheim konnten ſie deutſch genug reden mit ihren Hühnern und Gänſen; hier mußten ſie's ſchon machen wie der Vater, der ſprach halb polniſch, halb deutſch, je nachdem — und verſtand den ſo nicht ein jeder?!

Es war Valentin nicht recht, daß der Trunk polniſch begehrt, polniſch kredenzt und polniſch angekreidet wurde. Wenigſtens das Eine ſetzte er durch: daß nicht mehr ſo viel angekreidet wurde. Das ‚auf Rechnung Schreiben‘ hätte Frelikowski gern eingeführt, aber es gelang ihm nicht; der Schwiegerſohn war pünktlich, was getrunken wurde, wurde auch bar bezahlt.

Staſia fand das gar nicht gutherzig: lieber Gott, wenn nun einer nicht genug Geld mit ſich hatte und doch noch gerne trinken wollte! Sie ſtundete. Eine Wirtsfrau muß gefällig ſein, das bewies ſie ihrem Valentin klipp und klar. Wo hätte er wohl ſoviele Kunden her, wenn ſie nicht wäre?! Von den paar Anſiedlern konnte der Krug doch unmöglich beſtehen! So aber kam die Pacht ganz gut heraus. Und darum ließ auch Valentin mit der Zeit mehr nach, mochte er doch ohnehin ſeiner Staſia nicht gerne widerſprechen.

Es war ganz natürlich, daß Staſia diejenige war, an die ſich alle wendeten, beherrſchte ſie doch das Polniſche und das Deutſche gleich gut und verſtand die Anſiedlersfrauen ebenſo wohl, die Salz und Zucker und Griesmehl verlangten, wie die kleinen Dorfbuben, die ſich für ein paar Pfennige »Cukierki« und »Lakrycya«*)

*) Zuckerchen und Lakritzen.

holten. Und die Gäste, die ‚Bier' begehrten, bediente sie ebenso lächelnd wie diejenigen, die »Piwo« riefen.

Aber bald riefen sie alle »Piwo«, macht es doch viel Spaß, sich gelehrig in einer fremden Sprache zu zeigen. Auch Valentin, der so oft das Wort »Piwo« hörte, sagte jetzt so — warum auch nicht?!

„Es macht mir Freude," sagte Stasia, „ich höre es gern. Kein Mensch spricht so hübsch polnisch wie du, mein Walenty! Walek!" Und sie lehnte sich an ihn und rieb ihre blonden Haare an seine Wange: »Daj mi buzi!«

„Jung, 'ne ganze Polack bist du schon geworden," brummte Peter Bräuer; aber es war ihm nicht Ernst darum, er sagte es nur aus Spaß. Zum Spaß brauchten sie ja alle polnische Brocken — eigentlich wußte man es gar nicht mehr, daß man sie brauchte — war's denn auch wohl anders möglich? Da war die Michalina, die schwatzte einem ja den ganzen Tag die Ohren voll, aber wer mochte ihr das wehren?!

Und wer mochte der fleißigen Magd dawider sein, daß sie nun auch das Weihnachtsfest herrichtete, ganz nach landesüblicher Weise?

Michalina war voller Freude aufs Fest und die Kinder nicht minder. Auch vorige Weihnachten, zu Hause noch, hatte man keinen Lichterbaum gehabt — 's war ja auch am Rhein nicht überall Sitte — aber dieses Jahr fastete man den ganzen 24. Dezember, und erst als der Abendstern am Himmel aufzog, trug die Michalina das Mahl auf: neun Speisen nach der Reihe, wie es die Sitte erheischte. Die Überbleibsel jedes Gerichts kamen in den Eimer zum Fressen fürs Vieh. Und ein

Bund Stroh breitete die Michalina unter den Tiſch zum Andenken, daß das Jeſuskindlein einſt in der Krippe gelegen hatte auf Heu und auf Stroh. Das machte den Kindern viele Freude.

Gegen zwölf Uhr nachts machte ſich Bräuer mit den wohlvermummten Seinen auf nach Pociecha-Dorf. Die Frau hatte ihm keine Ruhe gelaſſen, hatte doch der Herr Vikar aufgefordert, in die Paſterka zu kommen — nein, die Hirtenmeſſe durften ſie nicht verſäumen! So gingen ſie durch die ſternklare Winternacht dem Läuten der Glocke nach, und die Kinder guckten beſtändig hinauf zu den Sternen: ‚ſo viele Sterne am Himmel ſtehen, ſo viele Eier werden die Hühner legen künftiges Jahr‘, das hatte ihnen die Michalina geſagt.

Michalina war allein zu Hauſe geblieben. Aber ſie ſchleuderte nicht den Pantoffel vom Fuß rückwärts über den Kopf, um zu ſehen, ob ſie bald Hochzeit machte — wenn der auch noch ſo weit geflogen wäre, ſie würde doch nicht Hochzeit machen!

Und ſie klopfte auch nicht am Schweineſtall und horchte, ob ſich zuerſt ein junges oder ein altes Schwein meldete, — ob's ein junger oder ein alter Mann wurde, was kümmerte ſie das?! Sie wollte keinen!

In den Garten ſchritt ſie und ſchlang vom Strohbund, das unter dem Feſttiſch gelegen hatte, kleine Bänder um die jämmerlichen Obſtbäumchen, damit die wachſen und brav Früchte tragen ſollten dem Gospodarz zur Freude. Und dann ging ſie, immer mit feierlichem Schritt und ernſtem Geſicht, zum Stall.

Jetzt war die heilige Stunde da. Die ungeheure Stille der Winternacht hatte ihr den erſten Klang der

fernen Glocke zugetragen. Sie bekreuzte ſich fromm und bewegte betend die Lippen: jetzt ward Chriſt geboren! Jetzt tat ſich auf, was bis dahin gebunden war — jetzt ſprachen die Tiere!

Unterm ſchneebleichen Nachthimmel, der ſich wie die Kuppel eines heiligen Doms, von goldenen Kerzen erhellt, über den ſtillen Hof wölbte, ſtand ſchauernd in Andacht und Furcht das einſame Mädchen. Es hatte die gefalteten Hände gegen das pochende Herz gedrückt. Horch, rührte ſich drinnen noch nichts?

Michalina neigte das Mützchen an die Tür des Kuhſtalls, ſie preßte das Ohr feſt an die Spalte. Alle Wunder der heiligen Nacht waren nichts mehr für ſie, nur das eine wollte ſie wiſſen, mußte ſie wiſſen, und wenn ſie auch ihr Leben darum laſſen müßte: was brachte das künftige Jahr dem Sohn ihres Herrn?! Ward es ein glückliches Jahr oder ein trauriges für den Walenty?! Welche Antwort würden die Kühe geben?! Ach, ſein Blick war jetzt manchmal ſo trüb — plagte ihn die Staſia, plagten ihn Schulden, plagte ihn Krankheit? Ach, heilige Mutter, Allerbarmerin! Was plagte ihn denn?!

Was niemand ſah, das hatte die braune Michalina geſehen. Valentins Geſicht war nicht immer froh, ſeine Stirn nicht immer frei. Wenn er in Staſias Armen lag, wenn die Welt draußen ſtumm war und dunkel, und nichts da, als er und ſie, dann war er wohl glücklich, ſo glücklich, wie er ſich's erträumt hatte. Aber am Morgen im nüchternen Licht war's nicht mehr ſo. Mit dem Kehricht in den Ecken, den Staſias Röcke, die ſie lang trug wie eine Dame, aufwirbelten, flog auch die Verſtimmung auf.

Schon der Schwiegervater mit dem roten Bart, der ſich pünktlich jeden Tag einfand und ungezählte Gläſer leerte, war ihm nicht lieb. Der erzählte jetzt nicht mehr vom großen Krieg und von ſeiner Militärzeit, der ſchimpfte auf Kaiſer und Reich und war wilder auf Polen verſeſſen als die Polniſchen ſelber.

Und der Inſpektor, der bald nach dem Förſter eintraf, war Valentin noch weniger lieb. Er war gut Freund mit dem Förſter; ſie ſpielten miteinander Karten. Und wenn der Anſiedler, der Szleger, der hier aus der Provinz ſtammte und die polniſchen Weiber im Hauſe hatte — Frau und Schwiegermutter und Schwägerin — ſich noch dazu fand, dann war das ein Gerede, eine lebhafte Unterhaltung, von der der deutſche Wirt kein Wort verſtand.

Valentin ſah ein, es ging nicht anders, er mußte verſtehen lernen, was in ſeinem Hauſe geſprochen wurde; er mußte wiſſen, was Staſia ſagte, worüber ſie mit den Männern lachte. Sie waren immer ſo eifrig. Wenn ſie alle die Köpfe zuſammenſteckten, trat er wohl auch an den Tiſch, wollte auch teilnehmen an ihrer vertraulichen Unterhaltung, aber dann traf ihn ein Blick Staſias, ſo fremd, ſo kalt, daß ihn fror. Sie war wohl ſeine Frau, vor Gott und Menſchen ihm angetraut — aber war ſie ganz ſein? Er fühlte es dumpf, ohne ſich deſſen ſelber recht bewußt zu werden: ihre Seele war nicht ſein. Die war zu Hauſe hier auf dieſer Ebene, die wie ein Teller unter der Glasglocke des Himmels liegt — ihre Seele war polniſch!

Und eine jähe Trauer kam in ſein Herz. Haſtig riß er dann wohl ihren Kopf an ſich und küßte ſie und ſah

ihr tief in die Augen; sie ließ sich's gefallen. Aber schaute er auf, so traf er auf den spöttischen Blick des Inspektors und hörte das Lachen des Försters. Dann war ihm der Kuß auch verleidet, und er ging aus der Wirtsstube hinaus auf den Hof in den Schnee; kälter dünkte ihn die Winterluft nicht als drinnen die Stube. Er machte sich draußen zu schaffen mit dem Gefühl, innen ein Fremder zu sein, nur ein Geduldeter im eignen Haus.

Was die nur immer zu schwatzen hatten?! Merkwürdig, die Michalina konnte er immer verstehen, obgleich die das Deutsch so verschimpfierte, daß es eine Schande war. Aber sie gab sich viel Mühe. Oft wenn er draußen allein stand, das Beil in der Hand, um Brennholz zu spalten, aber nicht zuschlug, sondern wie verloren auf den Hauklotz starrte, trat sie zu ihm.

Sie zupfte ihn am Ärmel, zeigte ihm lachend die Zähne und ermunterte ihn:

„Dalej, dalej, daß junge Frauchen sich nicht friert in Kuchnia*)."

Dann schlug er zu, daß die Kloben splitterten, und sie sammelte die Scheite in ihre Schürze und half sie ihm ins Haus tragen. Er war oft unwirsch gegen sie und sagte ihr nicht ‚Danke', aber das bemerkte sie gar nicht. Heilige Mutter, liebreiche Mutter, wenn er nur wieder froh werden wollte! Was hatte er nur, daß seine Wangen nicht mehr so rot waren wie früher und seine Augen nicht mehr so blank glänzten?!

Michalina hatte Valentin Bräuer schon viele Male in

*) Küche.

ihr Gebet eingeſchloſſen, ihn hundertmal der Muttergottes ans Herz gelegt — was ſollte ſie ſonſt für ihn tun?! Würde er glücklicher werden im nächſten Jahr?!

Das ſollten ihr jetzt die Kühe ſagen in der heiligen Nacht.

Aber wie ſie auch begierig harrend auf dem einſamen Hof ſtand, der totenſtill war, ſo ſtill, daß das leiſeſte Wörtchen vernehmbar ſein würde, wie ſehr ſie auch das Ohr an die Tür des Stalles preßte, kein Ton wurde drinnen laut. Nicht einmal das gewohnte Schnaufen war zu hören. Wie verſteinert ſtanden die Kühe, wie erſtarrt.

Da wurde die Horchende plötzlich von Grauen geſchüttelt: o weh, o weh, die Kühe ſprachen heute nicht in der heiligen Nacht! Denen hatte die Muttergottes den Mund verboten! Die ſollten gewiß nichts ſagen, weil es gar ſo etwas Trauriges war?!

Und ſie gab, von Angſtſchauern gerüttelt, Ferſengeld, ſtürzte hinein ins Haus und auf ihren Strohſack, verſteckte den Kopf in den Pfühl und weinte. Weinte angſtvolle Tränen in der heiligen Nacht. —

Von Weihnachten ab wußte Michalina es ganz genau: dem Walenty drohte etwas. Ach, das kam davon, daß er früher ſo oft nach dem Tupadlo gegangen war! Wäre er doch fortgeblieben vom Sumpf, dann hätte das böſe Irrlicht, die Mora auf dem Rad, nicht ſeine Seele beheren können!

Das ſich ängſtigende Mädchen beſchloß, einmal den Großvater zu fragen, der war ja ſo klug, beinahe allwiſſend.

Der alte Dudek zürnte ſeiner Enkelin noch immer:

was hatte ſie bei den Schwabby zu ſuchen?! Er machte auch keine freundliche Miene, wenn ſie ihm Tabak, den ſie für ihn gekauft hatte, und den er ſo gern ſchnupfte, mitbrachte, ſah auch kaum hin, als ſie dem Jaſio ein ſchönes Kleidchen anzog, das Frau Kettchen ihr geſchenkt hatte. Und wenn ſie erzählte, wie gut es ihr gehe, wie freundlich die deutſche Frau ſei, ſie nicht ſchlage und nicht ſchelte, ſo hatte er auch dafür kein anerkennendes Wort.

Aber als ſie ihm angſtvoll ſprach vom jungen Sohn ihres Gospodarz, daß der bleiche wie das junge Gras, das zu heiß in der Sonne ſteht, da erhellte ſich ſeine finſtere Miene: ſo mußten ſie alle dahin gehen, die Niemcy — was hatten ſie hier zu ſuchen?!

Als ſie ihn bat, ihr ein Mittel für den Bleichen zu geben, auf daß ihm geholfen werde, ſchüttelte der Schäfer finſter den Kopf:

„Ich könnte dir wohl ein Mittel geben, aber ich gebe ihm keines. Laß ihn krepieren!“

Michalina bat flehentlich: was hatte der arme Walenty dem Großvater denn getan? Warum war der Großvater ſo hartherzig?

„Ich bitte dich, Großväterchen, ſage mir doch, iſt es der Wind, der hart über unſre Felder ſtreicht und den ſeine Bruſt nicht ertragen kann? Iſt es der Staub unſrer Äcker, der ſeine Augen trübt? Iſt es unſer langer Winter, der ihn ſo traurig macht? Du weißt doch ſonſt alles! Ich bitte dich, ſage mir!“

„Nimm das alles zuſammen,“ ſprach Dudek gewichtig. „Ich ſage dir, er iſt nicht hier geboren, er iſt hier eingedrungen — darum muß er ſterben. Und wenn ich drei gequollene Erbſen nehmen würde, am Morgen,

Mittag und Abend, und ſie für ihn in den Brunnen würfe, und wenn ich das Wort ‚Kalas‘ auf ein Stück Papier ſchreiben würde und ließe ihn das verſchlucken, es würde ihm doch nichts helfen. Das ſind Mittel, die das Fieber heilen. Ihn heilen ſie nicht!“

„Aber ich glaube, er hat das Fieber,“ verſicherte Michalina raſch. „Ich ſehe zuweilen, daß in ſeinen Augen ein Licht brennt. Es brennnt, wenn ſeine Frau mit den Männern am Tiſch ſitzt und ſchwatzt — ſie lacht ſo viel — und ich ſehe, daß dann auch auf ſeinen Wangen ein Rot brennt, und das Rot ſteigt ihm in die Stirn, und dann ſehe ich, daß er die Hand krampft, als ſchmerze ihn etwas. Und geſtern — ach, Großväterchen! — geſtern habe ich ihn geſehen im Schnee hinter der Stallwand. Da ſtand er und weinte! Großväterchen, o du mein liebes Großväterchen“ — ſie fiel vor dem Großvater nieder und umfaßte ſeine Kniee — „ich bitte dich, hilf ihm!“

Aber der Alte blieb hart: aufſtehen ſollte ſie und ſich ſchämen, was ging ſie der Niemiec an?! Hat denn ein Niemiec Barmherigkeit mit den Polen? Nein, keiner von den Deutſchen! Nicht der, der da hinterm Lyſa Góra am See wohnt, der Ober-Teufel, der die Ciotka in den Rücken geſchoſſen, den Schulkindern ihre Sprache geraubt und den Lehrer krank gemacht — und auch nicht der Anſiedlersſohn, der dreiſte Knabe, der ein gut polniſches Herz geſtohlen hat, daß es ihm gefolgt iſt zum Altar!

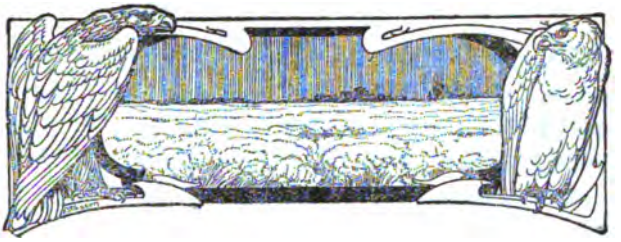
„Tauſend helle Blitze zucken, die Senſen ſind ſchon geſchliffen, ſie, die da mähen das Hundeblut!“ Mit rollenden Augen ſtand der Alte.

Der Enkelin grauſte es: nein, ſo liebte ſie den Großvater nicht! Wenn er betrunken geweſen wäre, dann wäre er doch noch zu begreifen — aber ſo?! Ach, er war ja grauſam!

Mit einem Gefühl der Entfremdung ſchied ſie von der Hütte; es war ihr, als wohnten gar nicht mehr die Ihren darin.

Raſchen Schrittes eilte ſie zur Anſiedlung zurück. Sie eilte ſehr, aber ihr Herz flog ihr noch vorauf: die Frau würde ja ſchon auf ſie warten, die Kinderlein ihr entgegen eilen! Würde nicht auch Walenty, der blaſſe Walenty, darauf harren, daß die Michalina ihm fegte in Stube und Küche?!

Ach, und würde nicht, wenn der Winter vergangen war, wenn die Sonne den Schnee vom Łyſa Góra leckte und die Saaten grünten, alles wieder froh und glücklich werden?!



17

Der Winter war vergangen, ſchon grünten die Saaten friſch im Feld, aber froh war niemand.

Löb Scheftel hatte recht gehabt: das Fleiſch war aufgeſchlagen. Noch war nicht Oſtern ganz herangenaht, und ſchon koſtete das Kälberne zwanzig Pfennige mehr pro Pfund, und ebenſo das Rindfleiſch, wenn es nicht lauter Knochen waren; von dem fetten Schweinernen gar nicht zu reden. In Miaſteczko murrten die Leute — lauter kleine Leute, Ackerbürger und Handwerker, die von der Hand in den Mund lebten — wie leicht die Brote waren und wie klein die Semmeln! Die Kinder aus Pociecha-Dorf, die ſonſt für einen Groſchen eine Reihe von fünf Wecken für den Sonntag kaufen durften, mußten jetzt ihre Augen anſtrengen: fünf Wecken ſollten das ſein? Ei, es waren ja eigentlich nur ihrer vier, davon konnten ſie nicht ſatt werden!

Im Religionsunterricht hatte der Herr Vikar von den ſieben fetten und den ſieben mageren Kühen erzählt — o weh, o weh, jetzt war die Zeit der mageren! Und der Herr Vikar hatte ihnen auch erklärt: warum die jetzt war.

Weinend kamen die Kleinen nach Hauſe. Und nun wußten die Großen es auch bald: die kam darum, weil Gott der Allmächtige die Menſchen ſtrafen wollte. Man war

zu läſſig im Glauben, man hielt nicht genug auf ſeinen Glauben. Warum riefen die Kirchenglocken immer ſo laut? Sie riefen, damit man nichts andres hörte, nichts, was nichts nützte fürs zeitliche und ewige Heil!

Vikar Górka hatte jetzt mehr denn je zu tun; da waren unzählige, die zur Beichte gehen wollten vorm heiligen Oſterfeſt. Männer und Frauen, alle ſchlugen an ihre Bruſt: ja, ſie hatten viel geſündigt, ſie hatten ihr Vaterland verläugnet und das Brot der Niemcy gegeſſen! Sie hatten ihren Glauben verraten und deutſch geſprochen!

So einer jetzt nach der Meſſe deutſch mit ſeinen Knechten und Mägden geſprochen hätte, der wäre nicht verſtanden worden. Herr Keſtner auf Pryborowo verſuchte es auch gar nicht erſt, er ſprach lieber gleich polniſch. Wenn es ihm auch nicht ſo fließend glückte wie ſeiner Frau — der Frauen Zunge iſt gewandter — ſo verſtand er ſich doch mit ſeinen Leuten. Übrigens half Pan Szulc nach.

Es war, als ſei der polniſche Inſpektor immer in Przyborowo geweſen; dort war jetzt ein Regiment, wie man es ſich nur wünſchen konnte. Pan Szulc verſtand das Volk zu nehmen: ordentlich mit der Ledergeknoteten eins übergezogen — wo's trifft, trifft's — aber hernach auch einen Schnaps.

Alle Tage freute ſich Keſtner des Tauſches. Auch Frau Keſtner nannte den neuen Inſpektor einen tüchtigen und dazu artigen und wohlerzogenen Menſchen. Es war ja geradezu entſetzlich geweſen, dieſes ſtete Knaufern des alten Hoppe mit den Pferden — als wenn ſie ihm ſelber gehört hätten! Und hatte man eine Kiſte an die

Jungen ſchicken wollen, war's immer der gleiche Ärger wegen eines Boten geweſen! Jetzt waren ſtets Pferde zu haben und auch Boten vorhanden. Alle Welt in Przyborowo war zufrieden mit dem neuen Inſpektor.

Wahrhaftig, der war doch was andres als der ‚alte Knopp'! Die junge Tochter des Hauſes hatte das gleich am erſten Sonntag, an dem der Inſpektor mit bei Tiſche aß, konſtatiert. Als ſie dann nach dem Kaffee einen Spazierritt unternommen — ſie hatte an ihrem fünfzehnten Geburtstag mit Unterſtützung des Vaters bei der Mutter durchgeſetzt, von nun ab in Reitkleid und Herrenhütchen den kleinen Schecken reiten zu dürfen — hatte ihr der neue Inſpektor ſo elegant in den Sattel geholfen wie ein Kavallerieoffizier. Und was für ein allerliebſtes Schnurrbärtchen hatte er!

Wenn Cornelia nun in der Studierſtube des Vaters, in der Fräulein Wollenberg ihr den Unterricht erteilte, verdroſſen an der Feder kaute, ſah ſie, reckte ſie den langgeſchoſſenen Hals noch ein wenig länger, über die Scheibengardinchen weg, oft den neuen Inſpektor auf den Hof reiten. Wie gewandt er abſprang, dem Pferd einen Klaps auf den Bug gab und der kleinen Marynka, die ſtatt des Pferdeknechts dienſtbefliſſen herbeieilte, die Zügel an den Kopf warf!

»Psia krew!« Was hatte er für famoſe Beine in den enganliegenden gelben Reithoſen!

Die junge Cornelia träumte in mancher Nacht von dem neuen Inſpektor, und als ſie in der deutſchen Literaturſtunde Goethes ‚Torquato Taſſo' durchnahmen, fragte ſie Fräulein Wollenberg, ob es denn unpaſſend ſei, einen Untergebenen zu lieben?

Fräulein Wollenberg war ziemlich verblüfft über dieſe Frage: natürlich war es unpaſſend! Aber als die Stunde zu Ende war und ſie dem Poſtboten entgegeneilte, um einen Brief in Empfang zu nehmen, deſſen Adreſſe, wie Cornelia ganz genau wußte, von Bruder Rittmeiſters Hand geſchrieben war, lachte die Schülerin hinter der Erzieherin drein: haha, unpaſſend?! Was die ſagte! Dann wäre es ja auch unpaſſend, daß Pawel die Wollenberg pouſſierte!

Eine ſchläfrige Eintönigkeit lag winters über dem verſchneiten Gut, eine große Langeweile, deren ſich ſelbſt der junge Backfiſch, der doch zeitlebens nichts andres gewohnt geweſen war, nicht erwehren konnte. An den Vormittagen ging es noch an, da hatte man die Stunden und Klavier zu üben, aber dann — hu, die Abende waren gräßlich! Schon die Nachmittage waren wie die Abende. Fräulein Wollenberg korreſpondierte, Papa und Mama ſchliefen im Winter nach Tiſch ausgiebig, Beſuch konnte man nicht erwarten, denn die Wege waren zu Wagen ganz unpaſſierbar — junge Mädchen, mit denen man hätte befreundet ſein können, gab's überdies nicht in der Nachbarſchaft — mit was ſollte man ſich nun unterhalten?

Es blieb nur das einzige Amüſement, durch den langen dunklen Gang nach der Küche zu ſchleichen und die Mägde und die Knechte zu überraſchen. Die junge Cornelia hatte Ohren wie ein Luchs; was auch in der Geſindeſtube geſprochen wurde, hörte ſie.

Und wenn ſie das Geſinde alſo belauſchte, mit angehaltenem Atem, den Rock dicht an den ſchlanken Körper ziehend, im Winkel des Flurs hinter der Küchentür ſtand, hörte ſie oben Pan Szulc hin und her

trappeln; er wohnte gerade über der Küche. Ob der sich wohl auch so langweilte?!

Seine meiste freie Zeit, deren der tüchtige Inspektor, trotz der allmählich beginnenden Frühjahrsbestellung, doch noch übrig hatte, verbrachte er im neuen Ansiedlungskrug. Es war angenehm, während der Ehemann draußen herumwirtschaftete, gemütlich drinnen bei der jungen Frau zu sitzen.

Valentin zog sich jedesmal zurück, sobald Pan Szulc erschien. Wenn er auch schon manche Redensart gelernt hatte — Stasia hatte sich alle Mühe mit ihm gegeben, und er auch aufgepaßt, als gelte es sein Leben — das Polnisch war doch so schwer, zu schwer, er würde es nie ganz begreifen. Er würde es nicht sprechen können, weil seine Zunge zu ungelenk war, nicht verstehen können, weil er nicht polnisch dachte. Und wenn gar die zwei Landsleute sich miteinander unterhielten, so rasch, so fließend, so alert, dann summten ihm Kopf und Ohren. Er verstand nichts, gar nichts, und er fühlte sich wie beleidigt.

Pan Szulc lachte über den nichtsverstehenden Ehemann. Stasia lächelte: ja, der gute Walek war wirklich dumm, sehr langsam im Begreifen!

Und ungeniert rückten sie näher zueinander: vor wem sollten sie sich denn Zwang auferlegen? —

Am Tage von Mariä Verkündigung plante Stasia, zum Ablaß zu gehen.

Es stand eine kleine Kapelle, keine Meile weit von Pociecha-Dorf, mitten im Ackerfeld, die Schnitter suchten im Sommer Schutz darin vor Ungewittern. Die stand schon da seit vielen hundert Jahren, und viele Hunderte waren dort schon hingewallfahrtet; ein Blitz war einst

niedergefahren und hatte die wundertätige Muttergottesfigur überm Altar geschwärzt, aber verbrennen hatte er sie nicht können. Und unter der Kapelle, grade unter den Füßen der heiligen Mutter, entsprang eine Quelle, und wer kranke Augen hatte oder blind war und wusch mit diesem Wasser die Augen, der ward sehend.

Die junge Frau versprach sich ein besonderes Fest von diesem Gang zum Ablaß. Sie forderte Pan Szulc auf, auch hinzugehen: sie würden sich dann dort treffen, und hernach würden sie tanzen!

Auch Frau Kettchen hegte die Absicht, zum Ablaß zu pilgern. Nun waren sie schon über ein und ein halbes Jahr hier im Land, und sie hatte noch immer ihr Gelöbnis einer Wallfahrt nicht erfüllt.

Aber nun war es an der Zeit. Gefiel es ihr denn nicht schon besser hier? Ja, ja — wenigstens meinte das der Herr Vikar. Hatte sie nicht alle Ursache, zufrieden zu sein? Einen guten Mann, gute Kinder — der Herr Vikar lobte das Settchen, das nun zu ihm in den Vorbereitungsunterricht ging, sehr — und war die Schwiegertochter nicht auch ganz nach Wunsch?! Ja, ja, das schon, aber . . . Frau Kettchen sprach vor sich selber den Satz nicht zu Ende. Sie hätte es ja auch eigentlich nicht in Worte fassen können, was ihr nicht gefiel; es war eine Gedankensünde, die durfte sie nur in der Beichte flüsternd ahnen lassen. Aber der Priester stärkte sie durch sein mahnendes und zugleich tröstendes Wort, und sie wurde stark genug, den Argwohn, der sie beschleichen wollte, wenn sie Valentins trüben Blick sah, von sich zu weisen — täte sie denn damit nicht der freundlichen Schwiegertochter bitteres Unrecht? Und unrecht würde

es auch ſein, darüber zu klagen, daß das Settchen den heiligen Religionsunterricht empfing zuſammen mit den polniſchen Kindern. Es war ja wirklich ganz gleich, ob man die Gebote Gottes aus dem Katechismus auf polniſch hörte oder auf deutſch — Gottes Gebote bleiben immer dieſelben, darin mußte ſie dem Herrn Vikar auch wieder recht geben. Und daß das Settchen jetzt gut genug polniſch verſtand, war ja auch wahr; man konnte es von dem Herrn Vikar, der ohnehin ſo unendlich viel zu beſchicken hatte, wirklich nicht verlangen, daß er um eines einzigen Kindes willen den ganzen ſelben Unterricht auch noch einmal auf deutſch wiederholte.

Das alles ſah Frau Kettchen ein, und daß ſie nicht alles und jedes ihrem Mann zutragen durfte, das war ihr nun auch klar geworden. Herzensſachen und Kindererziehung, das ſind Angelegenheiten, die die Frau am beſten verſteht — hatte ſo nicht der Herr Vikar zu ihr geſprochen, als ſie in die Propſtei gegangen war, ſich Rat zu holen? Es war ihre Pflicht, immer zum guten zu wirken; darum durfte ſie auch beileibe nichts verlauten laſſen, daß das Settchen jetzt betete:

»Ojcze nasz który jest w niebiesiech!«

anſtatt:

„Unſer Vater, der du biſt im Himmel!“

Ängſtlich wachte ſie darüber, daß ihrem Peter nichts hiervon zu Ohren kam. Aber etwas Unruhiges kam dafür in ihre Seele und etwas Scheues in ihr Auge, das, früher ſo licht und offen, jetzt den Blick des Mannes mied.

Peter Bräuer empfand das veränderte Weſen ſeiner Frau wohl, aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, er hatte der Sorgen jetzt ſo viele. Es waren der Sorgen

noch immer nicht weniger geworden als im Anfang, im Gegenteil, es wurden ihrer immer mehr und mehr, und wenn er ganz aufrichtig gegen sich sein wollte, mußte er sich's eingestehen, daß es ihn schon längst reute, die rheinische Heimat verlassen zu haben. War's nicht ein Übermut gewesen? Ja, ja! Aber gerade deshalb nun: Zähne aufeinander und sich durchgebissen! Mit wahrer Wut warf sich der Mann auf die Ackerbestellung. Er kaufte neues Saatgetreide — Herrgott, war das teuer! Das vom Niemczycer bezogene mußte nichts getaugt haben, sonst wäre die vorjährige Ernte besser gewesen — natürlich, was liegt den großen Herren daran, ob der kleine Besitzer zuschanden geht?! Wenn die nur Geld in ihren Säckel kriegten und wie die Fürsten auf ihren Gütern sitzen konnten, alles andre war denen ja egal!

Der Ansiedler warf einen rechtschaffenen Haß auf den Großgrundbesitz. Da sind sie erst immer so herablassend, die vornehmen Herren, tun wie auf ‚du und du', und wenn man's glaubt, und wenn man denkt, man kann ‚du' sagen, dann sind sie auf einmal zugeknöpft bis an den Hals.

Wie das Kettchen nur je hatte glauben können, daß der Valentin durch die Fürsprache des von Doleschal die Wirtschaft gekriegt hätte!

Der von Doleschal — haha, das war gerade der Richtige! Bräuer lachte bitter. Selbst der eigne Inspektor mochte den ja nicht leiden — das heißt, gesagt hatte der Hoppe kein Wort gegen seinen Prinzipal, das zu behaupten, wäre eine Lüge gewesen, aber man hatte es ihm doch angemerkt: warm war ihm noch nicht geworden auf Deutschau!

Bräuer und Hoppe hatten ſich im Anſiedlungskrug getroffen. Der Anſiedler hatte ein Schnäpschen dort heruntergegoſſen, gerade als der Inſpektor eingetreten war. Geſehen hatten ſie ſich wohl früher ſchon, aber nun kamen ſie zum erſten Mal ins Geſpräch. Sie vertieften ſich ganz, denn da war vieles, in dem ſie gleicher Anſicht waren.

Die junge Wirtin ſaß derweilen in einem Eckchen und ſchien über einer Häkelarbeit zu druſeln; aber ſie ſchlief nicht, unter ihren halb geſchloſſenen Lidern flog ab und zu ein ſchneller, ſchlau-neugieriger Blick zu den beiden deutſchen Männern hin.

Die ſchalten wacker auf die hieſigen Verhältniſſe. War's nicht eine Schande, daß der Polack ſich ſo duckte? Wären die Herren nicht von altersher an die Kriecherei von Sklaven gewöhnt, ſo hätte der freie Mann jetzt eine beſſere Exiſtenz!

„Da ſollten Sie mal bei uns kommen, am Rhein! Da is et doch ganz wat anders," prahlte der Rheinländer, „en ander Werk als hier in der lauſigen Oſtmark!"

Trüb nickte der Poſener: nur Herren und Knechte gab's hier, darin hatte der Herr Anſiedler wohl ganz recht. Aber nein, auf die Provinz ſelber durfte er nichts ſagen, das Land war gut — ach, das Land war ja ſo dankbar! Hatte man je ſo ſchöne Felder geſehen wie die von Przyborowo?!

Und mit Augen, die von Liebe leuchteten, erzählte der alte Inſpektor von dem Weizen, den er dort geerntet, von dem Hafer, der ſo tief die ſchweren Fahnen geneigt hatte, von der Roggenſtoppel, dicht wie eine Bürſte, und von den Rüben. „Solche Stücken!" Er zeigte mit

beiden Händen einen Umfang, dick wie ein Kinderkopf.

„Ich hab' ihrer in mei'm Land noch kein' solche gesehen!" sagte der Ansiedler trübe.

Das wollte Hoppe wohl glauben. Betriebskapital, ja, das gehörte dazu, und dazu nicht nur ein kleines, und dann Kenntnis der Bodenbedingungen, genaue Kenntnis der hiesigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Er freilich war geboren hier in der Provinz und immer hier gewesen, er wußte ganz genau, was der Boden verlangte!

„So, hm!" Der Ansiedler sah ihn zweifelnd an. „Un doch, Herr Inspektor — nix für ungut — un doch haben Sie et grad' nit zu wat Extra'm gebracht, wie ich mir hab' erzählen lassen!"

Des alten Mannes Gesicht, das eben noch von einem fast zärtlichen Lächeln erhellt gewesen war, wurde schnell finster. Er fuhr sich über die Stirn, die durchfurcht war wie gepflügtes Ackerfeld.

„Das lag nicht am Boden," sagte er rauh, „das lag an ganz was andrem. Hören Sie mal" — mit einer hastigen Bewegung legte er Bräuer die Hand schwer auf die Schulter und sah ihn fast beschwörend an — „machen Sie, daß Sie hier wegkommen! Sie bringen es hier auch zu nichts! Sehen Sie zu, daß Sie Ihre Stelle wieder los werden! Sie sind ja noch jung genug, auch noch kräftig genug, fangen Sie lieber in Ihrer Heimat wieder von vorne an!"

„Den Kuckuck werd' ich tun! Herr, Sie sind wohl geck?" schrie grob der Rheinländer und schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und Stasia, in ihrer Ecke auffahrend, die Ohren spitzte. „Darum bin ich ja extra

hiehin gekommen, um in kürzerer Zeit wat vor mich zu bringen. Wenn ich dat hab', dann werd' ich ſchon wieder gehn. Meinen Se," — er lachte auf — „ich möcht' mein Leben zu End' führen hier in Ihrer Provinz? No, ſo dumm bin ich doch nit!"

„So denken ſie alle!" Traurig nickte der alte Mann. „Das Land ausnutzen und dann in die Städte ziehen — ſo denken ja die Polen ſelber!"

„Och, gehen Se mir weg mit Ihren Polacken!" Geringſchätzig zuckte Bräuer die Schultern.

„Die Polen ſind gut," ſagte der Inſpektor raſch. „‚Gut', damit meine ich das Volk, die Männer und die Weiber, die den Acker beſtellen im Schweiß ihres Angeſichts. Die kennen Sie ja gar nicht, wie ich ſie kenne — kindgut ſind ſie, ſag' ich, fleißig, anhänglich, dankbar, treu wie ein Hund ſeinem Herrn!"

„Och, hören Sie auf!" Bräuer machte eine ungläubig-abwehrende Bewegung. „Spitzbuben ſind ſe, ſtehlen wie die Raben! Un boshaft ſind die Kanaillen! Denken Se an," — der Zorn überkam ihn, er ſprang auf und ſchüttelte anklagend die Fauſt — „haben ſe nit letzthin in einer Nacht all meinen Obſtbäumcher de Kronen abgebrochen?! Vierzig Obſtbäumcher, all eingeknickt, all kaput! Un ich dacht' ſchon, dies Jahr wat zu ernten!"

Die Erinnerung überwältigte ihn noch; mit einem Laut des Schmerzes und der Wut ließ der ſchwere Mann ſich auf einen Stuhl fallen und ſtierte, die geballten Fäuſte an die Stirn gedrückt, finſter auf den Tiſch.

Der Inſpektor nickte.

„Ja, ja, ſo was kommt hier ſchon vor! Und doch

ſage ich noch einmal: der Boden iſt gut, und das Volk iſt auch gut. Man hat nur zu viel an ihm geſündigt. Das ewige Gebete macht's nicht, das auf den Knieen Rutſchen, zur Meſſe Laufen und in die Beichte Gehen. Und — hören Sie, Herr Anſiedler, wenn dazu noch einer, der großartig auf ſeinem Herrenhof ſitzt, wenn dazu nun ſo einer ſagt: ‚Wozu Schulen, wozu Bildung, dumm müſſen ſie bleiben, je weniger ſie wiſſen, deſto beſſere Arbeiter ſind ſie!‘ — Herr Gott, wenn ein großer Herr ſo was ſagt, was kann man da vom armen Volk verlangen?!“

„Hm, ja, — no ja!“ Bräuer ſtrich ſich das Kinn. „Donnerwetter, Sie ſind ja 'ne Sozialdemokrat!“

„Bin ich das?“ Der alte Mann lächelte verlegen und ſtrich ſich ganz verwirrt über das ſtopplige Geſicht. „Das weiß ich nicht, das weiß ich wahrhaftig nicht!“

„No un ob!“ Der Rheinländer lachte dröhnend. „Aber Sie brauchen ſich deswegen nit zu genieren. Weiß Gott, mer kann hier derzu kommen! Staſia“ — er drehte ſich nach ſeiner Schwiegertochter um — „bring' noch en Flaſch Bier und zwei Gläſer, dadrauf müſſen wir ens anſtoßen!“

Staſia brachte das Gewünſchte. Mit einem »Na zdrowie« ſtellte ſie es vor ihren Schwiegervater hin. Lächelnd ging ſie dann hinaus, ſie hatte genug gehört. Ei, was würde der Herr Vikar ſagen, wenn ſie ihm das erzählte?!

Die beiden Männer hatten dann auch bald den Krug verlaſſen. Sie gingen miteinander fort bis hinüber zu Bräuers Haus. Dort trennten ſie ſich mit einem Händedruck. ‚Ein ſchnurriger alter Kerl,‘ dachte der An-

ſiedler, ‚dumm, daß er ſo wenig auf ſeinen eigenen Profit Bedacht genommen hat; hätte er das getan, hätte er's wohl auch weiter gebracht im Leben als ſo, — no, ganz bieder iſt er jedenfalls, man kann ſich von ihm ſchon hie und da mal beraten laſſen!‘

Hoppe hatte, als er über die jungen Saatfelder in der Richtung des Lyſa Góra hinwanderte, ein ſeit langer Zeit nicht empfundenes, wahrhaft befriedigtes Gefühl: da hatte er endlich einmal einem Menſchen ſeines Herzens Meinung ſagen können. Ach, wie tat das gut! Man war doch ſonſt gar zu vereinſamt. Der Prinzipal war immer höflich, auch gerecht, — aber gemütlich, nein, gemütlich war's nie mit dem. Ein Ehrenmann war er, ſicherlich, aber hochmütig, und aus lauter Hochmut verſchloſſen, ſo verſchloſſen, daß es beleidigend war für den, der täglich mit ihm zu arbeiten hatte. Warum ſprach er ſich denn nie aus? Seine Worte dünkten ihm wohl zu koſtbar?! Damals, als das Plakat gehangen hatte am Tore der Katarynka — man hatte es ihm angeſehen, wie ihn das wurmte — aber bewahre, kein Wort hatte er gehabt auf den ehrlichen Ausdruck der Entrüſtung, nur ein kühl ablehnendes: ‚Ich danke‘. Er war eben trotz aller guten Eigenſchaften ein hochmütiger Ariſtokrat!

Und der alte Inſpektor vergaß ganz, als er, den Kopf ſchüttelnd, über die ſchmalen Fußpfädchen quer durch die Saatfelder ſtapfte, was er dieſem Hochmütigen eigentlich zu danken hatte.

* * *

Doleschal hatte sich zu einer Reise nach Berlin entschlossen — sein Freund, der Landrat, hatte ihm auch dazu geraten — hatte er doch noch viele Verbindungen dort von früher her, von jener Zeit, als er, ein schneidiger Kürassier, auf den Hofbällen getanzt und bei allen Festlichkeiten der vornehmen Welt, bei Bazaren und Wohltätigkeitsfesten eine gute und beliebte Figur abgegeben hatte. Man würde ihn dort wohl noch nicht ganz vergessen haben. Er würde herumfahren und seine Karte hineinschicken und die Gelegenheit finden, bei maßgebenden Persönlichkeiten sich und seine Kandidatur zu empfehlen.

Er war voll der besten Hoffnungen. Den ganzen Winter hatte er sich in trüben Tagen trübe gequält, nun kam ihm mit der grünenden Saat eine frohere Stimmung. Vom Łysa Góra herunter sah er auf lauter hoffendes Land. Und er tadelte sich: hatte er nicht unrecht gehabt, mitunter so zu verzagen? Schlimme Elemente gab es überall, aber wenn man sie erkannte, war es nicht schwer, ihnen zu begegnen. Das Deutschtum besaß doch eine so große, so überzeugende Kraft, seine Segnungen lagen so auf der Hand, daß es mit der Zeit selbst die verstockteste Gegnerschaft überwinden mußte. Nur Zeit, Zeit, eine Masse Zeit mußte man haben. Man mußte die Zeit haben, zu warten, bis in allen Schulen nur deutsch gelehrt wurde. Bis deutsche Kinder, von deutschen Eltern hier geboren, den Acker bestellten. Zeit, bis die polnische Dirne, die der deutsche Bursche freite, ihr Vaterland da fand, wo ihre Liebe war!

Doleschal, den Valentin Bräuers Hochzeit mit so viel Unwillen erfüllt hatte, hörte jetzt Gutes von dem

Paar, und er hatte die jungen Leute auch ſchon einmal zuſammen geſehen. Er war am Kruge vorbei gefahren, da hatten ſie miteinander auf der Haustreppe geſtanden; ſie fütterte die Hühner, die emſig pickten, mit eifrig lockendem ‚Put, put,‘ und er hatte ihr gefällig den Futterkorb gehalten. Sie ſchienen ſo recht einträchtig; die hübſche Frau mit ihrem glänzenden Haar, ſauber angetan, gab ein freundliches Bild. Und die Fenſter des Hauſes waren auch blank geweſen und weiße Gardinchen hingen daran; ſelbſt die Straße vorm Krug war ſauber, eine derbe Magd war eben dabei, mit Schaufel und Beſen den Schmutz von Roſſen und Kühen beiſeite zu ſchaffen. Es hatte Doleſchal mit einer wahren Freude erfüllt, das ſo zu ſehen: hier konnte junge Saat aufgehen, kräftig und verheißungsvoll! Gottlob!

Helene freute ſich der heiteren Stimmung ihres Mannes — Gott ſei Dank, er konnte doch noch lachen! Oft hatte ſie geglaubt, er habe es ganz verlernt. Aber ihn nach Berlin zu begleiten, hatte ſie abgelehnt. Was ſollte ſie da? Seine Intereſſen konnte ſie nicht unterſtützen, und — ſagen durfte ſie's ihm freilich nicht — ſie wollte die auch gar nicht unterſtützen. Wenn er mit ihr über ſeine Pläne geſprochen hätte, ſo würde ſie ihm geſagt haben, wie ſchwer die Befürchtung einer Enttäuſchung für ihn auf ihr laſtete. Wie konnte er nur denken, hier durchzudringen?! War denn ſein Auge ſo ganz umſchleiert, daß er nicht ſah, was ſo deutlich zu ſehen war, ſo zum Greifen nah, wie vom Lyſa Góra der ſchwarze Turm von Pociecha-Dorf?! Er würde hier nicht ſiegen!

Doleſchal war enttäuſcht, daß ſeine Frau ihn nicht

nach Berlin begleiten wollte, aber zuletzt ſah er's doch ein, daß ſie bleiben mußte, wenn er fern war. Er würde nun ſeine Berliner Beſuche ſo ſehr als möglich zuſammendrängen, um zu den Oſterfeiertagen wieder bei den Seinen zu ſein. Die Knaben quälten ihn um Oſtereier — ja, ja, er würde ihnen welche mitbringen, viele! Voller Freudigkeit verſprach er's ihnen; er hätte noch ganz andres verſprochen, er war wie neu belebt.

Helene brachte ihn zur Eiſenbahn. Die Kinder empfahl ſie derweilen der Obhut der Gouvernante und der alten Pelaſia. Es würde ziemlich ſpät werden, bis ſie zurückkam, da ſie ihren Mann, der mit dem Nachtzug fuhr, noch bis zum Coupé begleiten wollte.

Doleſchal wußte ſelbſt nicht, was ihn plötzlich überfiel gleich einer jähen Traurigkeit, als er, die Hand ſeiner Frau in der ſeinen haltend, der Kreisſtadt zufuhr.

Heute war ein ungewohntes Treiben, Kommen und Gehen auf den ſonſt ſo ſtillen Feldern. Der Märzwind wehte in Röcken von Weibern, lüftete Rockſchöße von Männern und ließ viele rote, blaue, grüne und violette Bänder in der Luft flattern.

Sie waren alle im Sonntagsputz, wie zum Kirchgang gerüſtet, im höchſten Staat. Den Roſenkranz trugen ſie um die Hände geſchlungen; die Frauen hatten am Arm ein Körbchen, das ſcharlachene Sacktuch trug der Mann wie ein Bündel. Gleich großen bunten Blumen wehten die Geſtalten über die ſchwachbegrünte Ebene, einzeln oder auch in Trupps geſellt; aus allen Richtungen kamen ſie her, alte und junge Männer, alte und junge Weiber, Knaben und Mädchen. Und vom Pociechaer Dorfturm tönte die Glocke in einem fort.

Wohin ſtrömten die nur alle? Jetzt war doch nicht ſonntägliche Kirchgangszeit?!

„Mariä Verkündigung, gnädiger Herr — Ablaß!“ ſagte der Kutſcher und drehte ſich herum nach den Herrſchaften.

„Fahren Sie heute abend auf dem Nachhauſeweg ſo ſchnell als möglich,“ befahl ihm Doleſchal, und dann wendete er ſich beſorgt zu ſeiner Frau: „Hoffentlich habt ihr keinen Krawall mit Betrunkenen! Fatal!“ Seine Stirn zog ſich kraus, wie mit einem Schlag war ſeine ganze gute Laune dahin. Er faßte die Hand ſeiner Frau noch feſter, eine plötzliche Sorge packte ihn: „Es wird dir doch nichts paſſieren?!“

Sie ſah ihn dankbar an: „Mein guter Mann, wie du immer ſorgſt!“

„Ich mag dich gar nicht allein laſſen. Ich möchte lieber bei dir bleiben,“ murmelte er.

Sie nickte lächelnd, aber Tränen waren ihr jäh in die Augen geſchoſſen. „Es wäre mir auch lieber, du bliebeſt hier! Ach ja!“

Das Scheiden von ihm wurde ihr auf einmal ſo unſagbar ſchwer. Wie töricht, es handelte ſich ja nur um kaum eine Woche! Aber ihr war, als ſollte die zur Ewigkeit werden. Dichter zu ihm rückend, legte ſie ihre zweite Hand auch noch in die ſeine.

„Bleibe,“ flüſterte ſie innig, „bleibe bei mir!“

„Aber ich kann ja nicht, ich muß doch fort!“

„Ja, du mußt fort!“ Traurig nickte ſie. Und dann zog ſie ihre Hände aus der ſeinen, faltete ſie im Schoß und ſah ſtill darauf nieder. Sie wagte jetzt nicht mehr zu ſprechen, denn dann hätte ſie weinen müſſen, und

ſie wollte nicht weinen — nein, nicht wehleidig ſein! Und ſie biß die Zähne aufeinander.

Auch er ſchwieg. Ohne zu ſehen, glitten ſeine Blicke über die weiten Felder und die geputzten Menſchen, die alle zum Ablaß eilten. Er wandte den Kopf noch einmal zurück in der Richtung nach Deutſchau — da ſchwand eben der Łyſa Góra.

Es war heut wenig Hoffnungsfreudigkeit in der grauen Luft, am Tag von Mariä Verkündigung. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch die Bräuers hatten ſich auf den Weg zum Ablaß gemacht: der Mann, die Frau, das Settchen, der Sohn und die Schwiegertochter. So waren ſie ein ganzer Trupp. Valentin hatte erſt nicht mitgewollt, aber die Mutter hatte ihm zugeredet: warum wollte er ſich ausſchließen? Weiß Gott, er kam auf viel beſſere Gedanken, wenn er mitging! Und ein forſchender Blick hatte ſein nachdenkliches Geſicht geſtreift: fühlte er ſich nicht wohl, warum war er jetzt oft ſo ſtill? Aber er hatte ſie beruhigt: nein, er war ganz geſund, ſie brauchte ſich nicht zu ſorgen. Er war eben nur nicht mehr der ledige Burſche, er war nun ein Ehemann, der was zu bedenken hatte. War es nicht zum Beiſpiel unrecht, daß er jetzt fortging und den Krug allein ließ?!

Darüber war Staſia nun ganz ruhig. Sie lachte: allein —?! Der Vater war ja da und führte die Aufſicht!

Valentin erwiderte nichts hierauf, aber ſein Geſicht zeigte, daß ihn das durchaus nicht beruhigte.

Staſia ſah es, und ihr Ton wurde gereizt: dann hätte er doch zu Hauſe bleiben ſollen, hatte ſie ihn etwa dazu gedrängt, mitzugehen, he?

Das war es ja gerade. Daß ſie ihm ſo wenig zugeredet hatte, das hatte Valentin nun doch beſtimmt, mitzugehen. Er wollte nicht immer derjenige ſein, der beiſeite ſtand, wenn ſie mit Pan Szule ſchwatzte. Und daß dieſer ſich einfinden würde, des war er gewiß. Ein dumpfer Groll gegen den Inſpektor erfüllte ihn. Der hatte ihm zwar nie etwas zuleide getan, war ſtets höflich, aber wenn der nur die Wirtsſtube betrat, wurde ihm ſchon heiß und kalt. Er mochte es nicht, wenn der ſo vertraut mit Staſia ſprach, wenn der mit Staſia lachte und er nicht mitlachen konnte. Ha, wie er ihn haßte, den — den — Polacken!

Vormals hatte er ſich oft über den Vater verwundert — war's nicht gleich, ob polniſch ob deutſch?! Aber jetzt — ach!

Er ſeufzte, als er Staſia vor ſich hergehen ſah, mit der ganzen Zierlichkeit, die ihr eigen war. Wie er dieſes Weib liebte, ſo von ganzer Seele, ſo über alle Maßen, — aber liebte ſie ihn?

Die heißen Blicke ſeiner weit gewordenen Augen hingen ſich an ſie. Ach, wenn ſie doch von Glas wäre, daß er ſie durch und durch gucken könnte! Mochte ſie ihn wirklich leiden?! Oder war er doch immer noch der Niemiec, der Fremde?!

Er wollte ihr ja alles zuliebe tun. So viel polniſch hatte er ſchon gelernt, aber immer noch nicht genug, immer noch nicht genug — ſie war noch immer nicht ſein!

Gehörte ſie nicht jemand andrem viel, viel mehr? Aber wer war dieſer andre? Wenn er das nur wüßte! Alle Menſchen, mit denen ſie ſprach, ließ er bei ſich vorüber paſſieren: ihre Eltern, den Vikar, Pan Szule — alle — er haßte ſie alle.

Aber allein ſchuld waren die nicht!

Mit einer troſtloſen Frage irrte ſein Blick über das weite Land — was trennte ihn denn noch von ihr?

Ach nichts, gar nichts, es war ja nur ſeine eigne Dummheit, die ihn quälte! Konnte man wohl eine beſſere, eine ſchönere Frau finden?

Und war's nicht auch ſchön hier in Polen? Auch in Polen ließ ſich's leben, ſo gut wie am Rhein. ‚Valentin, Valentin Bräuer,‘ ſagte er zu ſich ſelber und gab ſich mit der flachen Hand einen Schlag vor die Stirn, ‚ſei doch nit eſo dumm!‘ Und mit einem plötzlichen Entſchluß nahte er ſeinem jungen Weibe leiſe von hinten und drückte ihr einen Kuß auf die Schulter.

Sie ſchrie auf. „Psia krew, was für ein Frecher!“ Aber dann lachte ſie unbändig: ach, der Walek war's! Der küßte ja die Schulter, wie einer von hierzuland! „Da — da — auch den Kleiderärmel!“ Sie hielt ihm ihren Ellbogen hin. Und: „Da — da auch: ‚padam do nóg‘!“

„Laßt doch die Dummheiten,“ ſagte Vater Bräuer. Es ärgerte ihn, daß der Junge ſich ſo zum Narren halten ließ. „Gebt dat doch auf,“ brummte er.

Aber die Schwiegertochter lachte: „Wenn er doch will!“ Und Valentin an der Hand faſſend, zog ſie ihn mit ſich, ein wenig abſeits von den andern und fiel ihm da, gedeckt von einem ſtrauchartigen Holzbirnbaum, der am Grabenrand ſtand, um den Hals. „Walek, mein Lieber, o du meine Seele, komm, küſſe mich!“

So liebeheiß war ſie lange nicht geweſen. Es durchrieſelte den jungen Mann wie ein Feuer. Ach, wenn er nur erſt Vater wäre, wenn ſie nur erſt einen

kleinen Jungen kriegten oder ein kleines Mädchen, gleichviel, nur ein Kind, dann würden ſie ſich doch ganz anders verſtehen! Ein Licht ging ihm plötzlich auf am grauen Horizont, eine Hoffnung, leuchtend wie die Sonne: ein Kind, ein Kind mußten ſie nur erſt haben! Wenn das in der Wiege lag, dann war alles, alles gut!

Zärtlich ſeine Frau an der Hand behaltend, ging er mit ihr auf die Kapelle zu. —

Dort war der Ablaß in vollem Gang. Vikar Górka, unterſtützt von dem Geiſtlichen eines Nachbardorfes, verſah den Dienſt. Er ſah blaß und erſchöpft aus; die Anſtrengung war ſehr groß.

Die Bräuers zogen auch um den kleinen Altar, von dem die ſchwarze Muttergottes herunter ſah, in der Reihe mit den andern, feierlichen Schrittes. Nun hatten ſie auch gebetet und geopfert und dann den Ablaß bekommen wie die andern. Nun wollten ſie auch noch aus der als wundertätig geltenden Quelle ſchöpfen; es waren ihrer viele da, die daran glaubten. Müde und vom Staub des Ackers entzündete Lider hatten ſie alle, und ein paar Greiſe bückten und bückten ſich immer wieder und beſpülten mit der hohlen Hand lange und unabläſſig ihre erloſchenen Augenſterne.

Staſia, die drinnen in der Kapelle ein Geſicht gemacht hatte, fromm wie das Madonnenbild ſelber, war hier außen übermütig luſtig. Auf den ſproſſenden Raſen hatte ſie ſich niedergeſetzt. O, ſie hatte es nicht nötig, ſich die Augen zu waſchen! Sie ſchöpfte nur zum Trinken und ſpritzte dann ihrem Mann vom Waſſer ins Geſicht: „Auf daß du ſeheſt!“

Er wiſchte ſich lachend mit dem Rockärmel die Tropfen ab, die ihm vom reichlichen Guß über Stirn und Lider rannen. Als er wieder ſchauen konnte, ſah er plötzlich Pan Szulc ſtehen, — zum Donnerwetter, hatte der ſich doch eingefunden?!

Der Inſpektor ſchloß ſich den Bräuers an; auf dem Nachhauſeweg ging er mit Staſia. Vergebens ſuchte Valentin bei ihnen zu bleiben — bald waren ſie weit vor, bald allein zurück — er wußte ſich's nicht zu erklären, wie es zugehen konnte, daß ſie ihm immer wieder entſchlüpften.

Zuletzt gab er's auf und ging allein. Er ließ den Kopf auf die Bruſt hängen und brütete vor ſich hin.

Vor ihm her gingen Vater und Mutter und führten das Settchen in der Mitte; andächtig gingen ſie alle drei und ſprachen wenig. Frau Kettchen betete jetzt nicht mehr den Roſenkranz wie auf dem Hinweg, aber es war gewiß, daß ſie noch in ihrem Innern betete; ihr Blick war fromm.

Warum war Staſia nicht auch ſo? Der junge Bräuer hörte das Kichern ſeiner Frau hinter ſich. Warum war die nicht auch ſo? Ach, daß ſie doch der andern da mehr gliche! Valentin hatte ſeine Stiefmutter immer herzlich gern gehabt, aber heute, jetzt auf einmal hatte er noch ein andres Gefühl für ſie. Es trieb ihn, die Vorangehenden mit ein paar haſtigen Tritten einzuholen und dann neben Frau Kettchen ein Weilchen herzuſchreiten. Als kleiner Junge hatte er ſich gern der Stiefmutter an den Rock gehangen, nun drängte es ihn wieder, ihr Kleid zu berühren. Wie in Ehrfurcht ſtreifte

ſeine Hand darüber hin. „Mutter,“ ſagte er leiſe, „gute Mutter!“

Und dann ging er wieder ganz allein hinten nach, bis ſie nach Pociecha-Dorf kamen. Hier zupfte ihn Staſia am Rockſchoß. Droben beim Ablaß hatte ſie eine der ſauren Gurken haben müſſen, die das ſchmutzige Weib an der Kapellentür feilbot, und von dem Krüppel auf der andern Seite, der Heringe aushökerte, hatte ſie auch gekauft und den Fiſch verzehrt, aus der Salzlake heraus, wie alle taten; jetzt wollte ſie auch tanzen in Pociecha-Dorf.

Heute, heute wollte ſie tanzen, in der Faſtenzeit?! War ſie toll?! Valentin faßte nach ihrem Kleid.

Sie machte ſich los. Taten das denn nicht alle, und war ſie's nicht gewohnt ſo, immer, an jedem Ablaßtag? So war es Mariä Verkündigung, ſo Mariä Kräuterweih, ſo Mariä Geburt. Wer hieß denn diesmal den Ablaß ſo unglücklich gerade in die großen Faſten fallen?

Ihre Augen blitzten, ſie wurde ganz rot, als ihr Mann verneinend den Kopf ſchüttelte. „So geh du doch nach Hauſe, geh nur,“ drängte ſie.

Ein raſcher Blick des Einverſtändniſſes war zwiſchen ihr und Pan Szulc hin und her geflogen, unmerklich faſt; ſie zwinkerten nicht, ſie ſtießen ſich nicht an, ſie ſagten kein Wort, und ſie verſtanden ſich doch.

Valentin ſah den Blick. Und plötzlich fiel ihm etwas von den Augen — hatte das geprieſene Waſſer der Quelle ſo raſch ein Wunder gewirkt?! — er ſah, ſah, wie man bei einem Blitzſtrahl ſieht, der durch ſchwarze Nacht fährt. Sah und fühlte mit einem Schmerz, der ihm gleich einem ohnmächtig machenden

Stich durch Leib und Seele ging, die Hoffnungssonne wieder ſinken, die er vorhin am Horizont wie eine goldene Kugel hatte emporſteigen ſehen. Nichts, nichts, auch ein Kind nicht, konnte ihm helfen! — —

Aus dem Krug bei Eiweih ſummten Tanzmelodieen; Bratſche und Geige, Dudelſack und Horn mußten an der Wand hängen bis nach Oſtern, aber man durfte wenigſtens ſingen.

Alle Ablaßgänger traten ein in die Schenke.

„Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Im Kopf ſchwarze Augen,
So wie ich, ſo wie ich!

Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Am Schuh gold'ne Schnallen,
So wie ich, ſo wie ich!

Das Mädel iſt mein,
Das Mädel iſt mein —
Im Sack keinen Groſchen,
So wie ich, ſo wie ich!“

ſang ein Burſche, der aus dem Krugfenſter herauslehnte und winkte die lachenden Mädchen herein.

Pan Szulc ſummte mit, auch Staſia ſummte:

„So wie ich, ſo wie ich!“

Unruhig trippelte ſie, ſie konnte die Füße nicht mehr ruhig halten, ihre Hand fingerte nach des Partners Hand.

Da ſtieß Valentin heraus, mit einer verzweifelten

Anſtrengung, ſeiner brechenden Stimme Trotz zu verleihen:

„So bleib du, bleib du! Ich geh' nach Haus!“

* * *

Der Ablaßtag, der grau verhangen über die ſchwach begrünte Ebene gegangen, war zum ſchwarzen Abend geworden. Schwer laſtete ſich ballendes Nachtgewölk.

Die Fenſter von Eljakim Hirſch, die erſt wie helle Sterne geſtrahlt hatten, waren jäh dunkel geworden. Man hatte zum guten Glück ſich noch der öſterlichen Zeit erinnert: wie würde der Herr Vikar ſonſt ſchelten, wenn er's erfuhr, daß man der Faſten ſo wenig geachtet?! Wie konnte man auch der Leiden Chriſti ſo wenig gedenken?! Tanzen — das war heut, ſelbſt am Ablaßfeſt, eine Sünde, die ſich nicht gut machen ließ durch hundert Roſenkränze. Raſch waren die Lichter gelöſcht worden; nun ſaß man faſt im Dunklen, bloß ein ganz erbärmliches Lämpchen überm Schenktiſch warf ein wenig Schein. Aber die Dunkelheit hinderte nicht, daß man im Krug ſitzen blieb und, da man nicht tanzen durfte, deſto eifriger trank.

Staſia war erſt ſehr enttäuſcht, daß es zu keinem Tanze kam. Wie lange, ach, wie lange — ſollte man es glauben? — ſeit ſie verheiratet war, hatte ſie nicht mehr getanzt! Und ſie hub an, ſich bitterlich zu beklagen: nein, glücklich war ſie nicht, der Valentin war ein ganz guter Menſch, aber, ach, hatte der eine Ahnung davon, was ſie brauchte?! Nein, keine Ahnung!

Und ſie warf ſich Pan Szulc an die Bruſt, ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn leidenſchaftlich.

Sie waren allein in dem kleinen ſogenannten Herrenſtübchen, das Eljakim neben dem größeren Wirtszimmer hatte. Mit einem Schmunzeln hatte er ſie gleich da hineingewieſen. Nun ging Pan Szule und drückte leiſe die Tür zu, die bis jetzt nach der Wirtsſtube offen geſtanden hatte.

18

Das Deutſchauer Herrenhaus lag ganz ſtill. Seine Läden waren geſchloſſen, man ſah kein Licht mehr, nur am Hoftor flackerte trübe die Laterne; Frau Helene war noch nicht von der Fahrt nach der Eiſenbahn zurück.

Der alte Hoppe hatte ſich in ſeinem Stübchen im Seitenflügel ſchon zu Bett gelegt, — warum ſollte er noch ſo einſam aufſitzen? Morgen mußte er ſo wie ſo doppelt früh heraus, da der Baron in Berlin war und er allein für alles aufzukommen hatte. Nun, aufkommen würde er ſchon, hatte der Gutsherr ſich doch in letzter Zeit ſo wie ſo nicht viel um die Wirtſchaft gekümmert. Merkwürdig, wie zerſtreut der Herr jetzt oft war, ganz wie abweſend! Seit der Geſchichte mit dem Plakat an der Katarynka war er förmlich verſtört. Wenn er nun erſt gar wüßte, wieviele ſolcher Plakate ſein Inſpektor mit der Zeit gefunden hatte! Gewiß an die zwanzig. An dieſer Scheune und an jener, am Stall, am Speicher, ſogar an der Haustür, überall auf dem Gehöft. Und letzthin hatte es auch außen an der Hofmauer geſtanden, mit großen Kreidebuchſtaben, ſo recht jedermann ſichtbar:

‚Hakatiſt! Schwein! Schächer! Hundeblut!‘

Immer waren es die gemeinſten Schmähungen,

und immer war es ungefähr derſelbe Wortlaut. In der Tat, wenn das einer immer und immer wieder zu hören kriegte, konnte er ſchon närriſch darüber werden!

Der Inſpektor, bereits im Begriff, ſich niederzulegen, war noch einmal an ſeine Kommode gegangen. Dort verwahrte er in einem alten Zigarrenkäſtchen, in wohlverſchloſſenem Schub, die ſchmähenden Zettel. Jetzt ſah er ſie noch einmal durch: pfui, pfui, pfui! Aber dann kam ihm der Gedanke: wie mußte man die Seele eines Menſchen erbittert haben, daß der ſolches ſchrieb?! Wer jener arme Kerl wohl ſein mochte? Ein Mitleid überkam ihn mit dieſem, faſt mehr als mit dem Niemczycer. Aber — warum nachforſchen?! Der Niemczycer war zu hochmütig, um ſich darum zu kümmern, und ihn, den Inſpektor, was ging's ihn denn eigentlich an? Er tat genug, wenn er die Inſulten am frühen Morgen auf ſeinem erſten Rundgang, wenn noch alles ſchlief, abſammelte und ſeinem Herrn ſo den Ärger aus den Augen räumte. Was ſeit Generationen am Volke geſündigt iſt, läßt ſich nicht aus der Welt ſchaffen. Nun traf die Rache einen, der vielleicht beſſeren Willen hatte; aber gerade den traf's doppelt hart!

Der alte Inſpektor ſchüttelte den Kopf, als er müde vom Tage in ſein Bett kroch: im Grunde waren ſich die Herren doch alle egal, da war nicht viel zu erhoffen! Eine neue Generation mußte erſt kommen, um ein Volk zu erziehen, das jetzt noch wie ein kleines Kind in Windeln war.

„Unſer Vater im Himmel," murmelte der alte Mann und faltete die arbeitsharten Hände über der Bruſt, „der du deine Sonne ſcheinen läßt oben auf den Lyſa Góra

und ebenſogut unten auf den Luch im Feld, willſt du uns nicht einen ſchicken, der da weiß, wie man ſäen muß, um Frieden zu ernten? Amen!“

Mit dieſem ſchlief er ein. Er hatte ſchon ganz feſt geſchlafen, als ihn ein Schrei weckte. Ein johlender Schrei war's, wie er ſchon einmal hier erklungen war am Abend des Erntefeſtes — ein trunkenes Gröhlen ſinnloſer Freude.

* * *

Aus dem Pociechaer Krug hatte ſich eine Schar aufgemacht. Es war ihnen zu langweilig geworden, zuſammen zu ſitzen ohne Tanz und Geſang.

Mit Johlen und Pfeifen ſtrömten ſie aus der Schenke und trieben ſich draußen herum. Dicht an der Propſtei trabten ſie vorüber — wollten ſie etwa wieder hin zum Lehrer Ruda?! O nein, der war ja jetzt brav! So machten ſie wieder Kehrt. Noch einmal ging's an der Propſtei vorbei mit Lachen und Geſchrei und mit Pfiffen, die durchs Dunkel ſtiegen wie Alarmſignale.

Wo wollten ſie denn hin?! Das wußten ſie ſelber nicht. Nach Hauſe natürlich nicht; da gab's kalte Stuben und kein Fleiſch im Topf. Jetzt war's freilich noch Faſtenzeit, aber zu Oſtern würde auch kein Fleiſch da ſein, und das behagte ihnen ſchon lange nicht.

»Psia krew!« Sie ballten die Fäuſte. Wohin mit dem Ärger! Wohin denn nur?

Fern ſchimmerten die Lichtchen von Pociecha-Anſiedelung. Ein Stern flimmerte heller als die andern. He, da war ja auch ein Krug! Den mußte man mal

probieren! Und wenn etwa die Schwabby ſich breit darin gemacht haben ſollten: „Schmeißt ſie hinaus, die nichts drin zu ſuchen haben!“

In hellen Haufen zog man zum deutſchen Krug. Dort ſaßen in der Tat einige Anſiedler; da die Wirtsſtube heute leer geblieben war, hatten ſie ſich an dem großen Tiſch in der Mitte niedergelaſſen, über den die ſchaukelnde Hängelampe das hellſte Licht warf.

Aber Frelikowski, der Förſter, ſaß bei ihnen. Da wagten die Dörfler keinen Streit anzufangen, ſondern ſie forderten nur ungeſtüm vom ſchweigſamen jungen Wirt einen ‚Sznaps‘, goſſen den hinunter und trabten dann wieder auf die Straße.

Heftig geſtikulierend, mit Fäuſteſchwingen ſtanden ſie noch ein Weilchen draußen. Friedlich lagen die Häuschen unterm ſchwach beſternten Himmel, kein Anſiedler zeigte ſich, wohl aber trat der Förſter, wie nach dem Himmel ſpähend, einen Augenblick unter die Krugtür. Da zogen ſie ab, knurrend zwar, aber ſie zogen doch: was ſollte man denn hier krakeelen?! Arme Kerle waren die Anſiedler auch, die ſich quälen mußten um ihr Stückchen Brot! ‚Betrogen ſind ſie, wie wir betrogen werden, psia krew, laßt ſie leben, die Schwabby!‘

In der ungeheuren Nachtweite, durch die ſie zogen, blinkte ab und zu ein Sternchen auf, und Hundegebell hörte man von ferne, wie Wolfsgekläff in einſamer Wüſte. Das waren Zeichen der Herrenhöfe, von denen ſelber man nichts ſah, die verſunken lagen flach in der Fläche. Aber der Lyſa Góra tauchte jetzt auf und reckte ſeine Stangenkiefer wie einen Galgen, dräuend, herausfordernd. Da ſingen die Trunknen an, laut zu gröhlen:

„Nach Niemczyce! Laßt uns dem Hundeblut, dem Hundeſohn, dem nichtsnutzigen Hakatiſten das Dach überm Kopfe anſtecken!“

Die Schritte, die eben noch ſo unſicher umhergetappt hatten, richteten ſich plötzlich zielbewußter. Nun wußte man, was man wollte. Hatte nicht der Herr Vikar gerade auf den Niemczycer gezielt, als er das letzte Mal in der Sonntagspredigt von dem Wolfe geſprochen, der in Schafskleidern einhergeht und ſich wählen laſſen möchte, um beim deutſchen König das Land zu vertreten?! Ei, das wäre — der?! Da wäre man nicht vertreten, verloren wäre man da!

„Schlagt ihn tot!“ heulte einer. Und zehn andre griffen den Ruf auf: „Schlagt ihn tot, ſchlagt ihn tot!“

Sie fingen an, zu laufen. He, dem drohenden Berg da auf den Kopf geſpuckt! Nach Niemczyce hinunter ging die Jagd.

Ahnungslos träumte der See, und das Haus ſchlief auch.

Das Hoftor ſtand offen, die Laterne zeigte den Weg. Schon waren ſie im Hofe, ſchon vor dem Hauſe, als ihr Schrei des Triumphs ſie ankündigte.

Nun hatten ſie ihn ſicher, den deutſchen Spion, den Verräter, den Polenfeind!

Ein Reißen an der Klingel, und dann ein donnernder Fauſtſchlag, vom Vorderſten mit aller Gewalt gegen die Tür geſchmettert, weckten ein dröhnendes Echo im ſtillen Haus.

„Pſt, nicht ſo laut!“ Häusler Jezierski, der Hausbewohner von Lehrer Ruda, er, der die neun Kinder

hatte, und deſſen Weib das zehnte erwartete, hielt ſeinem Vordermann beim zweiten Ausholen die Fauſt feſt: „Bruder, nicht gar ſo gewaltig, ein Weib ſchläft darinnen und kleine Kinderlein!“

„Daß dich der Donnerſtein erſchlage!“ ſchrie der alſo Geſtörte. Aber der zweite Schlag war nun doch wenigſtens ein Klopfen zu nennen. „He, aufgemacht, wir wollen den Niemczycer ſprechen! He, he! He, Antwort, iſt der Herr zu Haus?!“

Das Fenſter, oben im erſten Stockwerk, das gerade über der Tür gelegen war, klirrte leiſe.

„Der Herr iſt nicht zu Haus!“ antwortete eine helle Stimme von oben herab.

„Wo iſt er denn?!

„Nach Berlin gefahren!“

„Wir glauben es nicht! He, aufmachen ſoll er! Aufmachen ſoll er! Auf den Hof kommen ſoll er! Der Feigling, der Schächer, das Schwein! He, he, he, aufgemacht! Möge dich der Blitz zerſchmettern! Daß dich der Donner erſchlage! Mögen dich hundert helle Blitze treffen! Möge dich der ſchweflige Blitz anſtecken! Niemczycer, komm heraus!“

Die Tür ächzte unter den Fauſthieben; unter Fußtritten erzitterte ſie.

„He, Niemiec, Niemiec, du Hundeblut!“

Der aus tiefem Schlummer geſchreckte Inſpektor hatte nicht raſch genug ans Fenſter kommen können; ſchlaftrunken taumelnd riß er es auf: was ging da vor am Hauptbau? Träumte er noch, tobte da nicht eine Bande? Betrunkene? Was wollten die?!

Er ſchrie ihnen zu, ſie hörten ihn nicht.

„Niemczycer, Spion, Verräter, verfluchter Niemiec!“

Ein Steinwurf mußte eine Scheibe getroffen haben, Scherben klirrten. Das waren die dicken Milchglasscheiben der Haustür!

„Leute, seid ihr des Teufels?“ Der Inspektor war in die Kleider gekommen, er wußte nicht wie; die steile Stiege des Seitenflügels stolperte er im Dunklen herunter, seine alten Füße wollten ihn kaum so rasch tragen.

Jetzt war er am Platze: „Leute, Leute!“ Er drängte sich zwischen den Haufen, es gelang ihm, die Freitreppe zu gewinnen. Die Arme hob er beschwörend: „Leute, was fällt euch ein? Ruhe! Was wollt ihr denn vom Herrn?! Der Herr ist nicht zu Haus!“

„Glauben wir nicht! Der Niemczycer soll kommen, hierher, zur Stelle! Niederschlagen werden wir den Herrn wie einen Hund! Wie einen Hund, den Herrn! Hierher, hierher!“

Sie stampften mit den Füßen. Durchs Dunkel, das schwacher Laternenschein mühselig durchzitterte, blitzten ihre Augen wie Augen von Raubtieren, die lange hinter Eisenstäben gesessen haben. Ihr Atem dünstete Alkoholgeruch aus. Aber sie waren noch nicht völlig trunken, noch nicht in der Trunkenheit, in der der Geist schon schläft und der Körper sich willenlos schieben läßt.

Hoppe sah's mit Schrecken: die hier waren gefährlich! Was tun?! Wo steckten denn die Knechte?! Ließen sich die denn nicht sehen zum Beistand? Drüben, ganz nah, schliefen doch die Fornals in den Pferdeställen?!

„Fornal, Fornal!“ Keiner kam.

Und wohnte dort bei der Schmiede nicht der deutſche Stellmacher Krauz?!

„Krauz, Krauz!“ Er ſchrie.

„Halte dein Maul, du Kaldaunenfreſſer!“ Ein harter Schlag traf ſeinen Mund.

Um Gottes willen, wenn die hier das Haus demolierten?! Wenn ſie nur die Fenſter einſchlugen und die Kinder entſetzten, das war ſchon des Unheils genug. Die Knaben waren allein zu Hauſe, die Herrſchaft abweſend!

Mit ausgebreiteten Armen ſprang der alte Mann vor die bedrohte Tür.

„Leute, Leute, macht euch nicht unglücklich!“ Er rief es flehentlich.

Sie lachten ſchallend.

Erregt ſtreckte er ihnen abwehrend die Arme entgegen: „Schert euch vom Hof, dalej!“

Ein derber Hieb auf ſeine ausgebreiteten Arme belehrte ihn, daß der Kommandoton heute gar nicht am Platze ſei.

„Scher du dich! Geh zum Teufel!“

Wie eine Welle drängte es gegen ihn an. Für einen Augenblick ſah er ſich ganz umgeben von drohenden Fäuſten; er fühlte ſich von der Freitreppe heruntergezerrt — er verlor den Boden unter den Füßen — jetzt, ein Lupfen, ein Schwung — weit lag er, zur Seite geſchleudert, unten auf dem Pflaſter.

Da ſtieß er einen langgezogenen Schrei aus, der das rauhe Geſchwirr der tobenden, jauchzenden, ſchimpfenden, lachenden, fluchenden Stimmen, das laute Getrampel der vielen ſtampfenden, wie beſeſſen ſpringenden und hüpfenden Beine übertönte:

„Zu Hilfe!“

Er verſuchte, ſich aufzuraffen. Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder! Alle Glieder ſchmerzten ihn, ſie waren ihm wie zerbrochen; es gelang ihm, einen Ellbogen aufzuſtemmen, aber ſeine Beine verſagten, er kam noch nicht auf die Füße. Einen angſtvoll ſpähenden Blick ſandte er umher — nichts, nur die Nacht! Niemand kam! Als ſeien die Knechte geſtorben!

Verzweifelt rang er, aber halb aufgerichtet mußte er am Boden bleiben. Über ihn weg ſprangen die Raſenden, er fühlte ihre Tritte auf ſeinen Händen. Alle ſtürmten jetzt die Freitreppe hinan. Die Tür krachte.

Die Kinder, um Gottes willen, die Kinder! „Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Da öffnete ſich die Tür.

Ein breiter Lichtſchein fiel heraus auf den Hof.

Sie johlten alle jubelnd auf.

Das ſchrumplige, angſtverzerrte Geſicht und die zitternde Geſtalt der alten Pelaſia zeigten ſich; ſie hielt eine Lampe, aber ſie zitterte ſo, daß dieſe faſt ihrer Hand entfiel.

Was?! Herr des Himmels, ſteh uns bei, war dieſes Weib denn ganz verrückt?! Ächzend rutſchte der Inſpektor auf allen vieren ein Stückchen näher heran. Statt die Kinder zu verſtecken oder mit ihnen herauszuklettern über die Veranda und hinten herum in den Park zu flüchten, ſtatt deſſen kam dieſe blödſinnige Alte und — da — da —!

Die Augen drangen Hoppe faſt aus dem Kopf.

Da ſtand der Junge, Doleſchals Älteſter, der Hanns-Martin, auf der Schwelle und ſah ganz unerſchrocken die Bande an.

Es war plötzlich still geworden.

„Papa iſt nicht zu Haus,“ ſagte der Knabe mit ſeiner hellen Stimme; man hörte ſie deutlich bis in den fernſten Winkel. Und man ſah auch die kleine Geſtalt ganz deutlich von überall. Vornehin, auf die oberſte Treppenſtufe, war er jetzt getreten, nur mit Nachthemd und Unterhöschen bekleidet; der Zugwind fuhr in die blonden Haare und wehte ſie empor über der freien Knabenſtirn. Im zitternden Schein von Pelaſias Lampe ſah man klar das friſche Geſicht.

„Schlagt die Brut tot, ſchlagt ſie tot,“ heulte einer auf. Aber der Ruf wurde nicht wiederholt.

„Warum wollt ihr uns was tun?“ ſagte der Junge. „Wir haben euch ja auch nichts getan!“

„Doch, jawohl, ſchlagt ihn tot, den Hundeſohn!“

„Nein, psia krew, laßt den Bengel in Frieden!“

„Laßt uns das Hündchen hängen ans Scheunentor! Nagelt es an durch Hände und Füße!“

„Reißt ihm die Kaldaunen aus dem Bauche, dem Herrenſohn!“

„Was fällt euch ein? Sünde wäre das! Wollt ihr ins Fegefeuer kommen?“

„Sünde?! Fegefeuer?! He, ihr ſeid wohl toll?! Gott der Herr wird ſich freuen, wenn er vom Himmel ſchaut und ſieht das!“

„Wir leiden es nicht!“

„Aber wir!“

„Nein, niemals!“

Zankend ſchrieen die Stimmen untereinander.

„Fürchte dich nicht, kleines Herrchen,“ ſagte Häusler Jezierski und bemühte ſich, deutſch zu ſprechen. „Hab'

ich Kinderlein w domu — zu Hauſe — dürfen ſie dir nicks tun, ſag' ich!"

Für Momente hatte es um den Kindermund gezuckt wie von nahendem Weinen. Die Wimpern hatten geblinzelt, die Augen wollten ſich zupreſſen angeſichts der drohenden Gefahr. Nicht alles hatte Hanns-Martin verſtanden, doch immerhin genug; er ſah die wild erhitzten Geſichter und die Arme, die ſich nach ihm ausſtreckten, und eine Angſt wollte ihn beſchleichen.

Aber nun, da er eine gutmütige Stimme hörte, lächelte er tapfer. Vertrauend faßte er die Hand des fremden Mannes: „Sie werden nicht leiden, daß man uns was tut, meinen Brüdern und mir, nicht wahr? Mein Vater wird Ihnen Geld dafür geben, aber ich werde Ihnen die ſchönen bunten Oſtereier geben, die er mir mitbringt. Und meine Brüder ſollen Ihnen auch von ihren Oſtereiern geben für Ihre Kinder. Bitte, ſagen Sie den Leuten doch, daß die nach Hauſe gehen!"

Drinnen im Flur ertönte jetzt ein jämmerliches Gekreiſch. Die kleineren Doleſchals wollten ihrem älteſten Bruder nach; vergebens verſuchten Pelaſia und die jetzt auch zum Vorſchein kommende, vor Furcht ganz faſſungsloſe Gouvernante, ſie zu halten.

„Höre!" ſagte Hanns-Martin, „wie ſie weinen! Die haben Angſt. Ich habe keine Angſt!"

Er reckte ſich auf den Zehen und warf den Kopf in den Nacken.

„Brauchſt auch keine Angſt zu haben, Herrenſohn!"

Irgend jemand ſagte es, und ehe der Knabe ſich's verſah, hatte ihn ſein Freund, der ein breitſchultriger und ſtattlicher Mann war, emporgehoben. Hanns-Martin

ſtrampelte mit den Beinen: nein, auf den Arm wie ein kleines Kind wollte er nicht! Aber es half ihm nichts, auf die Schulter mußte er.

„Paniczek, ſage du ihnen, und ſie werden gehen! Sage du ihnen, daß du geben wirſt deine bunten Oſtereier, und ſie werden dir danken!“

Der Knabe beſann ſich nicht lange, fühlte er ſich nun doch viel ſicherer hoch oben auf der breiten Schulter. Vergnügt lachte er, ein wenig ängſtlich und doch ſtolz zugleich, wie einer, der zum erſten Mal ein feuriges Roß unter ſich fühlt.

„Geht nach Hauſe!“ rief er keck. „Meine kleinen Brüder ſind müde, wir möchten gern ruhig ſchlafen. Ich gebe euch auch die bunten Oſtereier, die ich kriege — ja, ja!“ Er nickte eifrig, als er in die Geſichter ſah, die ihn ungläubig anſtarrten, und legte dann, ganz ernſthaft, die Kinderhand aufs Herz. Mit einem Ausdruck über ſeine Jahre ſagte er:

„Was ich verſprochen habe, halt' ich auch. Ihr kriegt ſie, auf Ehre!“

Es war ſo ſtill geweſen bei den Worten des Knaben, daß der Inſpektor einen neuen, noch heftigeren Ausbruch von Wut fürchtete; unheimlich dünkte ihn dieſe Stille. Mit einer gewaltigen Anſtrengung gelang es ihm jetzt, auf die Kniee zu kommen; jetzt ſetzte er den erſten Tritt auf die Erde — hin, hin um jeden Preis, ſich hinſtellen vor den tapferen Jungen und ihn ſchützen! Wenn ſie dem was tun würden, dann —

Er erſchrak faſt. Ein Gelächter war plötzlich losgebrochen. So einmütig aus allen Kehlen kam es und ſo überraſchend, daß es ihn förmlich packte.

Er taumelte und ſank wieder auf die Kniee. Wie im Traum hörte er ſie alle untereinander ſchreien.

„Was, was ſagt das Herrchen?!“

„Bunte Oſtereier will er uns ſchenken, ſagt er!“

„Guter paniczek!“

„Ein Liebling iſt er, ein Herz von Gold!“

„Oſtereier will er uns ſchenken, das Bürſchchen! Seine Oſtereier, die er geſchenkt kriegt! Daß die heilige Mutter ihn ſegne!“

Wie vorhin, ſo drängte auch jetzt die Rotte gegen die Freitreppe an. Wie vorhin, ſo blitzten auch jetzt die Augen, wie vorhin, ſo ſtreckten ſich auch jetzt die Hände aus. Aber Inſpektor Hoppe konnte ruhig auf den Knieen liegen bleiben und ſtarren und ſtarren mit weitgeöffneten, erſtaunten Augen. Dieſe Hände da, dieſe heftig geſtikulierenden, ſich reckenden Arme, wollten jetzt den Herrenſohn nicht mehr herunterreißen, ſein Blut nicht mehr vergießen am Scheunentor.

„Kleiner paniczek! Lieber paniczek! Goldener paniczek!“ Ein Durcheinander von Zärtlichkeiten ſchwirrte zur Schwelle des Herrenhauſes empor.

„Die heilige Dreieinigkeit ſoll ihn hüten!“

„Daß er geſegnet ſei mit goldenen Ähren und langen Jahren!“

„Daß er groß wachſe wie ein Baum und Schatten gebe!“

„Daß er lebe: hoch!“

Jezierski hatte das geſchrieen und ſich hochgereckt unter der leichten Laſt, die ſeine ſtarken Schultern nicht ſpürten. Den Hut vom Kopf reißend, ſchwenkte er ihn mit gellendem Jauchzen. Und gellendes Jauchzen geſellte ſich dem ſeinen.

Weithin tönte es durch die Nacht, ein Jauchzen, das Kraft hatte, Tote zu erwecken. Über den Hof, übers Herrenhaus weg, über den See hörte das der Lyſa Góra.

„Der junge gnädige Herr ſoll leben! Er lebe hoch! Hoch! Hoch!“

Jetzt knarrten die Stalltüren, jetzt ließen die Fornals ſich ſehen, und auch des Stellmachers Stimme wurde laut aus der Schmiede:

„Holla, was iſt denn da los?!“

Nun bedurfte man dieſer Hilfe nicht mehr.

Des Inſpektors Augen wurden ſtarrer und ſtarrer, er wußte nicht, wie ihm geſchah. Sah er denn recht: das deutſche Kind hoch auf polniſchen Schultern?! Und ſchwielige Männerhände, hart wie Eiſen vom Lenken des Pfluges, vom Führen der Senſe, reckten ſich liebkoſend nach der weichen Kinderhand?!

Ein Schauer überlief den alten Mann. Eine Erregung ſchüttelte ihn ſo mächtig, daß er aufſchluchzte. Nebel legten ſich vor ſeinen Blick, die Tränen liefen ihm übers Geſicht. —

Als Inſpektor Hoppe wieder ſeiner ſelbſt mächtig war, zog die Rotte eben zum Tor hinaus.

Horch, wie Donner rollte es vom Lyſa Góra! Nein, das Gewitter war abgezogen, es waren nur die Räder einer Kutſche, die auf dem Fahrweg längs des Sees holperten. Frau von Doleſchal kam zurück.

Beſorgt eilte Hoppe auf die Straße hinaus: die Trunkenen würden doch der Heimkehrenden keinen Krawall machen?!

Dreiſt genug hatten die Männer in den Wagen geſtiert, aber als ſie die Darinſitzende erkannt hatten, waren

ſie zur Seite getreten und hatten die Hüte gezogen: »Padam do nóg!«

Es war die Mutter des gnädigen jungen Herrn, die grüßten ſie ehrerbietig.

* * *

Still lag bald wieder das Herrenhaus von Deutſchau unterm matt geſtirnten Himmel. Wie ein Schatten ſchwand jetzt auch der Łyſa Góra. In einem großen Frieden ſchliefen die nächtigen Äcker. Die Lichtchen der Anſiedlung, die weithin geblinzelt hatten, blinzelten nicht mehr; ſelbſt die Tierſtimmen von Herrenhöfen, die verſunken lagen, flach in der Fläche, ſchwiegen nun.

Aber die Rotte raſtete noch nicht, die zog weiter. Sie alle hatten etwas in ihren Adern, das floß wie Feuer, das ließ ihnen keine Ruhe.

Erſt tobluſtig, dann voller Zärtlichkeit, jetzt wieder zerſtörungswütig. Die Milchglasſcheiben in der Herrenhaustür hatten ſo luſtig geklirrt, als ſie aufs Pflaſter praſſelten — hei, mehr, mehr ſo! Das war eine Muſik, anfeuernd wie der Krakowiak — immer toller, toller, toller — immer wilder, wilder, wilder! Das kleine Herrchen im weißen Hemdchen, mit den nackten Beinchen in den kleinen Schuhen, ſchlief jetzt wohl wieder in ſeinem Bettchen. Und feſt ſchlief es, man würde es nicht ſtören, denn nun war man ja ſchon weit von ihm!

„Psia krew, was werde ich nach Hauſe gehen, wo die Kinder ſchreien und mein Weib ſchilt!“ ſchrie Häus-

ler Jeziersti und zog ſich den Gurt feſter um die heruntergerutſchte Hoſe.

Sie drückten ſich alle die runden Hüte feſter auf die ſtraffhaarigen Köpfe. Der Wind ging lau, die Nacht war lind, recht dazu angetan, draußen verbracht zu werden. Was hat denn der Bauer anders als die Freiheit in der Nacht? Iſt er nicht immer leibeigen dem Acker? Am Tage, ja, da muß er ihm dienen, dienen, dienen! Aber jetzt läuft er keck über ihn weg und zertrampelt die junge Saat — wer will's dem freien Mann wehren? Jetzt rennt er dem Herrn übers beſtellte Feld, ſpuckt rechts und ſpuckt links, tritt hin, wo er will, und ſchert ſich nicht an Grenzgräben und Grenzſteine, recht wie ein Herr ſelber. Der Flurwächter ſchläft, und der deutſche Gendarm, den Gott verdammen möge, iſt heute wohl noch nicht daheim in Miaſteczko, dem Städtchen; der Gendarm iſt noch beim Ablaß, hat noch, wie der Teckel vorm Dachsbau, bei der kleinen Kapelle Poſto gefaßt und kläfft wachſam. Ei, daß er wache bis morgen früh!

„Huch, hoho, huch, hoho!“

Hin wie die wilde Jagd geht's über die Äcker quer weg. Einer, der keinen Braten im Bauch hat, nicht mal ein Stück Kochfleiſch, der kann ſchon rennen. Ja, die Kaldaunenſchlucker, die Fleiſchfreſſer, die ſich vollmäſten an andrer Leute Fett, die können nicht nachſetzen! Hei, das wäre ein Spaß, denen die Fenſter einzuſchmeißen — warum hatten die denn ſatt?!

Weit dort drüben, hinter Pociecha-Dorf noch weit, lag die Ablaßkapelle; wenn der Gendarm dort lange genug gelauert haben würde, keine Laus mehr zum Ablaß kam,

dann würde er in den Krug zum Eiweih ſtolpern und hinterm Schnauzbart brummen: ‚Getanzt wird nicht zur Faſtenzeit! Wo ſind die Spektakler?!‘

Such ſie, ſuch ſie doch! Sie ſind nicht im Krug, ſie ſind nicht im Dorf, ſie ſind, wo du nicht biſt! Sie ſind luſtig:

„Es lebe Polen!“

Mit lautem Zuruf feuerten ſie ſich an. Um ſich in der tiefen Dunkelheit nicht zu verlieren, hatten ſie ſich an den Händen gefaßt; Mann bei Mann, ſo bildeten ſie eine feſte Kette. Mitunter ſtrauchelte einer, fiel hin, tat ſich weh, hatte nun des Rennens genug und wäre ganz gern nach Hauſe umgekehrt, aber die andern riſſen ihn mit.

Es war ein Spiel, wie ein Ringelreigen; aber Ernſt war im Spiel. Furmaniak, der Maurer, fluchte plötzlich laut auf und unterdrückte dabei einen Schmerzensruf. In ein Tellereiſen war er geraten, der Schnepper quetſchte ihm faſt den Fuß ab. Verflucht, war man etwa ſchon gar in den Gärten der Miaſteczkoer?! Alſo ſo verwahrten die ſich? Welch eine Gemeinheit! Ein Bubenſtück war's, jetzt, wo's in den Gärten noch keine Pflaume, keine Gurke, gar nichts zu holen gab, Tellereiſen zu legen!

Mit Mühe befreiten die andern den Genoſſen.

Jetzt kam der Mond hinterm Gewölk hervorſpaziert; aber nur wie ein Schläfriger ſchob er mit zwei Fingern ein wenig den Vorhang der Wolken beiſeite und lugte mal dahinter hervor. Jetzt ward's ſchon wieder dunkel. Aber ſie hatten doch genug geſehen, nun wußten ſie genau, wo ſie zu gehen hatten. Da, weiter vorwärts, lag der See von Miaſteczko. Wenn man den Finger naß

machte und dann emporhielt, fühlte man, woher der Seewind kam; und neigte man das Ohr nach derſelben Richtung, ſo hörte man in der Stille des ſchlafenden Städtchens die Wellen leiſe gluckſen am ſandigen Uferzipfel.

Hier führte der Weg! Einer ging hinter dem andern, leiſe traten ſie auf wie Diebe.

Unter den Füßen fühlten ſie jetzt Pflaſter; ein Brunnen rauſchte — das war der Brunnen des heiligen Nepomuk mitten auf dem viereckigen Markt, den die Häuſer von Miaſteczko umſtehen. Nur wie dunkle Klumpen zeigten die ſich.

He, die Faulenzer drin ſchliefen wohl ſchon?! Warum ſollten die auch wachen? Die hatten ja den Bauch voll, und die wähnten ſich ja ſo ſicher, hatten ſie doch Tellereiſen gelegt. Aber warte, das ſollte ihnen heimgezahlt werden!

Dem Furmaniak tat der Fuß erbärmlich weh, leiſe fluchend hinkte er. Schon bückte er ſich, einen losgebröckelten Pflaſterſtein, über den er geſtolpert war, zur Seite zu ſchleudern, da flüſterte ſein Nebenmann ihm eifrig zu: „Schmeiße du, ſchmeiße du zuerſt, dann werde auch ich ſchmeißen!“

He! Sie ſtutzten. Ein Lichtlein war plötzlich aufgeglommen — dort — im Hauſe neben der Bäckerei und Gaſtwirtſchaft von Iſak Prochownik, die heute ausnahmsweiſe keinen Lampenſchimmer mehr zeigte hinter geſchloſſenen Läden.

„He, Brüder, ſeht da!“ Sie machten ſich gegenſeitig aufmerkſam.

Brannte das Licht nicht im Hauſe des Löb Scheftel?! Ei, der Halunke, der Jude, der ſaß natürlich noch auf,

während alle Chriſtenmenſchen ſchliefen, und zählte ſein Geld. Daß er in die unterſte Hölle fahre! Alle Chriſtenmenſchen, die Übles getan haben, ſchickt Gott ins Fegefeuer zur Strafe, aber der Jude iſt auch dafür zu ſchlecht, den muß man ſchon hier auf Erden ſtrafen.

„Gebt ihm Prügel zu koſten, daß er nicht ſitzen kann auf ſeinem Wägelchen drei Tage, daß er nicht ziehen kann auf den Schacher und uns betrügen!“

„Er hat meiner Anuſia zwei Groſchen zuviel abgefordert für das Pfund Speck zum Backen in Brotteig,“ raunte einer.

Und Furmaniak mit dem gequetſchten Fuß hetzte: „So wird dein Weib nicht backen können, natürlich nicht! Und meines auch nicht, denn ich werde zum Doktor müſſen, daß er mir heilt den Fuß. So werde ich gar kein Geld übrig haben, Fleiſch zu kaufen!“

Der Haufen murrte: kein Fleiſch zu Oſtern, nachdem man ſo lange gefaſtet hatte?! Das wäre! Nein, Fleiſch mußte man haben!

„Es iſt ſo teuer,“ ſeufzte Jezierski, „meine Kinder werden bald nicht mehr wiſſen, wie Fleiſch ſchmeckt. Wie können neun Kinder Fleiſch eſſen, wenn der Jude ſo teuer iſt?!“

„Schlagt ihn tot, den Juden,“ brüllte Furmaniak, den der Schmerz peinigte.

Sie hielten ihm den Mund zu: „Pſt, nicht ſo laut!“ Aber recht hatte der Furmaniak, ja, ja!

„Laßt uns dem Juden tun, wie er Jeſu Chriſto getan hat! Es iſt ſchon lange her, aber die Gotteswunden bluten friſch, naht die heilige Karwoche!“

„So iſt es!“ Sie bekreuzten ſich alle: „Jeſus

Chriſtus, Sohn der Maria, um deiner heiligen Wunden willen!“

Mit funkelnden Augen drängten ſie dem beſcheidenen, wie ängſtlich zitternden Lichtlein näher.

Die reine Nachtluft hatte ſie nicht ernüchtert, im Gegenteil, die Freiheit der Felder hatte ſie noch mehr berauſcht, der Lauf übers Unbegrenzte das Blut noch raſcher durch ihre Adern getrieben.

Der Jude, der gottverfluchte Jude! War's nicht eine Schweinerei, daß ein Jude Fleiſch verkaufen durfte?! Wer konnte ſagen, ob es auch wirklich Fleiſch vom geſchlachteten Tier war, was er verkaufte? Pfui, wie das auf einmal hier ſtank!

Sie hoben witternd die ſtumpfen Naſen. Ein Dunſt war plötzlich gekommen. Widerlich brenzlich und ekelhaft zog ein Geruch von der Abdeckerei her, die nicht fern hinter Löb Scheftels Haus am Rande des anſtoßenden Feldes lag. Hier hatte der Schinder geſtern einen alten Gaul abgeledert und deſſen Fell auf Stangen zum Trocknen ausgeſpannt; nun ſtöberte der Nachtwind darin und trieb, als er ſich jetzt ſtärker aufmachte, den Geſtank bis auf den Marktplatz hinein.

„Wie das ſtinkt, wie das ſtinkt,“ flüſterte Jeziersky ſchaudernd. „Gott ſoll mich ſtrafen, wenn das nicht Kinderfleiſch iſt, was da geräuchert wird!“

Ein Grauſen rüttelte die Gemüter. Erregt ſtieß einer den andern an: „Bruder, he, haſt du nicht gehört, daß Juden Kinder ſchlachten?!“

Gewiß, man hatte es gehört. Und wenn der Löb Scheftel nun vielleicht auch kein Kind geſchlachtet hatte, viel zu teuer war er doch mit dem Fleiſch!

Ein Dutzend Stimmen heulten plötzlich laut auf: „Schlagt ihn tot, ſchlagt die Juden tot. Jeſus Chriſtus haben ſie geſchlachtet! Kinder haben ſie geſchlachtet! Kälber und Lämmer haben ſie geſchlachtet, aber wir bekommen nichts davon!“

Die Bürger, von dem Geheul aus dem Schlafe geſchreckt, zogen die Bettdecken höher über die Ohren: ei, Betrunkene, nichts Neues waren die! Ablaßtag war's — man mußte ſie lärmen laſſen!

Der Nachtwächter mit Signalpfeife und Spieß drückte ſich feſter in die Niſche der Kirche, wo er zu ſchlafen pflegte: Betrunkene, denen ging er gern aus dem Weg!

„Gott ſoll hüten, haben die geſchickert,“ ſagte auch Löb Scheftel. Er, der nun, da ſein Sohn Iſidor ihn nicht mehr unterſtützte, oft bis in die Nacht zu ſchaffen hatte, war eben noch im Keller bei ſeinem Fleiſch geweſen. Jetzt war er mit dem Lämpchen nach oben gekommen ins Lädchen und hatte ſich noch hingeſetzt, Kaffe zu machen, während ſein Weib und Röschen, ſeine Tochter, hinten heraus in der dunklen Kammer ſchon ſchnarchten. Bekümmert ſein ſpitzbärtiges Kinn in die Linke ſtützend, während die Rechte die Feder hielt, rechnete er. Es war nicht allzuviel an Gewinn einzutragen ins Hauptbuch.

„Gott der Gerechte, teure Zeiten, ſchlechte Zeiten!“

Er ſeufzte und kratzte ſich mit der Feder auf dem Kopf. Wenn die Herren Beſitzer weiter ſolche Preiſe fürs Rindvieh machten, wie ſollte man da beſtehen?! Von den Schweinen gar nicht zu reden. Und die Grenze gegen Rußland war geſperrt, kein Schweinchen kriegte man mehr 'rüber; und keine Speckſeite von Amerika,

keine Tonne Schmalz war mehr erlaubt! Nun fehlte bloß noch, daß der Sommer den Rotlauf brachte oder die Sperre fürs Rindvieh wegen Maul- und Klauenſeuche, dann war's aus, dann konnte man hier gehen mechulle, bei Gott, wie der Iſidor es prophezeit hatte!

„Gott Abrahams, Iſaks und Jakobs!“ Der alternde Händler legte die Feder hin und ſchraubte das Lämpchen ein wenig höher. Aber wie er auch ſchraubte und rückte, es wurde nicht lichter um ihn. „Gott meiner Väter, haſt du denn ganz vergeſſen dein auserwähltes Volk? Wirſt du uns nich ſchicken den Meſſias, wie du uns haſt doch verheißen? 's wär' an der Zeit! Teurer wird's von Tag zu Tag, aber bei Gott dem Allmächtigen, ich will nich leben und geſund ſein, wenn ich mache 'n Geſchäft hier“ — — —

Er ſtockte. Mitten im betrübten Kopfſchütteln erſtarrte er plötzlich; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, blieb er ſteif ſitzen. Denn draußen vor ſeinem Ladenfenſter — ſo dicht, als tutete es ihm in die Ohren — erklang ein: ‚Hepp, hepp!‘

Das galt ihm! ‚Hepp, hepp‘ — wer hier hätte das nicht ſchon gehört?!

Die Erſtarrung wich von Löb Scheftel. Sein Kaſſabuch hinter den Ladentiſch ſchleudernd und ſich ſelbſt hinter den großen Hauklotz flüchtend, auf dem das ſchwere Fleiſchbeil blitzte, ſtand er mit vorgequollenen Augen, das verfettete Lederbeutelchen, mit dem er ſtets auf den Handel zog, feſt an die Bruſt gedrückt.

Draußen tappten viele Schritte. Eine Fauſt pochte derb an den vorgelegten Fenſterladen; eine Hand legte ſich auf die Klinke der Haustür und rüttelte daran.

Einen wilden, verängſtigten Blick warf der Jude um ſich: weh geſchrieen, die Läden waren nur von Holz und nicht von Eiſen! Die hielten nicht lange dem Rütteln ſtand und die Tür auch nicht. Wo blieb der Gendarm, wo der Nachtwächter mit ſeinem Spieß?!

„Jude, Spitzbube, Gauner, wir wollen dich lehren, das Fleiſch ſo teuer machen!“ Unter der Wucht eines ſich dagegen werfenden Körpers erzitterte die Tür und das ganze winzige Häuschen. Von Steinen — oder waren es Fäuſte? — wie mit Hämmern bearbeitet, ächzte der Fenſterladen. Krach, ſchon barſt ein Spalt, und die Stange, die von innen vorgelegt war, fiel aus ihrer Klammer.

Zu Hilfe, zu Hilfe! Wo blieben die, die den Bürger ſchützen ſollten?! Die entſetzten Augen des Juden rollten: weh, die kamen nicht!

„Jude, Spitzbube, Gauner! Du Gottesmörder —“

Da hörte Löb Scheftel weiter nichts mehr. Die ſchlotternden Füße in verzweifelter Anſtrengung zur Eile zwingend, ſprang er in die Kammer, ſchob den Nachtriegel vor, ſchrie den erſchrocken auffahrenden Weibern zu: „Lauft, lauft, die Gojim kommen,“ und ſetzte zum Hinterfenſterchen hinaus, daß die Blumentöpfe, die Röschen dort pflegte, in Scherben klirrten. Blindlings rannte er davon, wie das Wild auf der Jagd, ſinnlos, atemlos, ein gehetztes Tier.

„Hepp, hepp!“

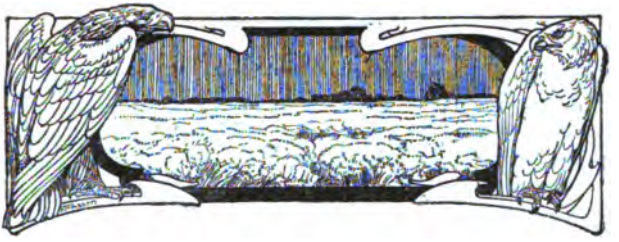
Er warf die Hacken faſt bis an die Ohren auf eiliger Flucht; die Pantoffeln flogen ihm ab, er ließ ſie fliegen, auf Socken rannte er in die Nacht hinaus.

Nun war er ſchon weit. Er hörte nicht mehr das

ſchreckliche Pochen an ſeiner Tür, auch nicht das Pochen an der Gaſtwirtſchaft des Prochownik nebenan, auch das nicht am Warenhaus bei ſeinem Schwiegerſohn Leiſer Hirſch, auch das nicht bei Gedulat Veigel, bei Joël Paſcheles, bei Abraham Schaul, und wie ſie alle hießen. Er hörte aber immer noch das ‚Hep, hep' — das würde er hören bis an das Ende ſeiner Tage.

Vom Laufen erſchöpft, von Furcht übermannt, ſank Löb Scheftel nieder. Hier war die Abdeckerei. Einſam lag das dunkle Häuschen, ein wenig von den andern abgerückt.

Aber er traute ſich doch nicht zu klopfen: weh geſchrieen, jetzt nur nicht unter eines Chriſten Dach! Da kroch er lieber unter die Pferdehaut, die ſeitwärts am Giebel auf Stangen trocknete. Er kroch auf allen vieren darunter und machte ſich ganz klein. Hier würden ſie ihn nicht finden, die Gojim, und wenn ſie ihn ſuchten die ganze Nacht und tagelang! Hier würde er liegen bleiben, bis die gefährlichſte Zeit vorüber war und bis das Fleiſch billiger wurde nach dem Feſt.



19

Oſtern war vorüber, Doleſchal war aber nicht zum Feſt zu den Seinen zurückgekehrt, wie er ſo feſt beabſichtigt hatte. Er ſchrieb Helene, es ſei ihm nicht möglich, ſich ſchon ſo bald loszumachen, war man doch in Berlin ungeheuer entgegenkommend gegen ihn. Er bat ſeine Frau, es ihm nicht zu verübeln, daß er das Feſt nicht mit ihr und den Kindern verlebte; ſein Herz hing daran — aber durfte er ſeinem Gefühl, einem Wunſch, der rein privater Natur war, ſo viel nachgeben? Nein, das durfte er nicht! Er mußte fern bleiben in Tagen, an denen er ſeinen Knaben ſonſt immer ſelber die Oſtereier verſteckt hatte im erſten friſchtreibenden Buchsbaum der Gartenrabatten. Er mußte ein Diner beſuchen, das einer der Hauptführer der hakatiſtiſchen Bewegung, Großgrundbeſitzer und Parlamentarier, am erſten Oſterfeiertag gab.

‚Das iſt zu wichtig für mich,‘ ſchrieb er.

‚Geliebte Frau, verſtecke Du unſern Kindern die Oſtereier — morgen wird das Kiſtchen ankommen, ich ſchicke die ſchönſten, die ich in Berlin bekommen konnte — und denke Du dabei an mich!

Sage auch den Knaben, daß ſie an mich denken. Euer Vater mußte noch in Berlin bleiben, ſage ihnen, aber iſt doch bei euch, im Geiſte um euch. Für euch bedacht, daß einmal ein Oſter-

komme, wie der Łysa Góra noch keines geſchaut hat. Das werden ſie natürlich nicht verſtehen — können es ja auch noch nicht verſtehen — wenn ich zwar glaube, daß unſern Hanns-Martin doch eine Ahnung davon überkommen wird, was es heißt: vom Łysa Góra auf deutſches Land blicken, auf lauter ganz deutſches Land, wenn Du, gute Mutter, ihm das in Deiner Weiſe erklärſt.

Geliebte Frau, ich ſchreibe in einer gehobnen Stimmung, die Worte fließen mir nur ſo zu. Geſtern abend traf ich mit mehreren famoſen Leuten beim Landwirtſchaftsminiſter zuſammen; natürlich war's keine Geſellſchaft, nur eine zwangloſe Teeſtunde. Es tut doch wohl, unter Geſinnungsgenoſſen zu ſein, es erquickt an Leib und Seele. Heute morgen beim Raſieren ſah ich mich im Spiegel, ich war erſtaunt: Du kannſt es glauben, mir iſt, als wäre ich um zehn Jahre jünger geworden.'

Helene lächelte, als ſie dieſen Brief las. Sie freute ſich für ihren Mann; wie voll von Hoffnungsfreudigkeit war er! Aber doch war Wehmut in ihrem Lächeln, und die Wehmut wurde Herr über das Lächeln. Die Hände, die den Brief hielten, in den Schoß ſinken laſſend, neigte ſie das Haupt: wie würde Hanns-Martin die Enttäuſchung ertragen? Denn die würde kommen. Die ſchien ihr ſo unausbleiblich, wie heute auf den grellen Sonnenſchein, der jetzt, Ende März, faſt ſommerlich ſengend niederſtach, ein Regenſchauer. Gewitterig dünkte ſie der Himmel, ſie ſah eine gefährliche Wolke überm Łysa Góra geballt. Ach, wenn doch Hanns-Martin ſich nicht zu ſicher in Hoffnungen wiegen wollte!

Hätte Helene es begründen ſollen, woher ihr jetzt oft die trüben Gedanken kamen, ſo hätte ſie es nicht gekonnt; ihr liebendes Herz ängſtigte ſich eben um ihn. Würde es ihn nicht treffen bis in die tiefſte Seele, wenn man den Polen ihm vorzog? Wenn er es ihr auch ſelbſt geſagt hatte, daß ſeine Kandidatur durch Garczyński ſtark

gefährdet ſei, überzeugt von ſeiner Niederlage war er doch keineswegs. Und auch, wenn er nun wirklich gewählt werden ſollte, war er denn der Berufene, das Ziel zu erreichen?!

„Deutſches Land, ganz deutſches Land — ach, lieber Gott!“

Die blonde Frau faltete die Hände über dem Brief und ſchaute träumeriſch durchs Fenſter über die Fläche des Sees hinüber zum ragenden Lyſa Góra.

Der ſchaute noch in polniſches Land, in ganz polniſches Land.

Und konnte denn auch ein einzelner Mann, wirklich einer allein, ſo vieles ausrichten, ſo großes erreichen?!

Wie in banger Frage hingen ihre Augen am Berge. Lange ſann ſie, dann ſchüttelte ſie den Kopf: ach nein, ein einzelner konnte das nie, niemals! Da mußte ſchon ein Heer auferſtehen, wie das polniſche Volk ſich eines erhoffte, dort aus dem Schoße des Lyſa Góra. Pelaſia, die alte Amme, hatte die polniſche Sage den Knaben erzählt.

Aber ſie — entſchloſſen ſtand Helene raſch auf — ſie, als Mutter, würde jetzt zu den Knaben gehen und ihnen auch etwas erzählen: vom Vater, vom deutſchen Land, und von — ſie zögerte noch einen Augenblick und überlegte: wie ſollte ſie es ihnen denn verſtändlich machen, den jetzt noch unmündigen Kindern? — nun, von der Pflicht würde ſie ihnen ſagen und immer wieder ſagen, die jedem von ihnen einſt oblag, und die er ſchon begreifen lernen mußte von klein an!

Helene lächelte. Ihr eben noch ſo trübes Geſicht war überſonnt von dieſem Lächeln, wie von Frühlingsſchein die Flur.

Es war etwas Strahlendes um die Mutter, die zu ihren fünf Söhnen ging.

* * *

‚Bleibe,‘ hatte Helene von Doleſchal ihrem Mann auf ſeinen Brief geantwortet. ‚Bleibe ruhig noch in Berlin, wenn Du meinſt, daß es von Nutzen iſt. Die Kinder gehorchen mir, und wir denken Deiner allezeit.‘

So war er ſogar noch ein paar Tage über das Feſt fortgeblieben. Das hatte er wirklich nicht erwarten können, daß man ihm ſo viel Freundlichkeit in Berlin entgegenbringen, überhaupt dort ſo viel Intereſſe zeigen würde für die Verhältniſſe in der Provinz.

Er, der ſo lange einſam auf ſeiner Inſel geſeſſen, hatte doch davon keine Ahnung gehabt, wie die Wellen, die am Łysa Góra brandeten, auch in der Reichshauptſtadt anſpülten. Man drückte ihm warm die Hand und glaubte ihm verſichern zu dürfen, daß man alles daran ſetzen werde, ſeiner Wahl nachzuhelfen. Er hetzte ſich unendlich ab in dieſen Berliner Tagen. Dahin — dorthin — immer noch gab es einen Weg, einen Beſuch, eine Konferenz, aber er fühlte nichts von jener Müdigkeit, die ihm auf ſeinen Feldern ſo oft die Füße gelähmt hatte und den Mut auch. Elaſtiſch überwand er die Anſtrengung, und als er endlich im Coupé ſaß, um wieder nach Hauſe zu fahren, hatte er ſchon das beſeligende Gefühl eines halben Sieges.

Er hatte Helene nicht beſtimmte Nachricht über ſeine Ankunft zukommen laſſen, nur geſchrieben, er würde noch telegraphieren. Aber dann hatte er auch dieſes

nicht getan — wozu? Er würde lieber in der Kreisſtadt einen Wagen beordern, und während dieſer angeſpannt wurde, die Gelegenheit wahrnehmen, um ein paar Augenblicke bei ſeinem Freunde, dem Landrat, vorzuſprechen. Es drängte ihn, dieſem ſofort von der erfolgreichen Reiſe zu berichten.

Es war in Berlin ſchon recht frühlingsmäßig geweſen, der Winterpaletot war läſtig geworden; auf allen Schmuckplätzen und in der Siegesallee hatten die Ziersträucher gegrünt, aus den Körben der Händlerinnen waren Wolken von Veilchenduft aufgeſtiegen.

Doleſchal war ſchon am frühen Morgen, am geöffneten Fenſter ſitzend, abgefahren, aber noch war er nicht drei Stunden unterwegs, als er das Fenſter ſchloß. Je weiter nach Oſten, deſto niedriger die Temperatur. Ein ſcharfer Wind wehte erkältend. Noch hatte man Poſen nicht erreicht, als Doleſchal den als läſtig oben ins Netz geſchleuderten Winterpaletot wieder anzog; ihn fröſtelte, und ein Unbehagen kroch ihm über den Rücken. War denn die Temperatur wirklich ſo erheblich kühler hier, oder ließ nur die Angeregtheit, in der er ſich befunden hatte, plötzlich nach?

Der Blick, der bald durchs Fenſter links, bald durchs Fenſter rechts ſchweifte, ſah nichts als Felder, Felder, Felder. Wenige Bäume, wenige Häuſer, wenige Menſchen. Die große Monotonie des Oſtens war da. Und wo der Zug hielt, fremdartige Stationsnamen — das Reich des Oſtens war da.

Die Stirn runzelnd ſaß der deutſche Mann, und die lähmende Traurigkeit, die er ſchon glaubte ganz abgeſchüttelt zu haben, war auch plötzlich wieder da.

O, wie grau war der Himmel! Und jetzt — war's möglich? Wahrhaftig, hier ſchneite es noch! Regen mit Schnee untermiſcht ging in dichten Schauern nieder, und der Wind, der ungehindert über die weite Fläche ſchnob, peitſchte ſie gegen das Fenſter.

Ein Gefühl grenzenloſer Vereinſamung überkam den ganz allein im Coupé erſter Klaſſe Sitzenden. Wie dumm war es von ihm geweſen, nicht Paul Keſtner von ſeinem Aufenthalt in Berlin wiſſen zu laſſen! Vielleicht wäre der jetzt auf ein paar Tage mit nach Hauſe gefahren? Und wie töricht, Helene nicht zu benachrichtigen! Nun würde kein Wagen an der Bahn ſein, und ſonſt wäre Helene ſicher dageweſen, ihn abzuholen; er hätte ihre Hand ein paar Stunden früher in der ſeinen halten können!

Die Sehnſucht, die bis jetzt zurückgedrängt geweſen war, ſcheinbar geſchlafen hatte, regte ſich. Hätte er ihr doch depeſchiert! Aber nun war's zu ſpät; auch wenn er von Poſen aus noch ein Telegramm ſchickte, konnte ſie doch auf den ſchlechten Wegen nicht mehr zur rechten Zeit mit dem Wagen an der Bahn ſein. Allein mußte er ankommen, wieder allein ſein, wie immer! In einem Gefühl der Verbitterung, ſo weggeſetzt zu leben, ſo fernab der Kultur, ſchloß er die Augen und drückte die von einem dumpfen Schmerz befallene Stirn gegen das Polſter.

So fuhr er in der Kreisſtadt ein; den Paletot zugeknöpft, den Kragen hochgeſchlagen, ſchritt er vom Bahnſteig.

Bekannte Laute grüßten ihn wieder. Alles polniſch: ‚Was befiehlt der gnädige Herr? Dem gnädigen Herrn zu dienen! Falle zu Füßen, gnädiger Herr!‘

Über den beſpuckten Flur ſchritt er durchs Bahngebäude nach der Straße.

Dort ſaß eine Hökerin mit einem Fäßchen auf der unterſten Treppenſtufe des Portals, ein triefäugiges, ſchmutziges Weib, und eine Frau in polniſcher Haube ſtand bei ihr und feilſchte um einen Hering. Das alte Weib fuhr mit den ſchwarzen Fingern in die Tonne — die Salzlake troff — und die andre nahm den Hering auch in die Hand und fraß ihn auf, ſtehenden Fußes, mit Kopf und Schwanz, mit Schuppen und Salzlake; nur die Gräte des Rückgrates ſpuckte ſie vor ſich hin.

Ihn ekelte. Tief verſtimmt ſchritt er in die Stadt hinein.

Kein einziges deutſches Firmenſchild. Alles polniſche Namen und jüdiſche. Polniſch-jüdiſch — wer konnte das trennen?! Ebenſo unlöslich dieſe beiden Elemente miteinander verbunden, ſchier unzertrennlich verwachſen, wie die ganze Provinz mit dem Polentum! Es ſchien Doleſchal auf einmal, als ſeien all ſeine Beſtrebungen, lang Beſtehendes auszumerzen, fruchtlos-kindiſches Bemühen.

Er ſah nicht mehr rechts und links. Ihn ärgerten die Schilder der Läden, ihn ärgerte der Dom, der ſo uralt mit ſeinen wie von Zyklopen gebauten Mauern auf den Markt herunterſah. Hier an den eiſernen Buckeln der Domtür zeigte man die Spuren der Axthiebe, mit denen einſt heidniſche Feinde die Kirche des weißen Adlers zu erſtürmen gedacht — die Beile waren zerſplittert, die Tür hatte jedem Anprall getrotzt.

Den Beſuch beim Landrat gab Doleſchal auf, ihm war plötzlich die Luſt vergangen.

Was er dem Freund eigentlich ſo Freudiges mitzuteilen gehabt hatte, wußte er nicht mehr. Leere Verſprechungen deuchten ihn plötzlich die Berliner Verſicherungen, die ihn geſtern noch mit ſolcher Ermutigung erfüllt hatten; nichtige Redensarten ſchienen ſie hier auf dem Platz, an dem rechts der Dom empor ragte, links das Palais des Kirchenfürſten und dicht dabei das Prieſterſeminar in all ihrer maſſiven Stattlichkeit lagen.

Ganz ohnmächtig kam er ſich auf einmal vor.

Hier, hier an der Ecke der Gaſſe, die ihn nun der Wagen, in den er am Domplatz geſtiegen war, hinabfuhr, ſtand in großer Schrift der Straßenname auf polniſch und ganz klein darunter die deutſche Bezeichnung. Herrgott, Herrgott! Er fuhr ſich über die Augen, als müſſe er's fortwiſchen, das Trugbild —, hier war ja noch ganz, ganz polniſches Land!

In einer Betrübnis, die auch die Ausſicht, bald ſein Deutſchau wiederzuſehen, bald Helene, bald die Knaben ans Herz drücken zu können, nicht lindern konnte, fuhr er dahin.

Regen und Schnee, die gegen die Eiſenbahnfenſter gepraſſelt, hatten nachgelaſſen; aber er ſaß noch in eine Ecke des Wagens gedrückt, den Kragen hochgeſchlagen, die Reiſedecke, die er gar nicht mehr zu gebrauchen gedacht hatte, bis zur Bruſt hinaufgezogen. Er fühlte nicht, daß ihn jetzt wieder eine lindere Luft umwehte. Aprilſchauer waren vorübergerauſcht, nun lachte Aprilſonne. Im blanken Sonnenſchein wogten grüne Saaten. Er ſah das alles nicht. Das Kinn auf die Bruſt gedrückt, die Augen niedergeſchlagen, verharrte er unbeweglich. Er grüßte nicht, als in der Nähe des erſten

Dorfes, das man paſſierte, ein Sämann am Ackerrand den Hut bis zur Erde zog: »Dobry wieczór!« Er erwiderte auch den Gruß des Mädchens nicht, das, hübſch und leichtfüßig, trotz einer ſchweren Laſt, die ſeinen Rücken beugte, eine Weile neben dem Wagen herſchritt. Er ſah alles nicht, nicht das Wachſen der Saaten, nicht den Fleiß der Leute, auch nicht die helle Sonne; er fühlte nicht den erdigen Duft, der von der Scholle aufſtieg und mit belebendem Hauch um ſeine Stirn ſtrich. Um ihn her war es finſter.

Er hörte auch nicht das leiſe Trillern einer Lerche am benäßten Grabenrain. Aber er hörte jetzt das Läuten der Glocke von Pociecha-Dorf. Das Sechsuhrläuten. Weithin über die Felder wehte der Klang. Die Leute, die vereinzelt da und dort arbeiteten, verneigten ſich; er ſah, wie ſie ſich bekreuzten und dann ſchleunigſt, ihr Arbeitsgerät zuſammenraffend, ſich zum Heimweg anſchickten. Sie hatten genug geſchafft, die Feierabendglocke rief ſie. Ach, wann, wann würde ſie *ihn* rufen?! Würde auch er bald Feierabend machen können nach vollendetem Tagewerk? Nein — aber vielleicht bald Feierabend machen *müſſen* nach nicht vollendetem, nach fruchtloſem Ringen!

Schwermütig nickte er vor ſich hin: Feierabend nach fruchtloſem Ringen. Und dann durchfuhr es ihn jäh mit einem Schrecken: um Gottes willen, das war ja ſchon faſt Melancholie!

Sich einen Ruck gebend, richtete er ſich aus ſeiner Ecke auf; die Hände zuſammenballend, biß er die Zähne aufeinander — nein, ſich nicht unterkriegen laſſen, den ſchwarzen Vogel ſcheuchen, der die Flügel ſenken wollte!

Da fühlte er den Hauch der Scholle. Gott ſei Dank! Und er riß den Paletot voneinander und atmete tief. Gott ſei gedankt für dieſen Duft der Felder!

Den Hut von der Stirn zurückſchiebend, ſah er freier um ſich. In ſeinem zerquälten Herzen wachte die Liebe auf; ſo groß auch die Qual war, die Liebe war doch noch größer. Nein, dieſe Felder hier waren ſchön, ſchöner als alle andern in der Welt! Wie hatten ſie ihn nur monoton dünken können? Und ihre Dankbarkeit mußte verſöhnen für vieles, was ſonſt verſtimmte.

Doleſchals Stirn glättete ſich: war hier nicht Tau und Sonnenſchein, nicht Wachſen und Gedeihen? Ja, ja und dreimal ja!

Sein Landmannsherz tat ſich auf, als er jetzt die Saaten betrachtete — ſo friſch, ſo dicht, ſo regennaß, ſo ſonnenbeſchienen ſtanden ſie im Feld! So weit das Auge reichte, bis dorthin, dort zum Łyſa Góra nichts als grüne, grüne Breiten. Ein ganzes Heer von junger Saat, eine Welt von Hoffnungen. Und da wollte er verzagen?! Nein! Er atmete wie befreit auf. Seine müden Züge belebten ſich, ſein blaſſes Geſicht rötete ſich. Und jetzt, ſiehe da! Ein freudiges Aufleuchten kam in ſeine Augen: ſieh, das ſchönſte Wunder der Ebene!

Über die große Fläche ſpannte ſich der Regenbogen. Er ſtand auf hinter der ſchwarzen Holzkirche von Pociecha-Dorf, wölbte ſich über Anſiedlung Augenweide und über Chwaliborczyce, über den Łyſa Góra und Deutſchau und ſtellte dort jenſeits ſein andres Ende auf Przyborowoer Grund. Unter dem Bogen des Friedens lagen ſie alle miteinander. Und dort, ganz im Geflimmer der ſich neigenden Sonne, hinterm Łyſa Góra ſich zeigend wie

ein Traum, ſtrahlte ein Abglanz wider der ſiebenfarbenen Herrlichkeit.

Die Weite war ſtill, wie erſchauernd in Bewunderung. Nur die Glocke ſchwieg nicht, ſie läutete dazu: Friede, Friede!

* * *

„Dobry wieczór! Verehrteſter Nachbar, guten Abend!“

Doleſchal fuhr zuſammen; eine Stimme, die ihm weh tat, hatte ihn geweckt. Mit einem Ruck hielt ſein Mietswagen, ein bequemer Landauer war dicht neben ihm. Wie ſchon einmal hier unweit der Kolonie, war der Deutſchauer mit den Chwaliborczyccern zuſammengeſtoßen. Geſchwind waren ſie dahergekommen und leiſe auf dem noch regenfeuchten, heute ſammetweichen Grund. Blaß wurde Doleſchal bis in die Lippen, ſo erſchreckte ihn dieſe Begegnung in ſeiner Verſunkenheit.

„Herr Nachbar, außerordentlich erfreut! Ich bin entzückt, Ihnen noch Adieu ſagen zu können,“ rief Garczyński. „Ich bedauerte unendlich, Sie geſtern nicht angetroffen zu haben. Wir verreiſen!“

„So?“ Doleſchal wußte weiter nichts zu tun, als ſich zu verneigen. „Empfehle mich der gnädigen Frau!“

„Leben Sie wohl!“ Läſſig nickte die Garczyńska, und dann ſandte ſie ihm einen raſchen Blick zu, ſo voll von Zorn, Anklage, Haß, Vorwurf, Wut und Verachtung, daß er ihn ſich nicht zu erklären wußte. Was hatte er dieſer Frau denn getan, daß ſie ihn ſo anblitzte? Ewig lange hatte er ſie ja gar nicht geſehen!

„Werden gnädigſte Frau länger fortbleiben? Und zum Vergnügen?“ Sie hatte ihn ſcheinbar nicht gehört — oder war er etwa nicht da für ſie? Faſt ſchien es ihm ſo. Sie hatte den Kopf nach der andern Seite gewendet und ſtarrte gleichgültig in die Luft.

Garczyński beantwortete die Frage durch ein Achſelzucken: „Vergnügen? Mein Lieber, Verpflichtungen, Verpflichtungen! Und Einladungen, unendliche! Ich denke, vier Wochen werden daraus werden!“

„So.“ Es war Doleſchal ganz gleichgültig, was die Chwaliborczycer machten — mochten ſie hier ſein, reiſen oder fernbleiben! — nur aus höflicher Gewöhnung fragte er: „Und wohin reiſen die Herrſchaften?“

Garczyński lächelte malitiös und winkte zugleich verbindlich mehrmals hintereinander zum Abſchied mit der Hand:

„Wir fahren, woher der Herr Nachbar kommen. Wir reiſen nach Berlin. Kutſcher, dalej, es iſt Zeit!“

Nach Berlin? Die Stirn runzelnd, ſah Doleſchal dem Landauer nach. Jetzt ſah er: ein kleineres Gefährt, darauf ein paar wahre Rieſenkoffer verſtaut waren, folgte noch nach. Die fuhren nach Berlin — Verpflichtungen, Einladungen, Toiletten für die ſchöne Frau in Rieſenkoffern — warum verſtimmte ihn das ſo?! Warum ſollte Garczyński nicht nach Berlin reiſen?!

Horch, Peitſchengeknall, der Kutſcher feuerte jetzt die Pferde an! Da jagten ſie hin, der liebenswürdige Pole und ſeine ſchöne Frau!

Als Doleſchal noch einmal den Kopf wandte, ſah er ſie ſchon ganz weit. Nun ja, ſie mußten eilen, wenn ſie den Nachtzug treffen wollten, mit dem auch er nach

Berlin gefahren war! Aber er glaubte ein Lachen zu vernehmen, das ihn höhnte, ein ſpöttiſches Lachen, das ihm im Ohre blieb, wenn auch die wachſende Entfernung zwiſchen ihm und jenem Wagen längſt jeden Laut verſchlungen haben mußte.

Der Bogen des Friedens war verſchwunden.

Mit einer jener Vorahnungen, die unabweislich Unangenehmes künden und wie Froſtſchauer die Seele überhauchen, drückte ſich Doleſchal wieder feſter in ſeine Wagenecke. Den Paletot, den er vorhin aufgeknöpft hatte, knöpfte er jetzt wieder zu. Es zuckte nervös in ſeinem Geſicht, und er kaute an den Schnurrbartenden. Brütend ſchaute er in ſich hinein: daß man doch nie, nie ſich hier harmlos und ungeſtört an etwas erfreuen konnte! Immer fiel etwas nieder, wie jetzt die nahende Dämmerung auf die ſonnbeglänzte Flur.

Schatten krochen über die Ebene, das Grün der Saaten wurde grau, der farbige Zauberſchein hinterm Lyſa Góra hatte ſich zu Wolken verdichtet, die, zerfetzt vom Abendwind, dräuend gleich Ungetümen mit Schwertern und Spießen, das verlöſchende Sonnenrot des Himmels umſtanden.

Horch, wer konnte hier ſo lachen?! Wer hatte hier noch den Mut dazu?!

Ein fröhliches Mädchenlachen war's, das Doleſchal aufmerken ließ. Langſam war ſein Wagen weitergekrochen; nun war man unweit des Luchs, wo die Grenze ſich zieht zwiſchen Przyborowo und Niemczyce. Aus der Richtung von Przyborowo galoppierten zwei Pferde heran, ein kleiner Schecke voran, ein großer Brauner hinterdrein. Das war wie eine Jagd. Lang ſtreckten ſich die Pferde-

leiber, die Hufe flogen. Und nun erſcholl wieder das Mädchenlachen, übermütig hell. Vor dem Mietswagen her, ſo dicht, daß deſſen Gäule zurückprallten, ſetzten die beiden ſich jagenden Pferde über die Straße. Ein Reitkleid flatterte um eine ganz jugendlich-ſchlanke Geſtalt, blonde Zöpfe flogen wild, und hinterdrein — da — war das nicht der Inſpektor Schulz, der dem Fräulein nachſetzte, vornüber auf den Hals ſeines Pferdes gelegt, die Hand ausgeſtreckt, um das flatternde Reitkleid zu faſſen?! Auf die Weiden am Luch, die wie eine dichte Schutzwand gegen den Acker ſtanden, ging's zu.

»Psia krew!« Der Kutſcher hielt an und deutete, vielſagend ſchmunzelnd, mit dem Peitſchenſtiel.

Das helle Mädchenlachen war plötzlich in einen hellen Aufſchrei übergegangen — war der ängſtlich oder —?! Der große Braune hatte den kleinen Schecken jetzt eingeholt. Warum dieſe Jagd?! Warum dieſer — dieſer Aufſchrei?! Und jetzt —?! Die Mauer der Weiden hielt die Geſtalten verdeckt, das Pferdegetrappel war verſtummt, die Mädchenſtimme ließ ſich nicht wieder hören. Es war ganz ſtill geworden.

„Voran!“ herrſchte Doleſchal ſeinen Kutſcher an; das Schmunzeln des Mannes dünkte ihn auf einmal ganz infam. Er wurde rot darüber. Was dachte ſich dieſer Kerl? Was wagte er ſich zu denken?! Unverſchämt! Er durfte ſich nichts denken! Ein Zorn überkam jäh den Herrn von Deutſchau und zugleich eine Scham: waren ihm denn nicht ſelber Gedanken aufgeſtiegen, die —

„Pfui!“ Er ſagte es laut, ein Unwille gegen ſich ſelber überkam ihn. War er auch wie der gewöhnliche

Mann, der ſofort Gemeines vorausſetzt? Nein, hier handelte es ſich nur um ein ganz ausgelaſſenes, junges Mädchen, das, froh, der Gouvernante entronnen zu ſein, ſich einmal austobte. Das Lachen war ſo unbefangen geweſen, ſo kindlich hell! Aber der Aufſchrei — dieſer Aufſchrei?! Grübelnd ſchloß Doleſchal die Augen.

In dieſer Einſamkeit, bei dieſem Aufwachſen unter der Kreatur, dieſem täglichen Sehen des Miteinanders von Knechten und Mägden, die ſich wahrhaftig nicht genierten, war es da nicht möglich, daß — bah, Torheit! Kinderaugen, reine Augen ſehen nichts! Aber dieſer Inſpektor?! Lag nicht etwas Brutales in deſſen hübſchem Geſicht?! Ein Mißtrauen hielt Doleſchal gepackt und peinigte ihn. Wie konnte man nur ſein Kind dieſem Menſchen anvertrauen? Alle Antipathie abgerechnet, und wenn da auch ſonſt nichts, nichts irgendwie Bedenkliches vorläge, das ſchickte ſich doch nicht. Man durfte ſeine Tochter nicht einem Blick ausſetzen, wie der ihr heute geworden war, von dem Kerl da auf dem Bock, und auch nicht ſolchem Schmunzeln!

Er mußte das Keſtner ſagen. Freilich, eine angenehme Miſſion war es nicht. Aber das junge Mädchen, das halbe Kind, war ſeines Freundes Paul Schweſter, die Tochter ſeines Nachbarn, die Tochter eines Standesgenoſſen, die Tochter eines Deutſchen! Er mußte dem Vater Mitteilung machen von dieſem Ausritt. Keſtner konnte ihm ja nur dankbar ſein. Vielleicht, daß er gar keine Ahnung von dieſer Vertraulichkeit zwiſchen dem Inſpektor und ſeiner Tochter hatte? Nun, dann war's um ſo nötiger! —

Doleſchal kam nicht heiter zu Hauſe an. Ein weich

behauchter Vorfrühlingsabend lag zwar über Hof und Park, aber der Heimkehrende hatte doch die Empfindung, als ob es noch Winter ſei. Helene, durch ſein Kommen aufs freudigſte überraſcht, hatte ihn innig in die Arme geſchloſſen, aber die Küſſe, die ſie ihm warm auf Wangen und Mund, auf Stirn und Augen drückte, entzündeten ihn nicht; auch ſie dünkten ihn kalt. Hatte Helene ihn vermißt, wirklich ſehr vermißt?!

„Ja, ja!“ Sie nickte eifrig. Und die Knaben, die mit glühenden Wangen um ihn herumſtanden, nickten ebenſo eifrig mit. Ein Licht glomm ihm entgegen aus den Augen ſeiner Lieben, aber ein Dämon beherrſchte ihn, der befahl: löſche es aus, löſche es aus!

„Ich wünſchte, ich wäre noch fortgeblieben,“ ſagte er ſelbſtquäleriſch, „ihr kommt ja ganz gut zurecht ohne mich, und ich habe hier nichts als Widrigkeiten!“

„Um Gottes willen,“ ſagte Helene langſam. Ihr Blick wurde traurig; hinter ihn tretend und beide Arme um ſeinen Hals legend und ihre Wange auf ſeinen Scheitel, wie ſie ſo gern zu tun pflegte, weinte ſie, und er fühlte ihre Tränen warm auf ſeinen Kopf tropfen. Das alſo war die Heimkehr?! Erſt ihre Tränen brachten ihn zu ſich.

Ja, ſie hatte ganz recht, zu weinen! Sie hatte Urſache, es war undankbar von ihm, nach all den guten Tagen in Berlin, nach den Ermunterungen, die ihm dort zuteil geworden waren, nicht beſſerer Stimmung zu ſein! Sie mußte ihn entſchuldigen, es lag in einer Überreizung, ja, er war ganz abſcheulich nervös!

Und er zwang ſich zu einer gewiſſen Fröhlichkeit. Erſt zwang er ſich zu ihr wie zu etwas Fremdem, aber

nach und nach wurde ſie ihm eigner. Für dieſen Abend wenigſtens konnte er vergeſſen, was ihn drückte; er gehörte ganz ſeiner Frau.

Helene wollte ihm vorerſt verſchweigen, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte; ſie war mit Hoppe übereingekommen, ihm nicht gleich davon zu erzählen, wie die Rotte hier vors Haus gezogen war und gefährlich gelärmt hatte — er würde ſich ja noch nachträglich aufregen — aber nun ſagte ſie's ihm doch. Ein Stolz auf ihren Knaben trieb ſie dazu und zugleich der Wunſch, den Vater zu erfreuen: ſiehe, das iſt dein Sohn!

Mit einer Rührung, die ſie faſt beängſtigte, nahm er es auf. Er ließ ſich wieder und immer wieder erzählen, wie ſein Sohn vor die wilden Männer getreten war.

„Alſo ſo ſagte er? Alſo wirklich?! Erzähle, Helene, ſagte er wirklich ſo? Und nicht geweint, ſagſt du, hat er? Und die Oſtereier, die ich geſchickt habe, hat er unter die Leutekinder verteilt — ſeine Oſtereier, auf die er ſich ſo gefreut hatte?! Ach, mein Junge!“ Er konnte nicht genug davon hören. Morgen, ja morgen, würde er ſich's noch einmal von Hoppe erzählen laſſen.

Hand in Hand mit Helene ging er zu den Betten der Kinder und ſtand dann lange an dem Bett, in dem ſein Älteſter lag. Warmrote Wangen hatte ſich der Knabe geſchlafen, und ruhig ging der gleichmäßige Atem der kräftigen Kinderbruſt.

Der Vater konnte den Blick nicht losreißen von ſeinem Jungen; es war ihm, als ſähe er ihn heute zum erſten Mal. Das war ſein lieber Sohn, ſein tapferer Sohn, das junge Reis am Stamm der Doleſchals! Lieb-

koſend ſtrich er immer wieder und wieder über den blonden Kopf.

Helene bat: „Komm, laß uns jetzt ſchlafen gehen!“

Da brach es aus ihm heraus mit einem Atemzug der Erlöſung, ſo wohlgemut, wie er lange nicht geſprochen — einen frohen Blick ſandte er dabei über die Schläfer hin —: „Ja, laß uns ſchlafen gehen, geliebte Frau. Und wenn wir einſtmals für immer ſchlafen gehen, dieſe werden erwachen!“

20

Wie einen tiefen Schmerz empfand es Helene, daß die Stimmung jenes erſten ſchönen Abends bei ihrem Manne nicht andauerte. Er hielt ſich ganz für ſich, ſchützte wichtige Korreſpondenzen vor. Sonſt lagen die fertig gemachten Briefe immer auf dem kleinen Tiſch im Entree, und der Landbriefträger oder der Bote, der gerade zur Poſt ging, holte ſie ſich von dort heraus — aber jetzt lag da kein Brief, ſie ſah keine Adreſſe. Er hielt ſeine Tür verſchloſſen, was er ſonſt nie getan; jederzeit hatte ſie ſonſt eintreten und ihm über die Schulter weg aufs Papier ſehen dürfen. Nicht wie ſonſt ſaß er abends bei ihr in ihrem Wohnzimmer; ſeit Tagen ſtand ſie allein am Fenſter und ſah über den dunklen See hin zum dunklen Lyſa Góra, über dem Frühlingsſterne funkelten.

Hatte er denn immer noch zu ſchreiben?! Die im Sommer bevorſtehende Wahl mache ihm unendliche Arbeit — ſo ſagte er ihr. Aber ſie glaubte es nicht recht; war da nicht noch etwas andres, etwas, das ihm mehr Qual machte, als alle Arbeit und Wahlunruhe es machen konnten? Ihr ſchien es faſt, als habe er jetzt gar nicht mehr das rechte Intereſſe für die Wahl. War er denn ſeiner Sache ſo ſicher, oder hatte er die

Hoffnung bereits aufgegeben? Sie wußte nicht, was von beidem sie wünschen sollte.

Doleschal sah sich in einer peinlichen Lage. Er hatte, um das, was er für unbedingte Pflicht hielt, nicht länger hinauszuschieben, wenige Tage nach seiner Rückkehr von Berlin einen Besuch in Przyborowo gemacht. Er war nicht hinübergefahren, er war hinübergegangen, am gewöhnlichen Wochentag, und um ja der Sache nicht den Schein von Wichtigkeit beizulegen, im gewöhnlichen Anzug, so wie man wohl auf einem Schlendergang bei einem nächsten Nachbarn ungeniert vorspricht.

Aber er hatte sich getäuscht, wenn er geglaubt hatte, sein Besuch würde so ganz unauffällig sein. Dafür war er viel zu lange nicht bei Kestners gewesen.

Schon als er durchs Przyborowoer Tor trat, glotzten ihn neugierige Blicke an. Eine kleine Magd stand auf dem Hof und fütterte die Hühner; eine Wolke von Federvieh stob um sie auf, als sie jetzt, beim Anblick des Niemczycer Herrn, ihren Futterkorb fallen ließ und mit hurtigen Sprüngen ihrer nackten Füße dem Hause zueilte.

Als Doleschal an der Klingel zog, wurde er bereits erwartet. Herr Kestner trat ihm aus seinem Zimmer, rechts bei der Haustür, entgegen — mit Zurückhaltung — aber man sah seiner Miene doch die Genugtuung an. Der Niemczycer kam zu ihm! Gewiß wegen seiner Wahl?!

Doleschal hatte gedacht, bei Kestner in das sogenannte Studierzimmer, das den Blick über den Hof hatte, und dessen Tür von stetem Ein und Aus klappte, ganz ungeniert eintreten zu dürfen. Er wandte sich auch sofort dorthin, aber Kestner wehrte ihm mit ausgebreiteten

Armen den Eintritt: „O, ich bitte Sie — nein, das würde meine Frau nicht verzeihen! Bitte, hier herein!“

Er ſtieß die Tür auf zum Salon, dieſen gegen jeden Sonnenſtrahl und jeden Fliegenſchmutz verwahrten, mit wohlerhaltenen Plüſchmöbeln ausſtaffierten Raum, in dem Kornelia am Flügel ſaß und übte.

„Meine Tochter Kornelia!“ ſtellte der Hausherr vor. „Meine Jüngſte!“

Der hochaufgeſchoſſene Backfiſch knickſte und wußte nicht, ob er die Hand reichen ſollte.

„Meine Frau wird gleich kommen. Entſchuldigen Sie, ſie war gerade dabei, an Paul zu ſchicken, wird aber ſofort erſcheinen. Darf ich bitten?“ Keſtner wies auf einen Plüſchſeſſel und ſetzte ſich dann ſelber dem Beſucher ſteif gegenüber.

Doleſchal biß ſich auf die Lippen: wie fatal, ganz als ſteifer Beſuch wurde ſein ungezwungenes Vorſprechen beim Nachbarn aufgefaßt! Die ganze Angelegenheit bekam dadurch ein andres Geſicht. Nun würde auch gleich die Dame des Hauſes erſcheinen, und die Tochter war auch zugegen! Übrigens ein hübſches Mädchen!

Er hatte die Schweſter Pauls lange nicht geſehen, letzthin nur ſo flüchtig, daß ihr Anblick ihn jetzt überraſchte. Zwar war der Rock noch halblang bis zu den Knöcheln, aber was ihm im Reitkleid nicht aufgefallen war: die Formen waren ſchon ſehr entwickelt. Heute hingen ihr auch die Zöpfe nicht kindlich lang herunter wie neulich, halb gelöſt auf wildem Ritt; ſittig zu einem Kranz um den Kopf gelegt war das blonde Haar. Die Wimpern niedergeſchlagen auf die leicht beſommerſproßte, blühende Wange ſtand ſie da — nein, das war kein Kind mehr!

Eine Befangenheit überkam Doleſchal: wenn das ſeine Tochter wäre, wie peinlich würde es ihm ſein, das zu hören, was er jetzt dem Vater hier ſagen wollte — ſagen mußte! Er gab ſich einen Ruck. „Ich — ich — dachte — ich wollte — ich möchte Sie gern einen Augenblick allein ſprechen, lieber Keſtner!“ Er ſtotterte etwas. Zu unangenehm! Immer aufgebauſchter wurde ſo die Sache und ſo ganz gegen ſeinen Willen! Aber er konnte nicht mehr zurück. Mit einer leichten Verbeugung wandte er ſich gegen Kornelia: „Gnädiges Fräulein entſchuldigen!“

„Geh mal 'raus,“ ſagte Keſtner und ſetzte ſich erwartungsvoll in Poſitur. Aha, allein ſprechen wollte ihn alſo der Niemczycer?! Es ſchien ihm viel daran zu liegen — welch ein Triumph! Nun kam er doch, der Niemczycer, mußte er doch kommen und ſich um die Gunſt des Przyborowoers bewerben! Wenn doch Amalie jetzt zugegen wäre!

„Geh, ruf' mal Mama,“ rief er ſeiner Tochter nach, die ihre Noten zuſammengerafft hatte und nun mit einem Knicks das Zimmer verlaſſen wollte.

„O, bitte!“ Doleſchal legte ihm die Hand auf den Arm, „ich möchte Sie allein ſprechen!“ Er betonte das ‚allein‘.

„Alſo —?“ ſagte Keſtner, als ſich die Tür hinter Kornelia geſchloſſen hatte. Er war neugierig, aber gewiſſermaßen auch ein wenig ſchadenfroh: dem Baron ſchien es nicht leicht, ſein Anliegen vorzubringen! Ja, das kommt davon, warum ſtellt man ſich ſo mit ſeinem Nachbarn?!

Er tat nichts, gar nichts, dem andern entgegenzukommen — mochte der ihm nur kommen!

Sich vorbeugend zu ſeinem Gegenüber und die Hände ineinander ſchlingend, daß die Gelenke knackten — half es doch nichts, gab es doch kein Zurück mehr — ſagte Doleſchal jetzt in möglichſt leichtem Ton: „Geſtatten eine Frage, Herr Nachbar! Wie alt iſt Ihr Fräulein Tochter?“

„Na — fünfzehn, wird nächſten Monat ſechzehn,“ ſagte Keſtner ein wenig erſtaunt. Er hatte ſich etwas andres erwartet, aber zugleich lächelte er auch geſchmeichelt: „Schon ſtattliches Mädel, nicht wahr?“

„Hm — ſehr!“ Doleſchal beugte ſich noch weiter vor, und ſeine Stimme klang anders, als er eigentlich beabſichtigt hatte, leiſer und doch gewichtiger: „Jedenfalls kein Kind mehr! Ich würde ſie jedenfalls nicht mehr allein ausreiten laſſen — hören Sie, Keſtner, jedenfalls nicht mehr mit dem — mit dem — nun, mit dem Inſpektor!“

„Mit dem Inſpektor?! Wieſo — warum?“ Man ſah's an des Vaters weit aufgeriſſenen, erſtaunten Augen unter hochgezogenen Brauen, daß er keine Ahnung von dieſem Ritt hatte.

Alſo richtig: Keſtner wußte nichts, hatte gar keine Ahnung! Wie dankbar würde er ihm nun ſein! Und raſch, ohne ſich zu beſinnen, erzählte Doleſchal jetzt von der neulichen Begegnung am Luch. Er hatte ſehr vorſichtig ſein wollen, äußerſt ſchonend, aber nun betonte er doch, wie ſehr er durch ſie verletzt worden ſei — in die Seele des Vaters hinein — in die Ehre des Bruders.

„Welchen Mißdeutungen iſt ſolch ein junges Mädchen ausgeſetzt! Ich muß geſtehen, ich ſelber würde, wenn ich nicht —“

Erregt unterbrach ihn Keſtner. „Sie wollen doch

etwa nicht ſagen, daß meine Tochter imſtande wäre, etwas — etwas —“ Er ſchnappte nach Luft; ihm war, als ſollte ihn der Schlag rühren. Dieſer Schreck und dann dieſe Enttäuſchung! Nicht wegen der Wahl kam der — ſondern wegen Kornelia — wegen Kornelia?!

„Da muß ich doch ſehr bitten, ſehr bitten!“ Keſtner war aufgeſprungen und rannte mit großen Schritten im Salon auf und ab.

Erſchrocken verbeſſerte Doleſchal: „Pardon, ich — ſelbſtverſtändlich ich — ich weiß ja natürlich, daß — ich trete ja gerade für das Fräulein ein — aber andre könnten —! Lieber Keſtner!“ Er war auch aufgeſtanden und legte dem Erregten die ſchlanke Hand mit dem Wappenring der Doleſchals auf die Schulter: „Sie kennen doch die Welt ſo gut wie ich! Das Reinſte iſt nicht rein genug. Und dann in unſern hieſigen Verhältniſſen — wir müſſen doppelt Bedacht nehmen — und dieſer polniſche Inſpektor . . .“

„Erlauben Sie, der Mann iſt nicht polniſch,“ unterbrach ihn Keſtner heftig, „der Mann heißt ‚Schulz‘!“

„Aber polniſch geworden iſt er! ‚Szulc‘ ſchreibt er ſich — Sie geſtatten!“ ſagte Doleſchal jetzt etwas ſcharf. Daß Keſtner jedes Rühran ſeiner Tochter übel vermerkte, war natürlich, aber wie man ſo gereizt werden konnte bei Erwähnung dieſes Inſpektors! Überhaupt, war es nicht unerhört, daß ein deutſcher Gutsherr ſich einen polniſchen Inſpektor hielt?!

Das hatte ihn ſchon lange geärgert.

„Ich traue dem Menſchen nicht,“ ſagte er mit einem Achſelzucken, „den Renegaten iſt nie zu trauen!“

Da fing Keſtner laut an zu lachen: „Das hat Ihnen

wohl Hoppe eingeblaſen, der alte Eſel! Nichts wie Eiferſucht von dem, Eiferſucht, daß er nicht mehr hier in Przyborowo iſt!"

„Ich laſſe mir von meinem Inſpektor nichts einblaſen. Übrigens hat er das auch nie verſucht."

„So — na, wenn Sie mit ihm zufrieden ſind! Ich hätte mir an Ihrer Stelle dieſen alten Stoppelhopſer nicht engagiert. Sozialdemokrat iſt er auch noch dazu — das verträgt ſich nicht mit meiner Stellung!"

Doleſchal ſtieg das Blut zu Kopf. Schärfer, als er es eigentlich wollte, ſagte er: „Und ich finde es mit meiner Stellung nicht vereinbar, mir einen polniſchen Inſpektor zu halten! Übrigens," — er beſann ſich, was ſollte er mit dem hier disputieren? — „ſind wir von unſerm Thema abgekommen, Herr Keſtner! Es war lediglich das Intereſſe für Pauls Schweſter, das mich hierhergeführt hat!"

„Intereſſe, Intereſſe," grämelte Keſtner und lief mit hochgezogenen Brauen in der Stube hin und her.

In dieſem Augenblick kam die Frau des Hauſes. Sie war noch im Morgenrock geweſen — ſehr ſauber — aber dem Baron ſo ſimpel entgegentreten? O nein! Sie hatte ſich mit der Toilette beeilt, und ſo kam ſie, etwas erhitzt, in einem ſchweren Wollenkleid mit Seidenbeſatz.

Doleſchal küßte ihr die Hand mit dem lebhaften Wunſch, bei der Mutter mehr Verſtändnis zu finden. Er wußte, Frau Keſtner galt als ſehr gute Mutter. Es war ihm ſo unbehaglich in dieſem, nicht immer bewohnten, nur bei beſonderen Gelegenheiten benutzten Salon. Ein erkältender Hauch legte ſich von dieſen Wänden nieder

auf ſeine Seele. So ſteif war er kaum je geweſen, er fand keinen gemütlichen Ton. Konnte er ſich wundern, daß die Keſtners auch ſteif waren?

„Ein ſeltnes Vergnügen!“ ſagte die Hausfrau ſpitz, wenn ſie auch verbindlich dabei lächelte.

„Er kommt wegen Kornelia,“ ſagte Keſtner. „Unſre Tochter ſoll ſich nicht paſſend benommen haben!“ Die ganze Verletztheit des eitlen Vaters brach jetzt durch — nichts auf der Welt liebte er ſo wie dieſe Tochter — er bekam einen roten Kopf, und die Stimme zitterte ihm: „Man ſagt dem Kinde Abſcheuliches nach! Man verdächtigt ſie — womöglich eine Liebſchaft mit dem Inſpektor — Herrgott, Herrgott!“ Er faßte ſich an den Kopf.

„Aber ich muß doch ſehr bitten, beſter Herr Keſtner! Nichts habe ich hiervon geſagt, gnädige Frau, gar nichts, ich verſichere Sie!“

Der beſtürzte Beſucher erhob die Stimme, aber der Hausherr erhob die ſeine dagegen. Nein, auf ſeine Kornelia ließ er nichts ſagen! Und wenn es etwa galt, auf Pan Szule zu hetzen, der ja, verhaßt wie alles Polniſche, — allbekannt war das und diente wahrlich nicht zur Förderung des allgemeinen Intereſſes — dem Herrn Baron ein Dorn im Auge war, ſo mußte er ſich's doch ganz entſchieden verbitten, ſeine Tochter als Deckmantel einer Intrigue benutzt zu ſehen!

Dieſen Ton konnte er ſich nicht gefallen laſſen. Doleſchal verabſchiedete ſich mit einer ſteifen Verbeugung gegen die Frau des Hauſes.

Sie hielt ihn nicht zurück. Auch ſie war empört. In die Stille ihres Hauſes hatte dieſer adelsſtolze Prin-

zipienreiter einen Funken zu werfen gewagt wie überall, wohin er auch kam. Was hatte er denn eigentlich gesagt? Was war denn eigentlich geſchehen?!

Aber Keſtner rannte wie unſinnig durch die Stube, gab ihr keine Antwort und hielt ſich den Kopf mit beiden Händen: dieſer Doleſchal, dieſer verfluchte Hakatiſt — ein Hetzer, ein Stänker! Was miſchte er ſich in alles, in Sachen, die ihn gar nichts angingen?!

„Rufe mir den Inſpektor — den Pan Szule — ſofort!“ Was Keſtner ſonſt nie getan haben würde, er beſtimmte, daß man den Inſpektor hole, vom Felde, aus der Scheune, wo er auch ſei, mitten von der Arbeit weg. Er mußte ihn ſprechen. Und dann würde er an Paul ſchreiben — Paul mußte her, und zwar ſofort — das ließ er ſich nicht gefallen, das war eine Beleidigung, eine ungeheure Beleidigung!

Der ſonſt ewig grämelnde, nie ganz ernſthaft zu nehmende Mann wuchs jetzt in der Kränkung über die Kränkung ſeiner Tochter über ſich ſelbſt hinaus. Es war Würde in dem Brief, den er ſofort an ſeinen älteſten Sohn ſchrieb. —

Ungeleitet war Doleſchal zur Haustür hinausgegangen. Ganz benommen, wie betäubt. Alſo das war der Erfolg?! Er kam ſich vor wie ein dummer Schuljunge. Hatte er denn noch immer nicht ausgelernt? Wie anders hatte er ſich ſein Herausgehen aus dieſem Hauſe gedacht! Er hatte geglaubt, Keſtner würde ihm die Hand drücken, und er hatte gehofft, durch dieſen wirklichen Freundſchaftsdienſt wieder gut zu machen, was er einmal in unbedachter Gereiztheit dem alten Herrn Unliebenswürdiges angetan. Gehofft — gehofft —! Er lachte bitter.

Wieder einmal auf Unmögliches gehofft. Warum hoffte man eigentlich immer wieder — für was — für wen?!

Die ganze Qual ſeines Daſeins hob ſich vor ihm auf und die Fruchtloſigkeit ſeines Ringens. So wie Keſtner, ſo waren ſie alle, alle. Ein wenig beſſer, ein wenig ſchlimmer, aber alle ohne Verſtändnis. Das ganze Volk. Was man ihnen auch Gutes tun wollte, ſie ſtießen es von ſich. Überall Nichtverſtehen, Stupidität, Trotz — und noch viel Schlimmeres: Tücke, Haß! War es dieſes Land wert, daß man es auf blutendem Herzen trug wie ein Vater ein geliebtes Kind, das ihn oft kränkt und ihm doch immer gleich teuer iſt?!

Eine ungeheure Bitterkeit wallte in Doleſchal auf. Dieſer unangenehme Zuſammenſtoß mit dem Nachbarn hatte Quellen aufgerührt, die noch verſchüttet gelegen hatten. Der kleine Zufall wurde ein großer Vorfall — nein, nun war es ihm deutlich gezeigt, hier war nichts zu machen! Er war am Ende, ihn ging's nichts mehr an; mochte jetzt geſchehen, was da wollte, er würde keine Hand mehr heben, kein Wort mehr dazwiſchenrufen! Mochten ſie polniſch werden bis in die Knochen, und mochten ſie ſamt den Polacken ſelber verkommen in Schmutz und Suff und Verdummung! Mochte dieſes Land ausgenutzt, ausgeſogen werden, ganz unter die Füße kommen! Wer darin war eines beſſeren Loſes wert?! Sich ganz zurückziehen würde er nun, ſich ganz auf ſich ſelbſt beſchränken. Aber da dünkte ihn plötzlich der ſonnige Frühlingsvormittag dunkel und kalt; ihn fröſtelte.

Als er, ohne zu ſehen, über den Hof ſtolperte, den Blick finſter geſenkt, hörte er ein Weinen. Es klang ſo jämmerlich wie ein hilfloſes Kinderweinen. Und nun

konnte er den Blick nicht zur Erde geſenkt laſſen. Er ſah ſich um — da kauerte, wenig Schritte von ihm entfernt, beim Hofpfuhl ein junges Ding auf den Hacken. War das nicht das kleine Hühnermädel, das ihn vorhin ſo flink im Herrenhaus angekündigt hatte? Jetzt ſaß es hier wie eine Trauernde. Neben dem Pfuhl war eine Mulde im ſchlammigen Grund ausgeſchaufelt, darin lag auf der Seite, bis an die Ohren mit Schlamm bedeckt, ein junges, noch nicht ausgewachſenes Schwein. Es war häßlich betupft, ganz blaurot angelaufen, und ſo regungslos lag es, als wäre es ſchon tot; nur die Ohren zuckten noch. Die Magd war ſo verſunken in ihren Gram, daß ſie gar nicht merkte, wie jemand zu ihr trat. Den Kopf auf die Kniee gelegt, ſtöhnte ſie herzbrechend.

War das Mädel krank? Doleſchal tippte ihr auf die Schulter.

Die kleine Marynka hob das vom Weinen verſchwollene, ganz erhitzte Geſicht. Mit großen, erſchrockenen Augen ſtarrte ſie den gnädigen Herrn von Niemczyce an: was hatte ſie dem getan? Er ſah ſtreng aus wie Pan Keſzner, wie Pan Szule — wie alle, alle! Unwillkürlich duckte ſie ſich.

„Iſt das Schwein krank?“ fragte Doleſchal. „O weh, Rotlauf!“ Er betrachtete es. „Schade um das Tier, es krepiert!“

Die kleine Marynka horchte auf: war der nicht mitleidig? O ja! O ja! Auf ihre Füße ſpringend und dann tief einknickſend und nach dem Ärmel ſeiner Joppe haſchend, ſtammelte ſie: „Mein Schweinchen, Ringelſchwänzchen, mein beſtes Schweinchen! Kann ich aber nicht dafür, daß ſtirbt. Werd' ich doch nicht ſchlecht

paſſen auf Ringelſchwänzchen, mein beſtes Schweinchen, wenn ſich Mamſell auch ſo ſagt. Psia krew!“ Den Kindermund aufwerfend, machte ſie ein kläglich-trotziges Geſicht, und ein Strahl von Tücke blitzte in ihren ſcheuen Augen. „Mag ſie, macht ſich kleine Marynka nicks draus! Aber Schweinchen, Schweinchen, liebes Freund von kleine Marynka, darum weine ich!“

„Wem gehörſt du?“ fragte Doleſchal. „Gehörſt du dem Kuhhirt oder vielleicht einem der Fornals?“

„Iſt ſie dem Herr Keſzner ſeine,“ ſagte ſie unſchuldig und ſtieß ſich mit dem Zeigefinger vor die Bruſt. „Weiß ſie nicht, wer Eltern waren, ſind ſich lang tot. O weh, kleine Marynka, armes Waiſenkind, ſieht ſterben liebes Freund!“ Die Hände ringend, fing ſie von neuem an, bitterlich zu weinen.

„Da!“ Doleſchal faßte in die Hoſentaſche, in der er das Geld loſe trug.

Was er herauszog, beſah er nicht — es war wirklich gleichgültig, ob es vielleicht zu viel war, — mochte das arme Ding ſich einen guten Tag machen! So viel Tränen um ein Schwein, um ein Schwein — Herr Gott, dieſe Armſeligkeit! Beſaß ſie denn weiter nichts auf der Welt zum Lieben als ein unvernünftiges Stück Vieh? Es ſchwoll ihm etwas im Herzen und ſtieg ihm in die Kehle; kurz wendete er ſich ab.

Sie blieb zurück wie betäubt vor Erſtaunen. Sie hatte ihm noch das Knie küſſen wollen, den Segen aller Heiligen auf ihn herabwünſchen, — nun war er ſchon gegangen, nun würde er gewiß denken: kleine Marynka iſt undankbar. O nein, o nein! Hat ſie ein Herz, die kleine Marynka!

Wie der Wind war ſie hinter ihm drein. Draußen an der Akazie vorm Hoftor ereilte ſie ihn noch — ſieh, wie traurig er daſtand! — vor ihm niederſtürzend, umfing ſie ſeine Kniee, atemlos ſtammelte ſie: „Gnädiger Panie, guter Panie! Daß heilige Mutter ihn ſegne, millionenmal! Hat er ſehr freundlich geſprochen mit arme Marynka, wird ſie ihm dankbar ſein ihr Leben lang! O!“ Sieh da, lächelte er nicht ſchon ein wenig?! Sie küßte und drückte ſtürmiſcher ſein Knie. „Iſt er ſehr gut geweſen, wird ſie das nie vergeſſen, kleine Marynka! War nie jemand gut gegen arme Marynka ihr Leben lang!“ Lachend und weinend rutſchte ſie vor ihm. —

Armes Kind! Von einem tiefen, weichen Gefühl erregt, ging Doleſchal nach Hauſe. Über den Äckern ſchwebte Duft, der ganze Zauber des Frühlings. Jetzt empfand er ihn. Ach, dieſes Land, ausgenutzt, ausgeſogen, zertrampelt von vielen Füßen, war doch noch jungfräulich, doch noch fähig, zu empfangen und Frucht zu bringen dem Liebenden! Wie konnte er nur daran denken, den Kampf aufzugeben?! Nein, noch einmal ans Werk!

Wie durch einen Zauber neu belebt, ward Doleſchals Seele faſt heiter. Dieſe ſchüchternen, geſtammelten, geſchluchzten Worte des armen Kindes, was hatten ſie nicht alles in ſich an beſchwörender Kraft!

In der dieſem Tag folgenden Nacht hatte Doleſchal ſehr ſanft geſchlafen. Und auch den nächſten Tag war er noch heiter, er dachte gar nicht mehr an jenen unangenehmen Beſuch. Aber dann —?! Was ſollte er jetzt nur Helene ſagen? Ihr Blick ging immer mit ihm, fragend, forſchend. Nein, vorderhand durfte ſie nichts

erfahren! Es war ja ſo unglaublich von Keſtner, faſt albern, ſo über alle Maßen unverſtändig! Warum ſollte er ſeine arme Frau ſchon jetzt mit Dingen ängſtigen, die ſie ja, ſchlimmſten Falles, doch immer noch früh genug erfuhr?!

Keſtner hatte ihm einen Brief geſchrieben, ihm, ihm, dem Freiherrn von Doleſchal, und er, er, der Freiherr von Doleſchal, der nie einen Flecken auf ſeiner Ehre geduldet hatte, ſollte ſich den ruhig einſtecken? Beleidigungen fordern eine Sühne — freilich, ſo hatte Keſtner auch geſchrieben. Lag nicht eine verſteckte Drohung hinter dieſen Zeilen?

Doleſchal grübelte viel. „Ich ſchreibe, habe ſehr viel zu ſchreiben," ſagte er zu Helene. Aber er ſchrieb nicht; auf Keſtners Brief hatte er noch gar nicht geantwortet. Aber ihn viele Male geleſen. Am Schreibtiſch ſitzend, auf die grüntuchene Platte den Arm geſtützt und hinausſtarrend durchs blanke Fenſter auf den blanken See, verbrachte er Stunden. Selbſt nicht die jauchzenden Stimmen ſeiner Kinder, die von den Terraſſen unten am See zu ihm heraufdönten, ſcheuchten ihn auf. In Worten ſagen, was ihn ſo niederdrückte, was langſam, langſam, aber ſtetig wie mit ſchweren Flügeln ſich auf ihn niederſenkte, ſich wohl einmal wieder lüftete für Minuten, Stunden, ſogar für Tage, um dann doppelt ſchwer niederzuſinken — das hätte er nicht gekonnt. War es wirklich nur das Zerwürfnis mit Keſtner, das ihn quälte? O nein — darüber mußte er faſt lächeln. Das war den Kummer nicht wert, das gab jetzt nur den Anlaß. Wenn der alte, kindiſche, eitle Mann ihn vor die Piſtole fordern wollte, — nun warum nicht?

Ein Knall — und so vieles konnte vorbei sein, würde vorbei sein! Dort unten am See, vom Łysa Góra geschützt gegen die Winde des offenen Landes, schlief sich's gut.

Nun, und wenn sie ihn nicht wählen würden — ach, das hatte er ganz vergessen, nächste Woche mußte er ja in der Kreisstadt und dann in verschiedenen anderen Orten, Ackerstädtchen und Dörfern Wahlreden halten — dann war es auch gleichgültig! Ungeduldig sprang er auf: ach, er war zu müde, zu müde! Nein, er mochte nicht mehr, er konnte nicht mehr, er hatte es satt! Sollte er sich etwa von Löb Scheftel und Genossen ihrer Stimmen versichern lassen? Ein Ekel packte ihn. Und jemand anders würde wohl kaum für ihn stimmen trotz all der Liebenswürdigkeiten in Berlin, trotz der anerkennenden Versicherungen maßgebender Kreise. Was wußten die — so weit ab, so fern — was wußten die darum, wie es eigentlich hier stand?! Was man nicht im täglichen Leben so nahe vor sich sieht so nahe fühlt, so Brust an Brust, wie der keuchende Ringer den Gegner im Faustkampf fühlt, das kennt man nicht. Aber er, er, der täglich, stündlich, immer, all die großen und kleinen Stöße parieren mußte, die dem Deutschtum drohten, er wußte wohl, was hier not tat. Aber — und zum ersten Male stieg in ihm ein Zweifel auf, ein Zweifel, der ihn erschütterte — aber war er, er nicht der nur, der gesandt war, anderen den Weg zu bereiten?! — —

* * *

Herr Keſtner auf Przyborowo hatte ſo ziemlich die Beſinnung verloren. Vergebens ſuchte ihm ſein älteſter Sohn klar zu machen, daß es unmöglich in Doleſchals Abſicht gelegen haben könne, Korneliens Mädchenehre anzutaſten; dies ebenſowenig, wie es ſeine Abſicht geweſen ſein konnte, den Vater zu kränken. So empfindlich der Rittmeiſter ſelber auch von der Sache berührt war — Teufel nochmal, wie kam Hanns-Martin dazu, das harmloſe Kind zu verdächtigen?! — da glaubte er doch ſeinen Freund freiſprechen zu müſſen.

„So — ſo —, aber wenn er ſich nun in den Kopf geſetzt hat, mir den tüchtigen Inſpektor wegzubeißen, koſte es, was es wolle?“

„Aber Papa!“ Jetzt mußte der Sohn doch laut lachen. „Wie kannſt du nur ſo was denken?“

„Du kennſt dieſe Hakatiſten nicht,“ grämelte der Vater. „Was die Kerle alle ſtänkern! Nie haben wir früher ſo viel Krakeel in der Provinz gehabt! Deutſch, deutſch, deutſch — als ob der Szulc nicht zehnmal beſſer mit Land und Leuten Beſcheid wüßte! Wir gehen zugrunde; aber nur an dieſen Wühlereien! Ich hab's ſatt,“ — er ſtieß mit dem Fuß — „ich ziehe nach Poſen!“

„Wenn du verkauft haſt, Moritz,“ warf Frau Keſtner ein, die mit tief verſtimmtem Geſicht am Kaffeetiſch ſaß, trotzdem ihr Liebling, der Rittmeiſter Paul, heute, vor einer Stunde erſt angekommen war.

„Nein, auch wenn ich nicht verkaufe,“ beharrte Keſtner eigenſinnig. „Seit dieſer Geſchichte mit dem da“ — er warf einen Nicker über die Schulter nach der Richtung von Niemczyce — „iſt mir's nun ganz hier verleidet. Ich werde doch mein einziges Kind —“

„Bitte, Papa, wir ſind doch auch noch da," bemerkte trocken der Rittmeiſter.

„Ach, ich meine — á du weißt ja ſchon!" Ärgerlich fuhr der Vater auf. „Tochter, meine einzige Tochter, meine ich. Ich werde doch Kornelia nicht ſolchen Brutalitäten ausſetzen! Hier iſt's mir nicht mehr reinlich genug, alle Verhältniſſe ſind unſauber. Ich will wenigſtens auf meine alten Tage meine paar ſauer erworbenen Groſchen in reinlichen Umgebungen verzehren!"

Der Rittmeiſter, der ſeine langen, glänzend polierten Fingernägel angelegentlich betrachtet hatte, ſah jetzt doch auf: „So, alſo nach Poſen? Iſt auch 'n netter Ort. Na, wie du meinſt, Papa! Wenn ich nur meine Zulage kriege!"

„Ja" — der Vater zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe — „ja, lieber Sohn! Aber du kannſt ja Przyborowo übernehmen!"

„Den Deibel werde ich!" Ganz empört ſprang der Rittmeiſter auf. „Eher ſchieße ich mir 'ne Kugel durch den Kopf, als daß ich hier auf der Klitſche Kartoffeln buddle. Ne, Papa, alles kannſt du von deinem Sohn verlangen, nur das nicht!"

„Du wirſt dem Niemczycer gründlich die Wahrheit ſagen!" rief Keſtner raſch, und etwas wie Haß ſprühte in ſeinen Augen auf.

„Ich? Aber Papa!" Paul ſah etwas betroffen drein. „Ich denke, Papa, das haſt du ſelber ſchon beſorgt. Und haſt du ihm nicht noch dazu einen ganz gehörigen Brief hingepfeffert, wie Mama mir ſagte?"

„Hab' ich, hab' ich! Aber glaubſt du, der hat mir geantwortet? Einmal ſchon — es iſt ſchon eine Weile

her, auf einem Jagddiner bei Garczyński war's — hat der hochnäſige Menſch ſich umgedreht und mich ſtehen laſſen ohne ein Wort, zum zweiten Mal paſſiert mir's nicht mehr! Wozu habe ich denn Söhne? Mein Gut will keiner übernehmen, aber für meine Ehre wird doch wohl einer eintreten. Oder nicht?" Aufgeregt war Keſtner aufgeſprungen, die Hände auf den Tiſch ſtützend, ſah er den Sohn mit tränenfunkelnden Augen an.

„Aber Papa, Papa! Ihr ſeid hier alle ſo ſchrecklich aufgeregt, direkt choleriſch, — weiß der Himmel, woher das kommt! Beruhige dich doch! Natürlich, wenn du's wünſcheſt, werde ich mit Doleſchal reden und —"

„Du wirſt ihn fordern!" ſtieß der Alte heraus. Die Wut, die ihn überkam, erſtickte ſeine Stimme; er zitterte.

„Moritz, Moritz!" Frau Keſtner ſprang beſorgt auf. „Um Gottes willen, errege dich doch nicht ſo!"

„Aber Papa!" Des Rittmeiſters friſches Geſicht zeigte plötzlich einen ihm ſonſt fremden Ernſt. Er runzelte die Stirn, und dann ſagte er gehalten: „Du ſcheinſt dir das ‚Fordern' doch etwas leichter vorzuſtellen, als es iſt, Papa! Ein Duell iſt kein Kinderſpiel, man bricht es heutzutage — ſelbſt bei uns — nicht mehr ſo vom Zaun. Und noch dazu in dieſem Fall. Doleſchal iſt mein guter Freund geweſen, als ich noch ein dummer Junge war!"

„Mich rührt der Schlag," ächzte Keſtner und griff mit den Händen um ſich.

„Ich werde ja zu ihm hingehen und mit ihm ſprechen, Papa — wenn du es wünſcheſt gleich! Ich bin überzeugt, daß —"

„Warte, warte nur bis morgen!“ Die Mutter zog den Sohn, der ſich jetzt eben erhoben hatte, mit einer gewiſſen Beſorgnis wieder nieder. „Wir wollen die Sache doch erſt noch überlegen. Ich bitte dich, Keſtner, du kannſt doch wirklich von Paul nicht verlangen, daß er ſein ſchönes, junges Leben ſo aufs Spiel ſetzt, einem Nichtswürdigen — ja, lieber Moritz, da bin ich ganz deiner Anſicht — einem Nichtswürdigen ſich ausliefert!“

„Und Kornelia, Kornelia —?! Und keine Antwort, nicht einmal eine Antwort hat er mir geſchrieben! Kein Wort der Entſchuldigung! Dieſer Hakatiſt, dieſer hochnäſige! Was hat der hier ſchon alles verbrochen! Längſt hätte die Kommiſſion mir abgekauft, wenn der nicht wäre! Aber ſo werden nur die Polen ihre Güter los — 'raus ſollen die um jeden Preis — und Preiſe kriegen ſie, Preiſe! Wir Deutſchen bleiben einfach ſitzen — wir ſollen ja bleiben! Lauter deutſche Beſitzer, nur Deutſche — als wenn das Land dadurch deutſch würde! Lächerlich!“ Keſtner lachte zornig auf und hatte die Stimme ſo laut erhoben, daß Pan Szulc, der gerade vom Hof hereinkam und einen Bericht in der Studierſtube abſtatten wollte, aufhorchte und vor der Tür der erregten Stimme ſeines Prinzipals lauſchte. „Dieſer Hakatiſt, dieſer Polenfreſſer! Verdreſchen ſollte man ihn, ihm eins auf den Mund geben, daß er ſtill wird wie ein Mäuschen! Dann erſt wird es hier beſſer werden, wenn der zum Schweigen gebracht iſt!“

„Aber Papa!“ Das war nun heute ſchon das ſoundſovielte Mal, daß der Sohn ‚aber Papa‘ ſagte.

Verſtimmt ſtand der Rittmeiſter auf: mit dem alten Herrn war wirklich kein vernünftiges Wort zu reden,

der war ſo gereizt, wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält! Aber von der Mutter ließ er ſich in ein ſtilles Eckchen ziehn. Dort flüſterte ſie mit ihm.

* * *

Es war am folgenden Mittag zur Beſuchsſtunde, als Rittmeiſter Paul Keſtner dem Herrn Baron von Doleſchal ſeine Karte hereinſchickte.

Warum ſo ſteif?! Doleſchal, der an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen hatte, tief in Gedanken verloren, mit der Feder, an der doch keine Tinte war, allerhand krauſe Schnörkel auf die grüne Tuchplatte ziehend, blickte verwundert auf. Sonſt war Paul nach flüchtigem Anklopfen gleich hereingeſtürmt — der alte, friſche Junge! — und hatte ihn auf die Schulter geſchlagen mit einem lachenden: ‚Da bin ich mal wieder.‘ Warum ſchritt er heute ſo gemeſſen durch die Tür, die der Diener vor ihm aufwarf?!

Verſtört ſah Doleſchal ihn an.

Der Rittmeiſter erſchrak: Donnerwetter, hatte ſich der Niemczycer verändert! Das Geſicht, trotz der Gebräuntheit, faſt fahl. Die Augen tiefliegend, die Stirn düſter, und die Mundwinkel unter dem blonden Schnurrbart herabgezogen. Ein warmes Gefühl wallte in Paul auf, er wollte dem alten Freund beide Hände hinſtrecken: ‚Wie geht's dir, Hanns-Martin, du biſt doch nicht krank?‘ Aber er beſann ſich: nein, er mußte ſich zurückhalten, heute kam er nicht in alter Freundſchaft! Es wurde ihm ſchwer, ſo ſteif zu ſein, noch ſchwerer, als ſich jetzt

des andern beſchatteter Blick, faſt mißtrauiſch fragend, ſo trübe auf ihn richtete.

„Was willſt du?“ fragte Doleſchal. Und dann lachte er hart auf: „Du biſt ja außerordentlich erfreut, mich zu ſehen, das muß ich ſagen!“ Auch er ſtreckte nicht die Hand hin; der Beſucher hatte die ſeine ja auch nicht gereicht.

„Willſt du nicht Platz nehmen? Bitte!“

Die Arme feſt an den Leib gedrückt, als hielte er den Säbel, blieb der Rittmeiſter ſtehen. Er ſchien den Stuhl nicht zu bemerken, den der Hausherr ihm hinſchob; eine flammende Röte war in ſeinem hübſchen, trotz der Rittmeiſterwürde und der Jahre noch immer jungenhaften Geſicht. Er räuſperte ſich und ſuchte nach einem Anfang. Das war ſchwerer, als vor der Schwadron zu halten und zu ſchreien: ‚Abgeſeſſen!‘

Doleſchal half ihm. „Ich weiß nicht, du biſt ſo merkwürdig, Paul! Habe ich dir etwa auch etwas zuleide getan? Aller Welt tue ich ja was. Weiß Gott,“ — er ſtützte den Arm auf und den Kopf in die Hand — „ich bin es müde!“

„Hanns-Martin —!“ Da halte ſich ein andrer zurück! Man iſt doch kein Stock, wenn man einen leiden ſieht, zumal einen, mit dem man im Niemczycer See gebadet, in der Przyborowoer Allee Habichte gejagt und den Lyſa Góra gegen die Rotznaſen, die Polackis, verteidigt hat! Herzlichkeit und Vorwurf ſtritten in Paul Keſtners Stimme, als er jetzt ſagte: „Donnerwetter, was haſt du für ’ne Geſchichte angezettelt! ’ne nette Stänkerei, das muß ich ſagen!“

„Was denn, was denn?“ Doleſchal blickte wieder

ſo ſeltſam verſtört. „Ach ſo — das mit deinem Vater?! Darum kommſt du? Ah, darum!“ Er atmete auf wie einer, der ſich noch viel Schlimmeres erwartet hatte. „Ich konnte nicht ahnen, daß der alte Herr meine Warnung — auf Ehre, Paul, es war nur eine Warnung! — ſo übelnehmen würde. Es iſt mir ſehr fatal.“ Er ſeufzte. „Ich hatte es ſehr gut gemeint.“

„Das glaube ich, das glaube ich!“ Raſch ſagte Paul Keſtner es; ein Unbehagen ſchlich ihm über den Rücken in dieſem Zimmer, in dem er früher ſo oft behaglich bei der Zigarre geſeſſen hatte. „Ich habe mir ja gleich gedacht, daß du nicht aus Abſicht meinen alten Herrn ſo gekränkt haſt.“

„Aus Abſicht — aus Abſicht —?!“

„Na ja, das meint er doch! Am liebſten hätte er geſehen, ich forderte dich. ‚Komiſcher alter Knopp‘, wie meine kleine Schweſter ſagt — nicht wahr?“ Er lachte leichtſinnig auf. Aber dann wurde ſein Ton ernſthaft: „Wir werden uns doch nicht ſchlagen, Hanns-Martin?! Aber willſt du mir nicht zu wiſſen tun, warum du zu meinem Vater gekommen biſt und meine Schweſter verdächtigt haſt, warum du — wie ſie alle ſagen — dich immer in Sachen miſchſt, die dich doch eigentlich nichts, gar nichts angehen?“

„Das weiß ich nicht.“ Doleſchals Stimme war ganz tonlos, und dann hob er plötzlich beide Arme in die Höhe mit einer Gebärde tiefſten Schmerzes: „Glaube du mir wenigſtens, wenigſtens du!“

„Ja, ja, ſelbſtverſtändlich — natürlich glaube ich dir,“ ſagte der Rittmeiſter erſchrocken. Merkwürdig, wie ſich Hanns-Martin verändert hatte! Er, der früher immer

der Gehaltene geweſen, war jetzt ſo, ſo — nun zum mindeſten ſehr eigentümlich war er geworden! Krankhaft erregt — damit mußte man rechnen! Und Paul Keſtner tat das Beſte, was er tun konnte, er rückte ſeinen Stuhl neben den eichengeſchnitzten Seſſel am Schreibtiſch, legte ſeinen Arm um des Freundes Schultern und ſagte, ihnen einen ſanften und doch kräftigen Druck gebend: „Na, nun erzähle du mal! Eines Mannes Rede iſt keines Mannes Rede, man muß ſie hören alle beede!“

Was war da zu erzählen?! Es gibt Geſchichten, die ſich eben nicht erzählen laſſen, man muß ſie ahnen, nachfühlen, und dann verſtehen. Aber ſo viel wurde Paul doch klar aus den ruckweis herausgeſtoßenen Sätzen, aus den Andeutungen und bittren Selbſtanklagen, daß er ſich in ſeinem alten Hanns-Martin nicht getäuſcht hatte.

Herzhaft ſchlug er auf deſſen ganz nach vorn gebeugten Rücken: „Weißt du was, ſchreibe meinem alten Herrn einen feinen Brief — du haſt's ja immer losgehabt, zehnmal beſſer als ich! Ein paar nette Worte der Entſchuldigung: du hätteſt es gut gemeint, aber nicht richtig angefangen, es täte dir leid und ſo weiter, und ſo weiter. Donnerwetter, wer macht nicht mal was verkehrt in ſeinem Leben?! Und ich verſichere dich, die Geſchichte iſt beigelegt. Willſt du?“ Sein Geſicht nahe zu dem des Freundes bringend, ſah er ihm in die Augen.

„Ich kann ja — gewiß — ich werde ſchreiben.“ Wie entſetzlich müde das klang! Aber dann, ſich aufraffend, drückte Doleſchal dem Freund die Hand: „Du ſollteſt hier bleiben, Paul! Du biſt treu, du biſt ehrlich, wir brauchen ſolche Männer. Und du biſt friſch!“ Ein

Bitten lag in ſeinem Ton, ein dringendes Erſuchen: „Bleibe!“

„Ne, mein alter Junge!“ Das war wieder ganz des flotten Rittmeiſters leichtherziges Lachen. „Papa möchte mir auch gern Przyborowo andrehen; ich werde mich aber ſchwer hüten, hier, wo Haſen und Füchſe einander gute Nacht ſagen, Hütten zu bauen. Man hat zu lange draußen gelebt, man paßt nicht mehr auf die Klitſche. Höre mal, mein alter Junge“ — den lachenden Ton dämpfend und wieder ernſthafter werdend, ſagte er überredend, indem ſein Blick muſternd über das fahle Geſicht mit dem zergrübelten Ausdruck glitt —: „Du ſollteſt auch lieber machen, daß du hier fortkommſt!“

„Ich?!“

„Na ja, du! Meinſt du vielleicht, du ſiehſt aus, wie ein Vierzigjähriger? Nein, ebenſoviel in die Fünfzig hinein. Das denkt doch kein Menſch, daß du nur fünf Jahre älter biſt als ich! Hier verſauert man ja. Mach, daß du fortkommſt, verkaufe! Niemczyce verkauft ſich ſchon — ſchön gelegen, herrſchaftlich — das wirſt du los zu einem Liebhaberpreis, glänzend!“

„Ich verkaufe nicht. Schande über mich, wenn ich's täte!“ Der Deutſchauer Herr ſtand auf.

„Ne, aber“ — ganz verblüfft ſah der Huſar zu ihm auf —, „wenn ich du wäre, hätte ich längſt verkauft. Macht denn nicht ein jeder, daß er hier fortkommt, ſowohl Herr wie Knecht? Die Beſitzer wollen verkaufen — alle! Lieber heut als morgen. Das Volk ſieht auch zu, daß es wo anders ankommt. Jetzt wird die Ausrückerei bald wieder losgehen, mein alter Herr hat ſchon Angſt, er kriegt keinen mehr in die Ernte. Gerade als

ich in Berlin abfuhr, kam bereits ein Schub an — alles Polacken — wie die Heringe eingepökelt im Viehwagen, ſage ich dir, aber kreuzfidel. Nur weg, 'raus! Ich an deiner Stelle würde mich doch auch nicht lange mehr hier ärgern. Dank haſt du doch nicht davon!"

„Wer weiß!" Ein eigentümliches Lächeln zuckte für einen Moment über des Niemczycers Geſicht und es achtete in ſeinem Blick auf. „Es hat mir doch ſchon einmal jemand gedankt, wenn's auch nur eine in Lumpen war!"

„Aha" — der Offizier lachte auf — „du meinſt wohl die Ciotka, die alte Baßgeige?! Haha! Die lebt ſich ja nun einen guten Tag auf deine Koſten, höre ich. Wie ich vorhin herkam, troddelte ſie gerade auf den Hof, wollte ſich vom gnädigen Herrn, vom ‚zuckerſüßen, goldnen, gnädigen Herrn', die Monatsrente holen, fragte mich, ob ſie tanzen ſolle? ‚Podkoziolek, dziewcze moje' — ſternhagelvoll, na, ich danke!"

„Die meine ich nicht." Des Niemczycers Geſicht verdüſterte ſich raſch. Das Licht in ſeinem Auge erloſch.

„Nein, du mußt von hier fort," drängte Paul, „Menſch, ich habe ja einen Schrecken bekommen, wie ich hier 'rein kam! Tu mir den Gefallen, Hanns-Martin!" Er war aufgeſprungen; vor den Freund tretend und ihm beide Hände auf die Schultern legend, rüttelte er ihn eifrig: „Geh!"

„Ich verkaufe nicht!" Eine unbeugſame Entſchloſſenheit lag in Doleſchals Ton. „Unterm Stein am See werde ich bei meinen Vätern ſchlafen. Helene hat einmal geſagt: ‚Es muß einem im Grabe doch noch ein

ſchönes Gefühl ſein, im eignen Grund und Boden zu liegen, — das habe ich mir gemerkt. Und der Berg, auf dem ich ſo oft geſtanden habe bei Sonnenuntergang und ins weite Land geſehen, wird über mir ſein. Ich verkaufe nicht!"

„Na, du mußt ja nicht gerade verkaufen!" Paul ließ nicht nach. „Dann geh doch wenigſtens 'ne Weile fort, eine kurze Zeit nur — auf ein paar Jahre, auf ein Jahr, auf ein halbes Jahr! Du mußt mal 'raus, es wird dir ſo gut tun!"

Doleſchal zuckte die Achſeln: „Es geht nicht!"

„Menſch, ſei doch nicht ſo umſtändlich. Warum denn nicht? Du haſt 'nen ordentlichen Inſpektor — unſern alten Hoppe habe ich immer gern gehabt, er iſt ein Grobian, aber 'ne ehrliche Haut und ein tüchtiger Kerl! — die Kinder läßt du ſo lange bei den Schwiegereltern, und deine Frau geht mit dir. Du haſt ſo viele Konnexionen, ſprich mit dem Miniſter! Man ſchickt jetzt gern einen landwirtſchaftlichen Beirat zu Geſandtſchaften, dazu biſt du gerade der Mann, mit deiner Tüchtigkeit, mit deinen Kenntniſſen. Geh nach Amerika, nach Konſtantinopel, nach Rumänien — was weiß ich, wohin ſie dich ſchicken — nur fort! Und wenn du's auch ohne Gehalt tuſt, nur fort, fort! Ich bitte dich, Hanns-Martin, ich bitte dich herzlich, ich habe ſolche Sorge um dich, ich — ich — ich bin direkt in — ja, in Angſt um dich!"

Man ſah es Paul Keſtner an, er war in Angſt; das war keine Redensart. Sein blühendes Geſicht war ganz blaß geworden. Und nun biß er die Zähne aufeinander, er konnte nicht weiterſprechen; er hielt nur den Freund bei beiden Schultern gepackt und rüttelte ihn ſtumm.

„Alter guter Junge! Mein lieber Paul!“ ſagte Doleſchal.

„Wirſt du fortgehen, verſprich es mir, wirſt du für eine Weile gehen?“

„Nein, ich gehe nicht!“ Des Niemczycers Geſicht, das eben heller geworden bei den beſorgten Worten des Freundes, auf kurze Augenblicke von einem freundlichen Schein geklärt worden war, wurde wieder finſter. „Fortgehen, hieße feige ſein. Sie würden denken, ich habe Angſt!“

„Sie, ſie — wen meinſt du denn damit? Sie! Wer würde denken, daß du feige biſt?“

„Nun, ſie — die“ — Doleſchal machte eine vage Handbewegung — „alle! Aber ich habe keine Angſt. Man bleibt auf ſeinem Poſten, ſolange man Ehre hat. Nein, mein Guter“ — er lächelte flüchtig, und ſein Blick, der ſtarr geradeaus geſehen hatte in einer finſtern Entſchloſſenheit, wurde milder — „ich danke dir für deine freundſchaftliche Beſorgnis, aber die iſt nicht nötig, wirklich nicht! Ich“ — er wiſchte ſich über die Stirn, und ein zerſtreuter Ausdruck kam in ſein Geſicht — „ich fühle mich hier am wohlſten, wirklich, Paul, ganz wohl! Ich könnte auch gar nicht wo anders leben. Man ſteckt hier doch ſo tief drin, man iſt zu feſt eingewurzelt. Du verſtehſt mich nicht, auch du nicht! Du meinſt es wohl gut mit mir — aber, nein, ſprich kein Wort mehr! Nein, ich gehe nicht fort, ich kann hier nicht fortgehen!“

Der andre wollte noch etwas einwenden, da hob Doleſchal gebieteriſch die Hand: „Nein!“ Und dann ſich zu einem leichteren Ton zwingend, klopfte er dem Jüngeren auf den Rücken: „So, nun geh aber auch, geh zu Helene,

daß ſie ſich nicht wundert, daß du nicht gleich zu ihr gekommen biſt. Ich bitte dich, laß ſie nichts von unſrer Unterhaltung wiſſen. Sie iſt ganz ahnungslos. Und, alter Junge, beruhige dich! Du weißt wohl nicht, daß ich mich zum Reichstag habe aufſtellen laſſen? Und wenn ich durchkomme — na, ſiehſt du, dann muß ich ja doch ab und zu eine Weile fort. Du kannſt dich beruhigen. Alſo geh jetzt, geh! Ich komme gleich nach. Ich will nur jetzt ſofort an deinen Vater ſchreiben — damit ich's nicht vergeſſe. Und dazu muß ich allein ſein. Ganz allein!"

Er lachte plötzlich unvermittelt auf, aber dann, den verwundert-beſtürzten Blick des Freundes bemerkend, faßte er ihn in die Arme und drückte ihn kräftig an die Bruſt.

Was ſie ſonſt noch nie getan hatten, ſie küßten ſich.

Als der Rittmeiſter den Gang hinunterſchritt, ſah er ſich noch einmal nach der Tür um, die ſich raſch hinter ihm geſchloſſen hatte. Über die Schwelle hatte ihn Hanns-Martin geſchoben — eins, zwei, drei — förmlich hinausgeworfen.

„Hm, hm!" Den Kopf ſchüttelnd, ſah er ſich noch einmal um. Und ſein Geſicht blieb ernſt, ſelbſt jetzt, da er zu der Frau ging, die ihm vielleicht von allen Frauen auf der Welt am beſten gefiel. Sein Herz war und wurde heut nicht wieder leicht — war das ein Willkommen?! Ihm war es, als ſei's ein Abſchied geweſen.

21

Noch eine andre dachte an Abſchied — das war die braune Michalina. Oft ging ſie um den Sohn ihres Gospodarz herum und ſah ihn an mit bangen Augen. Was fehlte ihm? Seit dem Tage des Ablaß war's ganz ſchlimm mit dem Walenty geworden, ſo ſchlimm, daß ſie oft dachte: ob er wohl ſterben muß? Heilige Mutter, war er verhext?! Hatte die Mora ihn nachts gedrückt?! Wenn er doch erwachen möchte und die Böſe feſthalten in der Nacht! Michalina wußte ein Mittel. Es war einmal ein Mann geweſen, unweit von Pociecha-Dorf, den hatte auch die Mora gedrückt, ſo daß er zuſehends verfiel, gerade wie der Walenty. Aber eine treue Seele wachte über ihm, und die ſah, daß, als der Mann ſchlief, ein ſchönbackiger Apfel ſich über ſeine Bettdecke kullerte. Weich und zart war der Apfel, wie aus Wachs gebosſelt, recht zum Anbeißen — da rief ſie ſo laut als ſie konnte: „Helfe dir Gott!“ Und der Mann erwachte, und als er den ſchönbackigen Apfel kullern ſah, ſtreckte er die Hand aus, ergriff ihn beim Stiel und aß ihn auf bis zum Kerngehäuſe. Das Kerngehäuſe warf er den Schweinen vor, die fraßen es, und da war die Mora auf einmal weg. Und der Mann wurde von Stund' an beſſer.

Wo Valentin auch ſein mochte, die braune Michalina wachte über ihm. Sie ließ ihn nicht aus den Augen. Nun war die Zeit, da er mit ſeinem Vater viel im Felde zu ſchaffen hatte. Die blonde Staſia blieb zu Haus, aber die braune Michalina ging mit den Männern hinaus. Es war ihre beſte Zeit, bei dem Walenty im blühenden Korn zu ſein. Der Gospodarz legte ſich mittags, wenn die Sonne gar zu ſehr ſtach, unter einen Buſch, zog die Jacke über das Geſicht und brummte darunter, bis ein Schläfchen ihn tröſtete. Sie aber ſchaffte weiter; ihr tat die große runde Sonne nicht weh, die ſchon auf ſie gebrannt hatte, als ſie noch mit Bruder Jendrek im bloßen Hemdchen über die Flur gelaufen war. Michalina arbeitete immer unverdroſſen, und Valentin ſtand bei ihr, wie damals, als er noch ein lediger Burſch geweſen war, und hielt die Arme über die Bruſt gekreuzt. Damals hatte ſein Blick in die Ferne geſchaut, wie ein recht Verliebter ſchaut, jetzt ſtarrte er wieder in die Ferne, aber wie ein recht Betrübter.

Da lächelte ſie ihn an aus ihren braunen Augen, wenn er ſie auch nicht anſah, und ſang, ihn zu erheitern, alle Lieder, die ſie wußte; ſang ſie hell und zart, ſo gut ſie nur konnte, ſang traurige und luſtige, Tanzlieder und Wiegenlieder, und das Liebesliedchen vom Bürſchchen im Schornſtein.

„Ich ließe mich gern herunter
durch den Schlot,
Ich käme zerſchlagen herunter,
beinah tot.
Ich ließe mich gern herunter
durchs Eſſenrohr,
Ich käme geſchwärzt herunter,
wie ein Mohr.

Ich ſchliche zu dir, mein Liebchen,
ganz ſacht mich,
Ich höre, ach leider, mein Liebchen
verlacht mich!"

Dieſes Liedchen hatte er früher immer gern gehört — aber jetzt, o, was war ihm denn jetzt?! Heilige Mutter, weinte er?! Erſchrocken blickte die Magd.

Valentin hatte ſich abgewendet. Mit gepreßter Stimme ſtieß er heraus: „Arbeite du, arbeite du weiter, ich komme gleich wieder," und rannte davon ins Feld hinaus. Und rannte ſo weit, bis ihn das Mädchen nicht mehr ſehen konnte, nicht der Vater, niemand, und warf ſich hin, ſo lang wie er war, an den blumigen Rain, ſchloß die Hände zu krampfhaften Fäuſten um die fetten Stengel zweier großer Maßlieben und weinte. Eine dumpfe Schmerzahnung laſtete ſchwer auf ihm. Er ſchluchzte wie ein Knabe ins grüne Gras und konnte lange nicht zu ſich kommen. Und als er endlich aufſtand vom Rain, war er ſo mürb und zerſchlagen, als hätte er Jahr und Tag auf Steinen gelegen, auf lauter Steinen. Zur Michalina zurück mochte er nicht — ſollte er ſich auslachen laſſen von der? Die war immer ſo fröhlich, was wußte die von tiefem Leid?!

Sollte er ſich vor dem Vater zeigen mit verweintem Geſicht? Nein, lieber ging er heim, recht leiſe, daß Staſia ihn nicht merkte, und legte ſich in der Schlafkammer aufs Bett, denn ihm war wie krank.

Und als er nun ganz verſtohlen in ſein Haus ſchlich, in dem er ſo leiſe auftrat, als wäre es gar nicht das ſeine, hörte er plötzlich durch die mittägliche Stille, durchs verzauberte ‚Sumſum' ſchläfriger Fliegen ein leiſes Ge-

licher. Und dann ein Geflüſter. Wer war denn drinnen?! Saß Staſia ganz allein in der um dieſe Zeit immer leeren Schenkſtube und lachte ſich eins? Oder wer war bei ihr? Nun, gleichviel, wer es auch ſein mochte!

Gleichgültig, müde, wollte er an der Tür vorbeiſchleichen. Halt! Nun ſtutzte er doch auf einmal, und der trübſelige, matte Blick ſeines Auges funkelte auf in Zorn: das war des polniſchen Inſpektors Stimme! War der jetzt nicht draußen auf dem Felde? Saß der ſchon wieder drinnen und noch dazu allein bei ihr? Und wie eifrig ſie ſich erzählten! Hurtig ging das Geſpräch, aber ſo viel polniſch konnte er jetzt doch, um wenigſtens den Sinn zu verſtehen. Sie ſprachen von der Wahlverſammlung, die heut abend hier abgehalten werden ſollte. Der Name des Niemczycers fiel, da fuhr der Lauſcher zuſammen, ſo hart lachte Staſia plötzlich auf. Und der Inſpektor fluchte und ſchlug auf den Tiſch: „Der deutſche Hund, niemals, niemals!“ Und dann wurde das Geſpräch leiſe, ſo tuſchelnd, daß er nichts mehr verſtand, bis er Staſia ſagen hörte: „Ach Unſinn, der wird ja nie gewählt! Das wird der Herr Vikar ſchon nicht leiden!“

Jetzt lachte auch der Inſpektor auf: „Das wäre auch, der Hetzer, der Zuträger, der alberne Schwätzer, der — Niemiec! Psia krew! Warte mein Bürſchchen, du wirſt ſchon kriegen, was dir gebührt!“

Pfui, der gemeine Polack! In Valentins ehrlichem Geſicht zeigte ſich Entrüſtung: wahrhaftig, das hatte ſich der Herr Rittmeiſter doch nicht verdient! Aber dann machte die Entrüſtung, die ihm das Blut in die Wangen getrieben hatte, einer jähen Bläſſe Platz — er hatte plötzlich den eignen Namen gehört.

„Ach, der Walenty," ſagte Staſia hell, recht leicht hin, wie abfällig, „was der ſagt!" Obgleich Valentin draußen ſtand, glaubte er doch, ſie mit den Fingern ſchnippen zu ſehen. „Was glaubſt du wohl, mein Lieber, als ob man auf den hörte? Haha, ſo ein Schwabb!" Sie lachte laut auf, und der Inſpektor lachte mit ihr.

Valentin zitterte: Jeſus, wie ſprach ſie verächtlich! Und nun das ſpöttiſche Lachen — das Lachen! Sie hörten gar nicht auf damit. Und ‚du' nannte ſie ihn, und ‚mein Lieber'! Herr im Himmel, Herr im Himmel, was war das?!

Des jungen Ehemanns Geſicht verzerrte ſich: lachten ſie ihn aus? Ja, ſie lachten ihn aus mitſammen! Das ertrage ein andrer! Deutſche Fäuſte wollte er ihn kennen lehren, den polackiſchen Schweinigel! Wut, Eiferſucht, Zorn, Scham, Haß übermannten Valentin; die Tür aufreißend, ſtürzte er in die Schenkſtube.

Da ſaßen Pan Szulc und die junge Frau recht gemütlich nebeneinander auf der Bank hinterm Tiſch, und Staſia paffte mit von des Inſpektors Zigaretten. Ein beißender, widerlich ſüßlicher Qualm erfüllte die ganze Stube.

Staſia hatte hell aufgeſchrieen, als ihr Mann ſo mit Gekrach hereinplatzte, aber nun hatte ſie ſich ſchnell gefaßt. Sie ſetzte ſich ruhig wieder nieder auf die Bank, von der ſie im erſten Schreck der Überraſchung aufgeſprungen war; dreiſt ſah ſie ihn an, nur am leichten Schielen ihrer ſchmalen, weichgrauen Augenſterne konnte man merken, daß ſie erregt war. Schwer atmend ſtand Valentin ihr gegenüber am Tiſch; er rang nach Worten.

Da kam ſie ihm ſchnell zuvor: „Walenty, mein Lieber, ſpektakle nicht ſo! Hab' ich mich erſchrocken! Man meint ja, die Tür fällt ein. Was willſt du?"

„Ich — ich — —" Die Fäuſte auf die Tiſchplatte ſtemmend und ſich nach Pan Szulc hinüberbeugend, ächzte er: „Heraus, heraus! Will de wohl gleich machen, dat de hier herauskömmt!"

„Was ſagt er? Er iſt wohl verrückt?" ſagte Pan Szulc und ſtieß die neben ihm Sitzende an. „Was ſagt er, ich verſtehe ihn nicht!"

„Ich will dich wohl deutſch verſtehen lernen, du polack'ſcher Schweinigel," ſchrie Valentin. Seine Rechte reckte ſich über den Tiſch weg nach dem Kragen des Verhaßten.

Staſia kreiſchte laut auf. Sie wollte ihren Mann zurückreißen, aber ſchon war Pan Szulc aufgeſprungen.

Die Zähne zuſammenbeißend, totenblaß, ſtand Valentin und erwartete den Gegner. Aber er wartete vergebens.

Ein Achſelzucken und ein ‚Sie ſind wohl nicht recht bei Troſt', und ſchon hatte Pan Szulc ſeine Mütze ergriffen, und ſchon war er auf der Schwelle. Als der vollſtändig Verblüffte, ganz wie erſtarrt Daſtehende, ſich aufraffte, ihm nachzuſtürzen, packte ihn Staſia am Kittel. Sie hielt ihn feſt.

Pan Szulc war fort. Wutbebend kehrte ſich Valentin gegen ſeine Frau: „Unterſteh dich, — laß mich los!" Aber ſie hielt ihn feſt. „Läßte mich los?" Er wand ihr den Zipfel ſeines Leinenrockes aus den Händen, nicht gerade ſanft.

Es tat ihr weh, ſie ſah ihn an mit böſen Augen.

„Ja, kuck mich nur an, kuck mich nur na! Sei nur falſch! Ich kenn' dich jetzt — wat — wat haſte mit dem Kerl, dem Polack immer zu lachen? Is dat en Art? Deinen — deinen Mann — eſo auszulachen!" Er ſchluckte.

„Ich weiß nicht, warum du ſo böſe biſt?" Sie überlegte ſich, daß es wohl das Klügſte ſei, einzulenken. Und dann — ſo hatte ſie ihn noch nie geſehen, ſo gefiel er ihr. „Walenty," ſchmeichelte ſie, „ſei doch gut! Pan Szulc iſt mein alter Freund, ich kenne ihn länger als ich dich kenne. Als ich noch ein blutjunges Mädel war in kurzem Rock und zur Herrin kam, nach Chwaliborczyce, zu lernen die Religion und das Sticken, habe ich ihn ſchon gekannt. Was willſt du, was iſt unrecht? Darf ich da nicht lachen mit ihm?" Sie machte Miene, ſich an ihn zu ſchmiegen, aber er ſtieß ſie zurück.

„Katz'," ſchrie er grob, „polniſche Hex'!"

Nun tat ſie beleidigt. Den Kopf zurückwerfend, aber ſich dabei wiegend, wie eine Bachſtelze, die auf ihren zierlichen Beinchen wippt, ging ſie zur Tür; krachend warf ſie ſie hinter ſich ins Schloß.

Er blieb allein zurück in der Stube, die erfüllt war vom Zigarettenqualm. Laut ſtöhnte er auf; zum Tiſch taumelnd, ſank er auf die Bank nieder, wo das Paar eben geſeſſen hatte.

Staſia, Staſia — was hatte ſie ihm angetan?! War ſie die Liebſte von dem Kerl, dem Polacken? Oder war ſie es nicht? ‚Mein Lieber', und ‚Du' — ei, genügte das nicht?! Ja, ja, ſie war's, kein Zweifel! Nicht nur polniſch, auch noch nichtsnutzig dazu war ſie?! Nein,

er mochte ſie nicht mehr ſehen, nie mehr wollte er ſie wiederſehen! Sie, mit den falſchen Augen und dem geſchmeidigen Leib, ſie hatte ihn betrogen — Jeſus, betrogen! Wie konnte ſie das nur tun? Er hatte ſie doch ſo lieb, wahrhaftig, ſo lieb gehabt! Jetzt ſchluchzte er nicht im dumpfen Schmerzgefühl wie draußen im Feld, nicht wie ein Knabe, der unbändig iſt, — jetzt ſaß er da wie ein geſchlagener Mann, preßte die Fäuſte gegen die heißen Augen und ſtöhnte aus tiefſter Seele.

So ſaß er, bis es vom Turm Feierabend läutete. Da kam die Michalina. Sie war erſtaunt: wie, noch nichts zurecht gemacht? He! Und heute abend ſollte doch hier Verſammlung ſein, viele ſollten kommen, und der gnädige Herr von Niemczyce würde eine Rede halten! Da hieß es die Tiſche beiſeite rücken und Platz ſchaffen und Biergläſer bereit ſtellen und friſchen Sand auf die Dielen ſtreuen. Würden nicht viele Füße kommen? Alle von Pociecha-Anſiedlung und die Männer vom Pociecha-Dorf auch. Denn Zettel waren geworfen worden in alle Häuſer und große Plakate angeklebt worden an alle Mauern. An den Bäumen, ſogar an der Holzwand der Kirche von Pociecha-Dorf ſtand zu leſen:

Wählt den
Rittergutsbeſitzer
Hanns-Martin von Doleſchall!
Wählt! Wählt!

Und hier, am Anſiedlungskrug an der Haustür, hing auch ein großes Plakat, hellgelb wie der liebe Mond; weithin ſichtbar war es:

Heute Wahlverſammlung!
Anſprache des einzigen Kandidaten
aller nationalen, ſtaatserhaltenden
Parteien, des Rittergutsbeſitzers
Baron von Doleſchal
auf Deutſchau.
Deutſche Männer, Anſiedler von Augenweide,
kommt alle!

Anfang 8 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Einen Blick des Bedauerns warf Michalina auf ihre ſo blank geputzten Fenſter. Da hatte man auch ſolch gelbe Wiſche angekleiſtert. War's nicht genug, daß einer in der Wirtsſtube innen hing, mußten auch noch die klaren Scheiben verſchmiert werden? Kein Wunder, daß die von Pociecha-Dorf die Zettel nicht leiden wollten! Michalina erzählte es dem jungen Wirt: im Dorf hatten ſie gedroht, die Plakate abzureißen.

Aber Valentin zuckte nur die Achſeln ohne ein Wort. Das war ihm ganz gleichgültig; ſeine Gedanken waren bei Staſia. Ob ſie jetzt wohl hinten in der Küche ſaß und trotzte, oder ob ſie ſich in der Schlafkammer eingeſchloſſen hatte, wie ſie ſchon manchesmal getan hatte, um ihm erſt nach vielem Pochen und Rufen und Bitten zu öffnen? Nun, heute würde er nicht pochen. Nein, er wollte ſie nicht mehr ſehen!

Er verließ nicht die Schenkſtube. Nur für kurze Minuten hatte ihn die Magd aufgeſtört, jetzt ſaß er wieder hinterm Tiſch auf der Bank, die Ellbogen aufgeſtemmt, die Fäuſte gegen die Stirn gedrückt. Für Michalina, die ſich um ihn herum zu ſchaffen machte, hatte er keinen

Blick. Er hörte nicht ihren geſchäftigen Tritt, auch nicht ihr inniges: „Helfe dir Gott!“ — er hörte immer nur:

‚Ich ſchliche zu dir, mein Liebchen,
ganz ſacht mich,
Ich höre, ach leider, mein Liebchen
verlacht mich!‘

So ſaß er auch noch ganz verſunken, als zwei Anſiedler kamen: der Schwabe hinten aus der Kolonie und der Amerikaner, der Erbauer der ſeltſamen Scheune, die rund war wie ein Zirkus.

Dieſe beiden hatten ſich pünktlich eingefunden, aber die andern zögerten. Verwundert gingen die Pünktlichen vor die Tür: kamen denn die andern noch nicht, hatten ſie's denn nicht auch geleſen, wie ſie es geleſen hatten: ‚Deutſche Männer, kommt alle‘?!

Langſam kamen endlich welche an, einer nach dem andern, vereinzelt wie Tropfen, die ſchwer ſickern.

Aber der junge Wirt ſchlich jetzt aus der Schenkſtube, denn Michalina hatte ihm ‚Pſt‘ gemacht und ihn herausgewinkt in den Flur. Dort ſtand ſie ganz verſtört.

„Is ſich Frauchen nich mehr da!“ ſtieß ſie heraus und zitterte. „Is ſich Staſia fortgemacht. Türe von Schlafkammer ſteht ſich auf, ſeh' ich hinein, ſtehn ſich Schrank und Kommode auch auf. Liegt ſich vieles an Erde, und Kleider, Hemden, Strümpfe von Frauchen zuſammengepackt in Lade, wo ſie mitgebracht. Und wie ich noch ſtehe, kommt ſich Staſia von Küche her, ſagt, ſoll ich ihr ſchicken Sachen ſeinige morgen. Geht ſie zu ihre Eltern, kommt nich mehr zurück. Is ſie zu weh geſchehen von ihrem Mann. O weh, o weh!“ Jammernd rang das Mädchen die Hände.

Staſia fort — zu ihren Eltern — kommt nicht mehr wieder — zu ſchwer gekränkt?! „Staſia, Staſia!“ Valentin ſchrie laut auf und taumelte zurück, wie einer, der einen Hieb bekommen; die Magd ſtützte ihn.

Tränen liefen Michalina übers Geſicht, aber unter den Tränen lächelte ſie ihn tröſtend an: „Wird ſich ſchon wiederkommen, wird ſich ſchon wiederkommen Frauchen, bin ich gewiß, kommt ſich morgen. Man muß nicht ängſtigen ſich, er muß nicht ängſtigen ſich! Wer könnte verlaſſen ihn, den Walenty?“

Valentin ſagte kein Wort darauf, ſtumm ging er in die Kammer und riegelte hinter ſich zu. Michalina aber mußte in die Wirtsſtube laufen, dort verlangten die Leute Bier. —

Allzu viele waren nicht gekommen, mancher fehlte. Auch Peter Bräuer war nicht da. Doleſchal, deſſen Blick die Verſammlung überflog, vermißte ihn gleich. Warum blieb der Mann fern? Wie gern hätte er deſſen breite Schultern die andern überragen geſehen! War es möglich, ſollte Bräuer ſo kleinlich ſein, weil er ſich einmal über ihn perſönlich geärgert hatte, darum auch ſein Deutſchtum zu vergeſſen, darum nicht die Verſammlung zu beſuchen?!

Das war eine Enttäuſchung. Es war auch ferner eine Enttäuſchung, daß nicht alle andren gekommen waren. Doleſchal hatte erwartet, daß kein einziger Anſiedler fehlen würde. Und auch auf mehrere vom Dorf hatte er gerechnet, und wenn ſie nur gekommen wären, um von dem Bier zu trinken, das er auf ſeine Koſten verabreichen ließ. Wenn er ſie nur erſt hier hatte, wollte er ſchon auf ſie wirken. War's nicht ſo geweſen in den andern Orten auch? Gleichgültig waren ſie erſchienen,

enthuſiasmiert hatten ſie das Lokal verlaſſen. In der Kreisſtadt und beſonders geſtern in Miaſteczko war ihm geradezu ein Triumph zuteil geworden. Das Herz ſchwoll ihm, wenn er des geſtrigen Abends gedachte. In der Wirtsſtube des Prochownik hatte er eine ſchöne Stunde verlebt. Sie hatten ‚Bravo‘ gerufen und in die Hände geklatſcht.

Freilich, die Honoratioren hatte er vermiſſen müſſen: den Doktor Wolinski, den Apotheker, den Bürgermeiſter, den Poſtverwalter, den Steuerkontrolleur und ſo manche andre. Und Naſen, ähnelnd der Naſe des Löb Scheftel, waren reichlich vertreten geweſen. Aber in ſeinem Eifer hatte er des nicht ſonderlich geachtet. Und als am Schluß Löb Scheftel ſich zu ihm herangedrückt und devot geflüſtert hatte: „Haben ſie mir zwar eingeſchmiſſen 's Ladenfenſter und mir genommen heraus das Kälberviertel, die Speckſeite und 's pikfeine Geſchlinge, hab' ich doch keine Angſt gekriegt, bin ich doch gekommen, zu reichen dem Herr Baron die Hand. En freiſinniger Mann, en aufgeklärter Mann, wer' ich ihm geben doch meine Stimme,‘ hatte er keinen Ekel empfunden, wie noch vor nicht allzu langer Zeit, ſondern die Hand des jüdiſchen Schlächters gedrückt — war es doch eine Hand!

Und hier, unter lauter deutſchen Männern — faſt alle Idiome des Vaterlandes waren vertreten — ſollte es da nicht ein Leichtes ſein, Hingabe zu erwecken, Liebe, Eifer zur deutſchen Sache?!

Doleſchal vergaß, daß Peter Bräuer ihn durch ſein Fehlen enttäuſcht hatte, und ſo noch dieſer und jener. Seine erſt ſtockend begonnene Anſprache wurde flüſſig.

Die Worte ſtrömten ihm zu; Gedanken, an die er vorher nicht gedacht, Vergleiche, Bilder drängten ſich ihm förmlich auf. Er bemühte ſich, volkstümlich zu ſein, ſich einem doch immerhin beſcheidenen Denkvermögen anzupaſſen. Das wenigſtens mußten ſie doch verſtehen — erfuhren ſie's nicht täglich am eignen Leibe? — wenn er ihnen ſagte, daß ſie hier ſtänden, einſam wie der Soldat auf der Wacht, ebenſo gefährdet und auch ebenſo verantwortlich. Und daß er ſie auffordere, ihrem Deutſchtum Ehre zu machen, deutſch zu wählen, regierungstreu, allen Machinationen von Polen und Klerus zum Trotz!

Es war ihm eine Wohltat, einmal frei heraus ſprechen zu können, ohne die Rückſichtnahme, die doch immerhin an andern Orten, wo die Zuhörerſchaft eine gemiſchte, bedingt geweſen war. Hier waren ja lauter deutſche Männer, eine kleine Zahl zwar nur, aber tüchtige Pioniere. Pioniere des Deutſchtums, Pioniere der Kultur. Und ſie ſcharten ſich um ihn.

Er bemerkte nicht, daß im Hintergrund einige Geſtalten, die ſich vorſichtig hinter den breiten Rücken der Vordermänner gedeckt gehalten hatten, ſich jetzt leiſe hinausſtahlen.

* * *

Der Abend war ſchon weit vorgeſchritten, als die Verſammlung ſich auflöſte. Doleſchal war noch nie ſo lange geblieben. Aber heute war es ihm eine Freude, unter den Leuten zu ſitzen: unter deutſchen Männern, in einem deutſchen Krug. Wo ſteckte nur der junge Wirt? Zuerſt hatte man deſſen Fehlen nicht bemerkt, jetzt aber

fiel es auf. Warum war er nicht zur Stelle? Doleschal fragte die braune Magd, die geschäftig hin und her rannte und die Gläser füllte. Da spiegelte es in den blanken Augen der Braunen wie von Tränen, und sie antwortete, betrübt den Kopf schüttelnd: „Js sich krank junge Gospodarz, is sich sehr krank, arme Walenty!“ —

Der Mond war auf seiner Bahn bereits tief hinabgerutscht, als der Deutschauer Herr aus der Ansiedlung hinausritt. Sein Pferd hatte ihm das braune Mädchen vorgeführt. Da hatte er Valentin Bräuer grüßen lassen und ihm gute Besserung gewünscht.

Schade, er hätte den hübschen Jungen gern einmal wiedergesehen! Der meldete sich nun gar nicht mehr in Deutschau. Aber seine Wirtschaft hatte er gut im Zug, trotz der polnischen Frau, das mußte man anerkennen. Selbst die Magd war gut gezogen; obgleich des Herrn Auge nicht über ihr gewesen war, hatte sie trefflich ihre Pflicht erfüllt.

Hinter dem einsam, unterm fast lichtlosen Himmel Dahinreitenden ragte der Turm von Pociecha-Dorf, und vor ihm ragte der Lysa Góra. Das waren die beiden Pole seines nächtlichen Ritts. Durch das endlose Meer der Felder, wie dahergeblasen vom Nachtwind über die endlose Ebene, trabte der Gaul. Der Hufschlag klang hart auf dem vom Sonnenbrand ausgetrockneten Boden. Man hörte ihn fernhin.

Die Brust des einsamen Reiters weitete sich. Heute empfand er das Alleinsein nicht als Qual, war es doch kein Alleinsein mehr auf einer Insel, umflutet von einem wilden Meer. Heute waren die Wogen glatt, man konnte sie durchschiffen; man war nicht abgeschnitten und

verlaſſen, willige Hände ſtreckten ſich aus, ſchwielige, arbeitstüchtige Fäuſte.

Doleſchal hatte beim Fortgehen allen der Reihe nach die Hand geſchüttelt — das waren biedere, kräftige, urdeutſche Händedrücke! Was ihm bis jetzt nie als recht möglich erſchienen war: das Zuſtandekommen ſeiner Wahl — heute dünkte es ihn nicht mehr unmöglich. Zutraulich hatten ſie ihn gefragt: nach ſeinen Ernteausſichten, nach ſeiner Frau, ſeinen Kindern; und er hatte ſich nicht ablehnend verhalten wie früher wohl, er ſah es jetzt ein: es tat not, daß ſie auch von ihm etwas wußten, er nicht nur von ihnen. Das reichlich geſpendete Bier hatte ihnen die Zungen gelöſt, und bei ihm hatte ein warmes, ein ihn mächtig überkommendes Gefühl der Zuſammengehörigkeit — vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben — das Junkertum über den Haufen geblaſen. Deutſch, deutſch, das ging vor allem! Deutſche, hoch das Panier! Schwarz-weiß-rot, in dieſem Zeichen wollen wir ſiegen!

Er gab ſeinem Pferd den Sporn und galoppierte auf den Lyſa Góra zu. Raſch heim! Was würde Helene ſagen?! In die Arme wollte er ſie preſſen: ‚Mein liebes, mein treues Weib, vergib! Ich habe dich viel gequält! Aber wer kann für die ſchwarzen Gedanken, die da kommen, krächzend wie die Raben, und ſich frech niederlaſſen? Wer kann dafür, daß ihn der Unmut übermannt, die ohnmächtige Wut, die zage Furcht — ja, die Verzweiflung — wenn er ſieht, daß all ſein Streben vergebens iſt, daß fünfzehn Jahre des Schaffens in Sorgen und Mühen nur ſind wie ein Tag?! Ja, daß das ganze Leben, nicht nur das eigne, auch das des

Vaters und des Großvaters, daß all die Zeit, die Deutſchau ſteht, ein Nichts iſt? Daß eine Minute die Fahne nieder in den Kot reißt, die ſtundenlange Arbeit dem Lyſa Góra aufs Haupt gepflanzt hat?!'

„Aber jetzt, Helene, ich ſchwöre es dir, jetzt wird es beſſer werden!"

Doleſchal ſagte es laut und lächelte dabei. Er hob ſich im Sattel und wiegte ſich leicht. Nun dünkte er ſich wieder jung. Nur ein bißchen Freude, nur ein bißchen Hoffnung, nur ein bißchen Genugtuung, wie tut das gut! Es war doch kein Traum, der Traum vom deutſchen Land. Hier dieſe Felder würden deutſch ſein, deutſcher als die am Rhein, deutſcher als die längs der Vogeſen, denn ſie waren noch ſchwerer errungen. Schwerer, viel ſchwerer iſt der heimliche Kampf als der offene, und ſo viel länger währt er. Wo das Leben aus offnen Wunden dahinſtrömt, iſt der Kampf bald entſchieden, aber wo ein Leben verhaucht aus heimlich blutenden Herzenswunden, dauert er lange, ach ſo lange!

Aber nun würde es gewiß nicht lange mehr währen, daß der deutſche Herr reiten konnte über deutſche Felder und ſein Haupt getroſt legen konnte jedem Untertanen in den Schoß.

Mit einer faſt übermütigen Handbewegung grüßte der von Phantaſieen Erhitzte den Lyſa Góra, der näher und näher rückte: deutſcher Berg, ich grüße dich, auf deutſcher Wacht! Ah — Doleſchal empfand es wie eine Erlöſung — kräftiger Zuruf ſcheucht das Raubgeſindel, heute flohen ihn die ſchwarzen Gedanken. Was ſind all die Unannehmlichkeiten und Widrigkeiten, die man durchgemacht hat? Sie ſchrumpfen zuſammen, werden winzig klein vor einem großen Gedanken.

Es kam Doleſchal vor, als habe er ſich verſündigt all die Zeit. An Helene, an den Kindern, an ſich ſelber. Gleich morgen wollte er an Freund Paul ſchreiben — der gute alte Junge war ſo beſorgt geweſen — ‚alles in Ordnung‘, würde er ſchreiben, ‚alles ruhig am Lyſa Góra!‘

„Voran, Hektor, zu Frauchen!“ Doleſchal trieb das Pferd, deſſen Trab unter dem, in Träumereien verſunkenen Reiter zum Schritt geworden war, von neuem an. Und das Roß, den Stall witternd, wieherte in die Nacht.

Da war ſchon die Deutſchauer Grenze — dort, rechts der Luch! Geſpenſtiſch ſchimmerten die ſilbernen Weiden an ſeinem Rand; in ihrem Verſteck flüſterte es leis — tat das der Nachtwind?!

Und jetzt — ein Laut, ein Ruf: „He!“

Das Pferd prallte zur Seite und bäumte ſich wild, eine Fauſt hatte ihm ins Zaumzeug gegriffen. Zitternd ſtand es.

Sechs, ſieben Geſtalten verſperrten den Weg; ein Achter kroch aus dem Graben.

Doleſchal gab den Sporn. Das Pferd ſtand wie angefeſſelt. Da nahm er die Reitgerte verkehrt: Wegelagerer, Strolche, die haut man mit dem ſilbernen Knopf!

Keine Angſt erfaßte ihn, wohl aber ein jähes Stutzen. Wer waren die, was wollten die?! Er ſah ſich umringt. Wild hieb er drein: hier galt's, ſich wehren!

Er ſah kein Geſicht. Sie waren alle vermummt. Sie hatten die Mützen tief über die Ohren gezogen und die Hüte in die Stirn gedrückt. Und dazu das unſichere Licht des Himmels.

„Platz da!“ Der Baron ſchrie es; in der ſtillen Nacht hallte der Kommandoton, aber der Lyſa Góra fing den Hall auf und verſchluckte ihn. Deutſchau war weit, kein Beiſtand da in der Einſamkeit.

Ein unterdrücktes, höhniſches Lachen antwortete dem ‚Platz da‘. Sie wußten wohl, hier galt nur Fauſtrecht.

Doleſchal wehrte ſich verzweifelt — hier, hier auf eignem Grund und Boden vergewaltigt werden?! Wenn nur das Pferd gehorchen wollte! Er preßte es ächzend mit wahnſinnigem Schenkeldruck. Niedertrampeln ſollte es die Wegelagerer mit ſeinen Hufen. Aber es gehorchte nicht Sporn noch Peitſche.

Die Peitſche ward jetzt dem um ſich Schlagenden aus der Hand gewunden — knick — da war ſie zerbrochen. Ein derber Knüttel fuchtelte bedrohlich, der Reiter fühlte ſich an den Beinen gepackt und aus dem Sattel geriſſen.

„Ich bin Doleſchal, ihr irrt euch! Doleſchal auf Deutſchau!“

Wieder das Hohngelächter. Dazwiſchen auch heiſeres Huſten, bei heiſerem Lachen den Atem faſt erſtickend.

„Hakatiſt, Schwein, Schächer erſter Klaſſe!“

Jemand ſpuckte Doleſchal ins Geſicht. Er riß die Augen weit auf in jähem Entſetzen: das waren keine Wegelagerer, keine, die die Uhr wollten, die Börſe, die Wertſachen! . . . . ‚Hakatiſt, Schwein, Schächer erſter Klaſſe‘ . . . ?!

Da war er überwältigt.

Sie hielten ihn nieder mit Übermacht. Was half ſein Eichbäumen? Auf je einem Bein kniete ihm einer, ſeine Handgelenke ſaßen wie in Schraubſtöcken. Tritte

von derben genagelten Schmierſtiefeln trafen ihn, er wurde gewälzt im Staub. Und jetzt — auf die Kehrſeite Schläge! Schläge, mit denen man einen dummen Jungen züchtigt.

Auf, zum letzten Mal auf! Doleſchal raffte ſich noch einmal unverſehens empor; ſie wichen zurück vor dem ſchon überwältigt Geglaubten.

„Polniſche Halunken!“ Er ballte die Fäuſte, er ſtürzte auf ſie los mit letzter Kraft — da, ein Hieb über den Schädel mit einem Knüttel:

„Hakatiſt! Schwein! Du deutſcher Hund!“

Taumelnd brach Doleſchal vornüber zuſammen. Die Hände vorgeſtreckt, das Geſicht im Staub vergraben, lag er regungslos.

Und das Pferd, das bis dahin zitternd gehalten hatte, hob jetzt entſetzt, mit einem faſt menſchlichen Angſtſchrei, den Kopf in die Höhe, warf die Hufe und jagte davon, als ſeien die Wölfe hinter ihm. — —

Und über die Felder zog die Nacht wieder ſtill, hin über das unabſehbare Meer mit den im Nachtwind brandenden Wogen noch unreifen Korns. Zwei Pole nur in der Nacht der Ebene für das ſuchende Auge des irrenden Wanderers: der Lyſa Góra und der Turm von Pociecha-Dorf.

Einſam lag der ſchwarze Lyſa Góra — der zerſchlagne Menſch an ſeinem Fuß zählte ja nicht mehr mit.

Aber um den ſchwarzen Turm von Pociecha-Dorf wimmelte es wie von lauter Glühwürmchen.

Die Pociechaer hatten ſich kurz entſchloſſen, in dieſer Nacht, jetzt, da der Gendarm nicht mehr darüber wachte, die Plakate von Mauern und Bäumen abzureißen.

‚Reißt ſie ab! Vor allem von der Holzwand der Kirche reißt das Schandblatt des Verfluchten ab!‘ Hier galt das nicht! Morgen in aller Frühe ſchon würden aus der Kreisſtadt die andern Zettel eintreffen, die beſſeren, die wahren, die einzig richtigen, von denen der Herr Vikar ihnen geſagt hatte:

Wählt! Wählt!
Wählt den Polen, den wahren Chriſt,
den Ritter vieler Orden,
Alekſander Boleslaw, Edlen von Garczyński
auf der Herrſchaft Chwaliborczyce.

Johlende Rufe tönten durchs Dorf. Im Krug quiekte der Dudelſack, im Rauſch gröhlten die Männer. Kein Menſch dachte an Schlaf.

‚Im deutſchen Krug haben die Deutſchen geſeſſen — auf, laßt uns Polen drum im polniſchen ſitzen!‘

Jetzt, ſpät noch nach Mitternacht, war Leben um die Kirche. Laternengeflimmer und Pechfackelſchein huſchten um den Pfuhl herum. Und nun erhob ſich ein Geſchrei, anhaltend laut, ein Geheul wie Gebell der Meute, die den Hirſch umſtellt hat. Heiſſa, das Werk war getan! Heiſſa, in Fetzen zerriſſen die verhaßten Wahlaufrufe! Im ſchlammigen Pfuhl ſchwammen ſie.

„Es lebe Polen!“

Ohrenbetäubendes Schreien. Und nun war mit Geſang raſch ein Zug geordnet. Um den Pfuhl zog's herum und dann im Dorf hin und her. Wild wogte es auf und ab, wild drangen die Stimmen in die Nacht hinaus, über die niedrigen Hütten weg, in die Nacht der Felder. Nichts hemmte die Töne, ſie fanden keinen

Widerſtand. Weit hörte man ſie, bis in Pociecha-Anſiedlung, und noch viel weiter hinaus, bis am Łyſa Góra. Die Nacht war erfüllt von ihnen. Die Ebene war ein Lied geworden, ein Lied des Triumphs, ein Lied des Jubels:

„Brüder, nehmt die Senſen in die Hände!
Auf, zum Kampfe laßt uns eilen!
Polens Knechtſchaft hat ein Ende,
Länger wollen wir nicht weilen.
Sammelt ſcharenweiſ' euch alle,
Unſer Feind, der Deutſche, falle!
Plündert, raubet, brennet, ſenget,
Laßt die Feinde qualvoll ſterben!
Wer die deutſchen Hunde hänget,
Wird ſich Gottes Lohn erwerben.
Ich, der Propſt, verſpreche euch
Feſt dafür das Himmelreich!"

Ein paar Tage nach der Wahlverſammlung im deutſchen Krug hatte ſich der junge Wirt aufgemacht zu einem Gang, aber er ſagte nicht, wohin er gehen wollte. Der Michalina, die ſich alle Augenblicke eine Ausrede machte, von den Bräuers zu ihm hinüber zu laufen, übergab er den Schlüſſel. Sie ſollte auf die Wirtſchaft paſſen, lange würde er ja auch nicht ausbleiben.

Aber er blieb doch länger aus. Vergebens ſchaute Michalina alle Stunde nach ihm aus, er kam noch immer nicht. Wohin war er gegangen?! Ach, gewiß nach dem Tupadlo, wo jetzt in der ſmaragdgrünen Wieſe die Roſen des Sumpfes blühten, ſchneeweiße reine Blumenkelche mit goldnen Staubgefäßen. Aber deren Stengel, die tief unten im Grunde feſtwurzelten, waren wie Schlangen, lang und dehnbar, und riſſen nicht ab, ſondern zogen herunter.

Daß ihm nur kein Leides geſchah! Am liebſten wäre die Magd ihm nachgelaufen, aber das ging doch nicht an, ſie mußte ja auf ſein Haus paſſen. So hockte ſie ſich auf ſeine Schwelle nieder, ſchlang die Arme um die Kniee, wiegte ſich hin und her und ſang ſich eins. Eintönig traurig klang es, obgleich es ein Tanzliedchen war, monoton war es wie die Felder, in die ihr Blick ſtarrte. —

Michalina hatte recht vermutet, Valentin war nach dem Tupadlo gegangen, führte doch daran vorbei der Weg ins Forſthaus. Er mußte Staſia ſehen, ſie ſprechen. All die Nächte, ſeit ſie fort war, hatte er keinen Schlaf gefunden; rot waren ſeine Augen, ganz überwacht. Mit offnen Lidern hatte er gelegen und ins Dunkel geſtiert und gedacht und gedacht, ſo viel, ſo eindringlich nachgedacht, wie noch nie in ſeinem Leben.

War ſie denn wirklich ſo ſchuldig? Ja, ja! Er mußte die Fäuſte ballen und mit den Füßen ſtoßen. Aber wenn er's dann ſo recht bedachte, wußte er eigentlich nicht zu benennen, was ſie ihm angetan hatte. Daß ſie mit Pan Szulc gut freund war — zu gut freund für ſeinen Geſchmack — das war ſicher; aber, wenn es ihm nun auch nicht behagte, war es darum ſchon ein Unrecht? ‚Du' hatte ſie zu dem geſagt — ſagen die Polen nicht immer ‚du'? — und ‚mein Lieber' hatte ſie zu dem geſagt — Jeſus, ſie kannte ihn ja ſchon ſo lange, als ſie noch ein blutjunges Dingelchen mit kurzem Rock war, ſchon! Abſcheulich war's, ganz unerträglich, daß ſie immer miteinander tuſchelten und lachten — aber eine Untreue war das doch nicht?! Nein, er hatte ſich übereilt! Wenigſtens anhören hätte er ſie müſſen, ſie nicht von ſich ſtoßen dürfen, als ſie ſo lieb ſich anſchmiegen wollte. Die arme kleine Frau, wie weh hatte er ihr wohl getan mit ſeinen groben Fäuſten! Ein Bedauern erhob ſich in Valentin. Aber dann dachte er an Vater und Mutter: der Vater war auch oft grob, aber die Mutter nahm's weiter nicht übel — wie war das doch ſo anders bei denen!

Zwiſchen ihm und Staſia war immer ein Mißver-

ſtehen. Und ſie hatten ſich doch auch ſo lieb, wie ſich die Eltern hatten — o nein, noch viel tauſendmal lieber, denn ſie waren ja noch ſo jung! Noch kein Jahr, noch kein einziges Jahr miteinander verheiratet! Er fühlte noch dasſelbe Begehren in ſich, das in ihm gebrannt, als er ſie zum Altar geführt hatte.

„Staſia, Staſia!“ Er ſtöhnte auf in der Nacht und ſchlug die Fäuſte gegen ſeine Stirn, auf der Schweißtropfen ſtanden. Was hatte er angerichtet?! Nun war ſie böſe mit ihm — auf immer —?! Sie hatte der Michalina geſagt, man ſolle ihr andern Tags ihre Kleider und Sachen ſchicken; er hatte die zurückbehalten, denn er hatte gehofft, dann würde ſie danach kommen, oder ihr Vater wenigſtens würde kommen, oder ein Bote oder ein Brief. Aber niemand war erſchienen. Nein, ſie wollte wirklich nichts mehr von ihm wiſſen, es war nicht nur eine Rederei. Nun ſaß ſie drüben bei ihren Eltern, und er ſaß hier! Und zwiſchen ihnen lag das Tupadlo.

Ob ſie ſich wohl um ihn grämte, wie er um ſie? Das hätte er gern gewußt. Aber hatte er denn je gewußt, woran er mit ihr war?! Oft hatte er ihr ſehnſüchtig in die Augen geſchaut, aber ſie hatte weggeguckt. Wie ging's nur zu, Vater und Mutter verſtanden ſich doch mit einem Blick, die Staſia mußte man erſt immer fragen und fragen, und dann hatte ſie doch noch oft den Kopf geſchüttelt: »Nie rozumiem po niemiecku!«

Wer wollte ihr einen Vorwurf daraus machen?! Sie verſtand eben wirklich nicht deutſch, wohl die Sprache, — o, die Sprache ganz gut! — aber das andre, all das andre, was ſich nicht ſagen läßt, nicht!

Sich im Bett aufsetzend und den Kopf zwischen beide Hände nehmend, hatte der arme Junge ganz verwirrt um sich geschaut. Wenn er nur wüßte, woran das lag, daß sie nicht zum Glück kommen konnten, zum friedlichen Glück? Hatte er ihr nicht gern was zuliebe getan — o, so vieles! Hatte sie ihm nicht was zuliebe getan? O, auch! Bekreuzten sie sich nicht vor demselben Gott? Gewiß! Und waren sie nicht verliebt miteinander? Das sicher! Und trotz allem und allem — eins waren sie darum doch nicht!

Und das peinigte. Das hatte Valentin gepeinigt fast vom ersten Ehetag an, das peinigte ihn auch jetzt mehr als die Eifersucht auf Szulc. Diese Eifersucht war ja töricht — begreiflich zwar — aber zu töricht doch! Die Stasia ihrem Walenty untreu sein?!

Und Stasia tauchte vor ihm auf im Dunkel der Nacht — silbrig und seidig schimmerte die blonde Tolle, darunter blütenzart ihr weißes Gesicht. Mit brennenden Augen starrte er sie an: sei doch gut, komm wieder, wir wollen nun glücklich sein! Sie lächelte und nickte — da sprang er aus dem Bett. Wenn es nicht Nacht gewesen wäre, die Hähne in den Höfen nicht erst zum ersten Mal gekräht hätten, er wäre zu ihr gelaufen. Ja, er wollte sie zurück holen! Das Miteinander-böse-sein war dummes Zeug! Sie sollte wiederkommen, sie mußte wiederkommen, dann wurde alles gut!

Und so hatte er sich aufgemacht gleich andren Tags. Wie ein Liebender war er gegangen, der um die Braut werben will. Beim Tupadlo fing er an, Trab zu laufen. Ihn ärgerte der weite Bogen, den er machen mußte, denn nah, ganz nah winkte hinter den Kuffeln die

Förſterei, und ſmaragdgrün, mit weißen Roſen beſternt, glänzte freundlich die Wieſe zwiſchen ihm und dem Waldrand drüben. Aber nur die Torfgräber, die vergangnes Jahr hier Torf geſtochen hatten für Chwaliborczyce, kannten vielleicht die ſichere Furt.

Seufzend gab er ſich drein, dem Umweg zu folgen.

Schon vor der Tür der Förſterei traf er den Schwiegervater. Freundlich war die Begrüßung nicht.

„Wo iſt Staſia?“ rief Valentin atemlos.

„Nicht da!“

„Sie iſt doch da!“ Das ſollten ſie ihm nicht wieder vormachen wie damals! „Ich will mein' Frau holen,“ ſagte er trotzig. „Sie ſoll nach Haus kommen!“ Er wollte am Schwiegervater vorbei in die Tür eilen.

Aber der Förſter ſtellte ſich breit vor: das wäre! Frech ſein wollte der Schwabb jetzt noch, nachdem er ſeine Tochter ſo gekränkt hatte?! Die blieb vor der Hand hier. Später würde ſich's finden. Da mußte der Ehemann mal erſt ganz andre Saiten aufziehen, bis die verſöhnt war. Beleidigt war die — o! Und Frelikowski hatte die Hände erhoben und ſich dann den langen Bart geſtrichen mit unnahbarer Miene.

Da hatte ſich der Schwiegerſohn aufs Bitten gelegt, treuherzig die Hand des Vaters ergreifend: es tat ihm ja ſo leid, daß er die Staſia gekränkt hatte, bitter leid! Ja, er hatte unrecht, er wollte auch gerne alles, alles tun, ſie zu verſöhnen! Nur verſprechen müßte ſie ihm, nicht mehr mit dem Inſpektor, dem polackiſchen Szulc, zu tuſcheln — nicht, daß er was Böſes dabei dächte, nein, er vertrug's nur nicht! Das war doch ein Kleines, daß ſie ihm das verſprach!

Aber Frelikowski hatte die Achſeln gezuckt: vorſchreiben ließ ſich die Staſia nun einmal nichts. Mit der Zeit vielleicht würde wieder Einigkeit kommen; die Staſia war ja ſo fromm, die ging faſt alle Tage zur Kirche!

So tröſtete er den Betrübten. Und dann verſicherte er dem Schwiegerſohn, daß er, der gute Schwiegervater, indes kommen würde, ihm ab und zu Kunde zu bringen von der Staſia.

Damit hatte ſich der junge Ehemann vor der Hand begnügen müſſen.

Peter Bräuer ſchalt mit dem Sohn, daß der ſich ſo demütigte und dem Weibsbild nachgelaufen war: ‚Kein Sorg', die Katz' findet ſich ſchon wieder in't Haus, wo die Milch ſüß is!' hatte er geſagt. Es kränkte Valentin, daß der Vater alſo ſprach — der hatte eben die Staſia doch nie recht leiden gekonnt!

Und auch mit der Mutter, die ſonſt ſo mild war, war der Sohn nicht zufrieden. Frau Kettchen hatte es hart getadelt, daß Staſia davongelaufen war. ‚Dat is doch kein Mod', dat ſind mir nit gewöhnt — 'wahr, Peter? Un nachlaufen hätt'ſte ihr nit ſollen, Jung'! Die Frau muß der erſte Schritt tun, nit der Mann —' 'wahr, Peter?!'

Was verſtanden die, wohin ſein Sehnen ging?! Konnte er denn dafür, daß es ihn zog, ſtärker als mit hänfenen Seilen? Einzig mit der Michalina war noch ein Wort zu reden. Die hatte wenigſtens Zeit für ihn. Früh morgens, wenn er ſeine Kammer verließ, hatte ſie ſchon Feuer angezündet und die Stube gefegt und die Gläſer gewaſchen und den Kaffee gekocht — er ſah ſie meiſt nicht mehr, wohl aber, daß ſie da geweſen — und dann,

wenn die Dämmerung ſank und Feierabendruh über den Feldern lag, dann kam ſie wieder. Sie wäre nicht ſpröde geweſen gegen den jungen Mann, aber er merkte das gar nicht; nur um von Staſia zu reden, darum verlangte ihn nach ihr.

Und ſie hatte allezeit ein williges Ohr. Und ſie tröſtete ihn: Geduld, nur Geduld! Wenn das Korn gehauen wurde, war auch der Trotz geknickt, dann würde Staſia kommen. Und ſie würde ſprechen: ‚Walenty, mein Geliebter, meine Seele, meine Taube, du Stern, der einzig mir am Himmel ſtrahlet, küſſe mich!‘ Mit bebender Stimme, recht aus Herzensgrund, hauchte die braune Michalina dieſe Worte. Sie wagte es, ſeinen Ärmel zu ſtreicheln: „Geduld, Walenty, Geduld!“

Aber er hatte keine Geduld. Wenn Michalina von ihm gegangen war, und die Lichtlein der Anſiedlung erloſchen, machte er ſich auf. Er ging durch die dunkle Sommernacht, immer nur den einen Weg — zum Tupadlo. Stimmen waren in der Nacht der reifenden Felder, die ihn riefen, Sterne über dem Geheimnis der wiſpernden Ebene, die ihn führten. Immer zum Tupadlo. Da kreiſte er herum, wie ein Verirrter: „Staſia, Staſia!“

Wie einſt als lediger Burſch, dem die junge Verliebtheit im Blut loderte, rief er den geliebten Namen. Beim Dornbuſch am Sumpf ſaß er ſtundenlang. Der Buſch trug jetzt Blüten, flache, zart-roſige Flatterblumen, die davon flogen, wenn man ſie pflücken wollte. Geheimnisvoll ſchimmerten die Roſen der Sumpfwieſe; am Tage waren ſie geſchloſſen geweſen, aber jetzt öffneten ſie ſich zu leuchtenden, weißen Sternen. Ein Duft ſtieg von ihnen auf, berauſchend wie Jasmingeruch. Sumpf-

roſen ſollen nicht duften, ſie haben keine Seele, er aber fühlte ihren ſüßen Hauch. Und ſeine Seele verging vor Sehnſucht. Alles, alles wollte er ihr ja zuliebe tun, wenn ſie nur wieder zu ihm kam!

Aber noch war ſie böſe, ſo hatte ihm der Vater geſagt, der jetzt alle Tage kam. Aber konnte ihn deſſen Kommen tröſten? O nein, im Gegenteil! Es ärgerte ihn, wenn der ſich in der Wirtsſtube breit machte, als ſei er der Herr, und Kumpane mitbrachte, die er traktierte, gaſtfrei, nach gut polniſcher, alter Sitte. Wo blieb das Geld für das Bier und den Schnaps? Michalina hatte die Hände gerungen, aber ‚pſt, ſtill' hatte Valentin geflüſtert und ihr die Hand auf den Mund gelegt. Was ſollte er tun? Würde er etwas ſagen, ſo kam der Schwiegervater nicht wieder, und er hörte nichts, gar nichts mehr von Staſia! Aber ein Ekel hatte ihn doch erfaßt vor dem Mann mit dem roten Bart, der auf drei Ehrenzeichen niederwallte. Valentin konnte es im eignen Haus nicht mehr aushalten. Morgens um zehn ſchon, oft auch ſchon um neun, ſaßen der Förſter und ſeine Genoſſen in der Wirtsſtube, ſie ſaßen bis gegen Mittagläuten, und abends, ſowie die Sonne ſank, waren ſie wieder da. Vertrieben war der Wirt ſo aus dem eignen Heim. Das würde auch nie, nie mehr wohnlich werden — es war ihm verleidet. Was ſollte er noch hier, wo nur polniſch geſprochen, polniſch geſungen, polniſch gedacht wurde?! Gern wäre er bei ſeinen Eltern eingekehrt — ach, mit einer ſtillen Trauer gedachte er jener Tage, da er noch kein Wort polniſch verſtanden hatte, da er hierher gekommen war, voller Begier aufs Neue, ſich Wunder vom weiten Acker verſprochen und ſich

luſtig geneckt hatte mit den braunen, lachenden Mädchen am Weg, und da er das »daj mi buzi« noch nicht gelernt!

Wenn er jetzt zu ſeinen Eltern kam, fühlte er: er war ihnen fremd geworden. Freundlich waren ſie zu ihm, wieder gut wie ehedem, die Mutter ſah ihn mitleidig an, der Vater machte ein bekümmertes Geſicht, ſie litten mit ihm unter ſeinem Kummer, aber fremd waren ſie ſich doch. Etwas hatte ſich zwiſchen ſie gedrängt, Vertrauen, Herzlichkeit, Verſtehen geſtört — das war die Staſia. Er redete nicht von ihr, und ſie redeten nicht von ihr. Da trieb es ihn auch endgültig aus dem Elternhaus.

Raſtlos, freudlos ging der Einſame umher, her und hin — hin und her — aus und ein — ein und aus. Die Türen klappten in einem fort; es litt ihn nicht in der Stube, nicht in der Kammer, nicht in der Küche, nicht im Stall, nicht im Schuppen, nicht auf dem Hof. Es zerrte ihn immer und zog ihn und ſtieß ihn voran wie mit Fäuſten, er mußte zum Tupadlo. Dort fand er einzig Ruhe. Wußte er doch, drüben wohnte ſie. Wenn er ſie nun nicht ſehen, nicht ſprechen ſollte, wenn ſie noch immer trotzte und nicht zu ihm kam, wenigſtens nahe ſein wollte er ihr. Ging ſie denn nicht aus, würde ſie denn nicht einmal hier vorüber kommen?!

Oft glaubte er im ſchwimmenden Abendlicht ihr helles Kleid drüben hinter den Kuſſeln zu ſehen — mit wem ging ſie da? Ging ſie allein?! Oder war wohl gar Pan Szulc drüben, ſie zu beſuchen?! Eine wahnſinnige Eiferſucht ergriff ihn jäh. Nun lag er lauernd

hinterm Dornbuſch: der ſollte nur kommen! Aber auch der kam nicht.

Ganz menſchenleer war die ſelten befahrene Straße zum Forſt. Wer zu ſchaffen hatte, ſchaffte in den fruchttragenden Feldern, hier am Moor knarrte kein Ackerwagen, kein Ochſengeſpann brüllte. In träger Ruhe lag das Tupadlo, ſchwermütig bei Sonnenſchein, ſchwermütiger noch beim Mondenlicht.

Die braune Michalina ſah mit Schrecken, wie mager der Walenty wurde. Noch waren es keine drei Wochen her, daß Staſia ihm davongelaufen war, und ſchon ſchlotterten ihm die Kleider am Leibe. Sie redete ihm herzlich zu, daß er doch eſſen möchte. Wenn man auch Kummer hat, eſſen muß man doch, wie ſoll man denn ſonſt arbeiten?!

Und ſie ſchlug ſich auf die volle Bruſt und zeigte ihm ihre dicken Arme.

Er aber lächelte trüb: das wollte er wohl glauben, daß es ihr ſchmeckte. Was wußte ſie von Kummer?!

Da ſeufzte ſie aus Herzens Grund und ſah ihn beweglich an.

Er aber merkte es nicht. Wenn die Staſia wiederkäme, ja, dann würde auch er wieder eſſen. Dann ſollte Barſchtſch gekocht werden, die Suppe von roten Rüben, die ihm eigentlich zuwider war, und Schaſchlik, und alle die Gerichte, die ſie gerne aß. Er würde kein Wort mehr dagegen ſagen, alles würde ihm ja ſchmecken. Nur den Pan Szulc, nein, den Pan Szulc wollte er nicht an ſeinem Tiſche haben und auch nicht immer den Förſter! Die quälten ihn noch zu Tode.

Er vermied den Schwiegervater jetzt ganz; ſelbſt

um den Preis, von Stasia zu hören, konnte er sich nicht entschließen, dem freundlich zu sein. Ein Widerwille erfüllte ihn, dessen er sich nicht erwehren konnte. Der würde ihm ja doch nicht die Wahrheit sagen — der log! Sie logen alle hier! Selbst Stasia, die über alles geliebte Stasia, war die immer ganz wahr gewesen?

Es war ein furchtbarer Zweifel, der ihn anfiel, wie ein bissiger Hund. Wenn sie ihn nun belogen, wenn sie nun doch mit Pan Szulc geliebelt hätte? Wenn der nun lachte jenseit mit ihr und er, als der Betrogene, hier diesseit saß?!

Er hätte sich am liebsten gar nicht mehr vom Tupadlo fortgetraut. Er mußte jetzt aufpassen, aufpassen, aufpassen. In seinen Augen brannte es und in seinem Herzen auch. Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Strenge, Sehnsucht und Widerwille stritten miteinander. Aber die Sehnsucht war doch die größeste unter ihnen.

„Er ist verhext, er hat die Mora gesehen, weh," jammerte Michalina und schlich nachts hinter ihm drein zum Tupadlo. Sie sah, daß er ging, gleich einem, der nicht möchte und doch muß, der gezogen wird an einem Seil; sie sah, wie er niedersank beim Busch, auf die Kniee fiel und die Arme ausstreckte, verlangend, begehrend. Ein züngelndes Flämmchen rollte über das Moor — huh, fuhr sie da nicht auf dem Rade, die Hexe, die Mora?!

„Helfe dir Gott!" schrie Michalina laut.

Da bemerkte er sie. Und er war zornig: was lief sie hinter ihm her? Er wollte allein sein!

„Mach, daß du nach Haus kömmst!"

Da ſchlich ſie weinend fort.

Das Irrlicht war untergetaucht, aber nun ging der Mond auf hinter dem Nachtgewölk und überſchauerte Buſch und Gras. Lange, ſilberne Strahlen warf er über die Wieſe, daß ſie beſponnen ſchien wie von ſeidigem Haar. Tauperlen blitzten in den Sternen der weißen Roſen, daß ſie glänzten und glitzerten wie Sterne am Firmament. Schimmernd blau ward der beſchattete Grund, dem ſie entſtiegen — der Himmel war niedergeſunken in den Sumpf. Eine Brücke von Strahlen wob ſich über den tückiſchen Boden.

So klar konnte man ſehen, ſo ſicher konnte man gehen — hier war gar keine Gefahr! Und nah, ganz nah, nur an die hundert Schritt, und man war drüben beim ſchlafenden Haus! Nur die Hand ausgeſtreckt und auf die Klinke gelegt — die wich leiſem Druck! Verſchloſſen war die Tür nicht, das wußte Valentin wohl; zu ſtehlen hätte ſich hier keiner getraut, böſe Hunde machten die Runde. Horch, ihr Gebell! Sie heulten den Mond an.

Aber ihn, den Valentin, kannten ſie ja, ſie würden ihn nicht feſtpacken und feſthalten mit grimmigen Zähnen, leis winſelnd würden ſie ſich an ſeine Füße ſchmiegen und die Hand lecken, die ſie oft freundlich geklopft hatte. Die Hunde waren kein Hindernis, Schloß und Riegel waren es auch nicht, und der Förſter ſchlief.

Darum ſacht, ſchnell hinauf die wacklige Stiege! Die Kammertür ſteht offen in der ſchwülen Nacht — Mondſchein fällt auf ein buntes Kiſſen — Mondſchein auf blondes, ſilbriges Haar — auf ein geliebtes weißes Geſicht — — —

„Stasia, Stasia!“

Es schrie laut auf in der Mondscheinnacht, wie der Hirsch schreit nach der Hindin — — und dann, wie die Seele schreit in Todesnot. —

Als Valentin Bräuer am Morgen nicht zu Hause war, schlug Michalina Lärm.

Sie warteten auf ihn den ganzen Tag, und als er nicht kam, fingen sie an ihn zu suchen. Am Tupadlo war er zuletzt von der Michalina gesehen worden, da suchten sie nun zuerst. Peter Bräuer setzte dreihundert Mark Belohnung aus; das ging fast über seine Kraft, aber war ihm der Sohn nicht tausendmal mehr wert? Er wollte mit dem Kopf durch die Wand: der Junge sollte, der Junge mußte wiederkommen! Aber als der nicht kam, brach dem starken Mann der Wille. Er schluchzte, ganz gebrochen. Die Mutter hoffte immer noch: konnte es denn nicht sein, daß der Junge davongelaufen war, aus Ärger über das Weibsbild? Vielleicht, daß er heimgelaufen war, nach Hause, an den Rhein, in einer plötzlichen Sehnsucht?! Wäre das denn so ganz unmöglich, hatten sie denn nicht alle Sehnsucht dorthin? Vielleicht auch, daß ihn die alte Braut gezogen, daß er die doch lieber gehabt hatte als die polnische Hexe!

Frau Kettchen hatte die unmöglichsten Vermutungen, sie suchte mit diesen sich und ihren Peter zu trösten; auch zur Michalina sprach sie so.

Aber die Magd schüttelte den Kopf und rang stumm die Hände. Wußte sie's doch besser, wußte sie's doch ganz genau: ob sie auch stießen mit Stangen und das

Moor durchforſchten von hüben und drüben, von rechts nach links — ‚hier iſt untergegangen‘, ſo war's.

* * *

Helene von Doleſchal war eine der erſten auf Deutſchau, die von des jungen Anſiedlers Verſchwinden hörte. Ein lauter, entſetzter Aufſchrei der Mamſell, der gellend aus der Küche zu ihr drang, als ſie eben durch die Geſinderäume ſchritt, erſchreckte ſie. Was war geſchehen?! Schon wieder etwas?! Sie fing an zu zittern.

Noch waren es kaum drei Wochen her, daß der Braune, auf dem ihr Mann zur Anſiedlung geritten, ſpät in der Nacht ledig zurückgekommen war und mit erregten Hufſchlägen ſo gegen das geſchloſſene Hoftor gedonnert hatte, daß der Wächter nicht raſch genug hatte herbeieilen können, um dem gnädigen Herrn, der ſo ungeduldig mit dem Peitſchenknauf klopfte, zu öffnen. Aber der gnädige Herr hatte nicht auf dem Gaul geſeſſen. Und der alte Hoppe, in Todesangſt — noch ehe man's ihr, der Frau, gemeldet — hatte ſich ſofort aufgemacht mit dem Wächter, um den Herrn zu ſuchen. Unweit des Łyſa Góra, dort, wo der Weg vom Luch kommt, war er den ihn Suchenden begegnet. Aber er war gewankt gekommen, wie ein Betrunkener; ſie hatten ihn führen müſſen, kaum, daß ſie ihn nach Hauſe gebracht hatten. Hektor, das ſonſt ſo ſichre Tier, war geſcheut vor den Weiden. Die mochten wohl im Nachtwind geflüſtert und ſich ſeltſam bewegt haben, aber faſt unglaublich war's doch, daß das Pferd, das ſo oft dieſen Weg gemacht hatte, ſo ſchreck-

haft ſein ſollte! ‚Ein Haſe ſprang auf, ein Haſe,‘ hatte Hanns-Martin mit verlöſchender Stimme gehaucht.

Barmherziger Gott, wie war er zugerichtet geweſen! Blaue, faſt ſchwarze, blutunterlaufene Stellen überall, die Kleidung zerriſſen, am Kopf eine blutende Wunde. Der Gaul mußte ihn furchtbar getreten haben! Weinend hatte Helene dieſe Wunde gekühlt; er ſagte gar nichts, ſtumm überließ er ſich ihrer Sorgfalt, aber als ſie anſpannen hieß, Doktor Wolinski zu holen, wurde er unruhig. Seine Hände, die ſchlaff auf der Decke gelegen hatten, ballten ſich. Es zuckte in ſeinem, faſt bis zur Unkenntlichkeit verſchwollenen, blutrünſtigen Geſicht. Und als ſie, unſicher geworden, ob man ihn ſo beunruhigen dürfe, fragend den alten Hoppe anſah, der, keinen Blick von ſeinem Herrn verwendend, ſtumm am Fußende des Bettes ſtand, ſtöhnte der mit geſchloſſenen Augen Daliegende: „Nicht — den — Polacken — nicht!“

Helene hatte ſpäter ihrem Manne ihr Befremden darüber ausgeſprochen: warum denn nun auf einmal Doktor Wolinski nicht mehr?!

„Er würde mich vielleicht vergiften!“ War das ein Scherz? Dazu ward es mit einem zu bitteren Auflachen geſagt. War es Ernſt?! Eine ſolche Ungeheuerlichkeit — nicht auszudenken!

Helene fand ſich nicht zurecht in ihrem Mann, jetzt noch weniger, als ſchon in der ganzen letzten Zeit. Seufzen hätte ſie mögen und weinen. Unwillkürlich rückte ſie dem alten Hoppe näher. Der ging auch ſo, wie ſie um den Gatten, um den Herrn herum und ſchaute beſorgt. Sie wachten beide, und oft glitt ein raſcher Blick zwiſchen ihnen hin und her. ‚Er muß

fort, er muß für eine Weile fort,' ſagte Helene. Der Inſpektor verſprach es ihr in die Hand: ja, ſorgen würde er ſchon für Deutſchau, als ſei es ihm eigen! Und dem rauhen Mann war dabei, als er das junge Weib ſo vor ſich in Angſt vergehen ſah, ein Geſtändnis über die Lippen gekommen, deſſen er ſich jetzt nicht mehr ſchämte: jetzt erinnerte er ſich, was er dieſem ‚hochmütigen Ariſtokraten' zu danken hatte. Wie der einſt ein Gefühl für ihn gehabt, ſo hatte Hoppe jetzt hundert Gefühle für ſeinen Herrn, ſchon um der Frau und um der Knaben — ja, um der Knaben willen! Dieſe ſuchten ihn oft auf in ſeiner Inſpektorſtube. „Sſt, Papa iſt krank," ſagte der Älteſte, wenn die jüngeren Brüder lärmten, und ſein fröhliches Kindergeſicht wurde ernſt.

‚Sſt, euer lieber Vater iſt krank,' wie oft hatte die Mutter das in letzter Zeit geſagt. Ja, ihr Mann war krank, viel kränker vielleicht, als ſie ſelber es wußte! Eine Todesbangigkeit ergriff oft die liebende Frau: nur ihn ruhig halten, nur keine neue Erſchütterung! Einem neuen Schrecken glaubte ſie ſich ſelber nicht mehr gewachſen, darum zitterte ſie auch ſo, als der Aufſchrei des Entſetzens aus der Küche gellte. Was würde ſie hören müſſen?!

Lbb Scheftel ſtand in der Küche. Er neigte ſich tief bei ihrem Eintritt: „Gott ſoll hüten, die gnädige Herrſchaft! Gott der Gerechte, was ſchreit die Mamſell! Nu, was wird ſein, gnädige Frau Baronin? Verzeihen die gnädige Frau Baronin gnädigſt, daß ich hab' gebracht in Ihre Küche 'ne Hiobspoſt mit der Hammelkeule!"

„Was iſt denn geſchehen? So ſagen Sie's doch ſchon!“

„Nu, wenn die gnädige Frau Baronin wünſchen, nu, wenn die gnädige Frau Baronin es denn durchaus wünſchen!“ Löb Scheftel erzählte nur zu gern, was ihm als größte Neuigkeit auf der Seele brannte: vom Verſchwinden Valentin Bräuers, des Krugwirts in Pociecha-Anſiedlung.

„Alſo ertrunken — im Tupadlo?!“ Helene ſchloß erbleichend die Augen in einem jähen, ſie lähmend überkommenden Schreckensgefühl.

„Untergegangen?!“ Sie ſchauderte.

„Sie ſagen ſo!“ Der Händler zuckte die Schultern und lächelte dann ſchlau. Sich umſehend, ob auch keiner horche, als Mamſell Julchen und die gnädige Herrſchaft, drängelte er ſich dicht an Helene heran und tuſchelte ängſtlich hinter der vorgehaltenen Hand: „Mer kann's nich beſchwören — Gott ſoll hüten, daß ich tue meinen Mund zum Böſen auf! — aber — ich will nich leben und geſund ſein! — die gnädige Frau Baronin können dem gnädigen Herrn Baron nur ſagen, daß es geht nich zu mit richtigen Dingen, daß der Valentin Bräuer is nich geſtorben, wie man ſtirbt 'nes natürlichen Todes. Vielleicht, daß der Herr Baron wird zur Anzeige bringen die Sache — ſonſt tut's doch keiner hier, wenn er nich hat de Courage — vielleicht, daß er wird ſprechen im Reichstag drüber, wenn er wird kommen nach Berlin. Ich wer' nicht laſſen den Herrn Baron im Stich, kann er mer nur berufen als Zeuge. Sie, ſie“ — er rückte noch näher heran, tuſchelte noch leiſer und machte ein zugleich noch pfiffigeres und noch ent-

ſetzteres Geſicht — „ſie haben ihn beiſeite geſchafft — die!“

„Beiſeite geſchafft? Wen? Wer?“ Helene prallte zurück. „Umgebracht, meinen Sie, hat man ihn? Warum?!“

Aufkreiſchend klammerte ſich Mamſell Julchen, allen ſchuldigen Reſpekt beiſeite laſſend, an die Herrin.

Löb Scheftel hob die Hände: „Gott der Gerechte, was en Geſeire! Nu, die,“ — er zeigte mit dem Daumen über die Schulter — „bei mein' Geſund'! — die ‚Nierozumiemniemiecku‘ haben ſchuld. Haben ſie mer nich auch eingeſchmiſſen 's Ladenfenſter, als meine Seele hatte kein Arg und meine Frau und Röschen, meine Tochter, haben geſchnarcht in der Kammer?! Haben ſie mer nich weggeſchleppt 's Kälberviertel — 'n Staat war's! Und 'ne Speckſeite, mindeſtens fünfunddreißig Pfund ſchwer, und 's pikfeine Geſchlinge? Gott meiner Väter, ich bin en geſchlagener Mann, en ruinierter Mann!“ Er hob jammernd die Hände.

„Habt Ihr ſie denn nicht angezeigt?“

„Ei weih!“ Löb Scheftel duckte ſich, als fühle er ſchon Schläge auf dem Buckel. „Wer' ich mer doch nich mengen in ſo was! Fort is nu mal das Kälberviertel, genau wie der deutſche Krugwirt; der kommt auch nich wieder. Aber wenn der nu nich täte liegen an einem geheimen Ort, wo ſie ihn haben hinverſchleppt bei nacht, und täte nich faulen bereits bei der Hitze, ſo täte der ſprechen: ‚Verflucht ſoll'n ſe ſein bis ins dritte und vierte Glied!‘“

„Aber Scheftel, Scheftel!“ Unglaube, Schrecken, Empörung ſtritten in Helenens Stimme. „Wie können

Sie ſo etwas ſagen, Scheftel? Das ſind ja ſchreckliche Phantaſieen!“

„Phantaſieen! Phantaſieen, wie heißt! Was tu' ich mit 'ner Phantaſie? Hier is keine Phantaſie, hier is, mit Erlaubnis zu ſagen, die nackte Wahrheit!“ Der Händler wiegte betrübt den Kopf. „'ne traurige Wahrheit, 'ne garſtige Wahrheit! Ne, ne, gnädiges Madamchen, mein Sohn Iſidor — en geſcheiter Menſch, en Menſch mit Chochme — hat geſprochen zu mir: ‚Vater‘, hat er geſagt, ‚was tu' ich in Miaſteczko? Bin ich 'n Chammer, 'n Schlemihl, daß ich ſoll bleiben ſitzen hier? Ich zieh nach Berlin!‘ Ei weih, was 'n Chochum!“ Des alten Händlers Geſicht ſtrahlte plötzlich vor Stolz, nun er ſeines Sohnes gedachte. „Hat er doch geſchrieben, daß er ſitzt nich im Dalles, daß er hat ſchon zu leben in Berlin. Is er getreten ein in Geſchäftsverbindung mit 'nem Agenten, ſo einem, der ſchafft die Leute vom Oſten nach'm Weſten — 'n feines Geſchäft, 'en rentables Geſchäft! Wird er ſich ſtehen gut dabei mit der Zeit. Und mir wird er kommen laſſen nach, nach Berlin. Und wenn es auch dauert noch mehr als ein Jährchen — Gott ſoll hüten, was kann da paſſieren alles noch hier?!“ Abwehrend hob der Jude ſeine beiden Hände, ſeine Augen waren aufgeriſſen, wie im grauſigen Entſetzen, aber dann lächelte er: „Nu, mer hofft doch!“ —

Als Helene die Küche verließ, ſtand es bei ihr feſt, ſie mußte ihrem Mann von des jungen Anſiedlers Verſchwinden erzählen, lieber, als daß er es auf ſolche Weiſe erfuhr, wie ſie es eben erfahren hatte. Schonend würde ſie ihm das Schreckliche beibringen, ohne all die Verdächtigungen und Gräßlichkeiten, in denen Löb

Scheftel geſchwelgt hatte. Dieſe Kunde würde ihm ſo wie ſo ſchon erregend genug ſein, doppelt erregend in ſeiner jetzigen Gemütsverfaſſung und da ſein Wohlwollen ſo ganz beſonders dem jungen Bräuer gegolten hatte.

Zögernden Schrittes, zwiſchen den blonden Brauen eine nachdenkliche Falte, ſtieg Helene langſam die Treppe vom Souterrain hinauf und ging langſam den Flur entlang, der zum Zimmer ihres Mannes führte.

Dort ſaß Doleſchal am Schreibtiſch, genau ſo, wie er oft geſeſſen hatte, vor ſich ein leeres, weißes Blatt. Den rechten Arm auf die Platte geſtützt und den Kopf in die Hand gelehnt, ſah er hinaus durchs jetzt geöffnete Fenſter. Im Sonnenlicht ruhte der See; wie eine glänzende Metallplatte gleißte ſein Spiegel. Auch der Lyſa Góra gegenüber ruhte flimmernd und ſtrahlenumwoben. Warme, ſatte, reifende Sommerluft drang in die Stube und Blumenduft von den Terraſſen des Gartens.

Alles blühte, Hollunder und Jasmin, Roſen und Federnelken, Heliotrop und Geißblatt, die ganze bunte, luſtige, düftereiche Frühſommerpracht. Aber er ſah ſie nicht. Die Stirn zuſammengekrampft, einen müden und zugleich doch erregten Zug um den Mund, ſtarrte er. Ach, wie tat ihm der Kopf ſo weh — eine unerträgliche Schwüle war's heute! Die laſtete auf ihm. Hatte ſchon geſtern gelaſtet — vorgeſtern auch — hatte ſchon immer gelaſtet und würde weiter laſten — immer, immer! Torheit, daß er geglaubt, er würde ſich friſcher fühlen, wenn er erſt wieder bei der Arbeit! Er war auf ſeine Felder gerannt — kaum acht Tage hatte er ſich Ruhe

gegönnt nach ſeinem Unfall — aber dort ging alles ohne ihn, alles war in Ordnung, der Inſpektor hatte gut disponiert, pünktlich konnte die Ernte beginnen. Wie ein Atemholen vor einer ſchweren Kraftanſtrengung lag's jetzt über der Flur, noch war Ruhe — aber dieſe Ruhe war ſo ſchwer zu ertragen, dieſe Ruhe, die doch keine Ruhe war!

Sollte er wieder in die Kreisſtadt fahren?!

Sollte er wieder mit zugekniffenen Augen, Schweiß auf der Stirn, die Stelle am Luch paſſieren, jene Stelle — wo — — —!

Sollte er wieder bei ſeinem Freund, dem Landrat, hören: ‚Nicht zu Hauſe, zu Herrn von Garczyński gefahren, nach Chwaliborczyce' — — —?!

Warum kam der Landrat nicht zu ihm?!

Warum kam überhaupt niemand, kein einziger Menſch?!

Der Blick des Einſamen, der auf den blanken See hinausgeſtarrt, flammte plötzlich auf: ja, jetzt wußte er's — ſie mieden ihn alle! Seit vorigem Sonntag wußte er's.

Da war er, wie immer, wenn der Hilfsprediger aus der Kreisſtadt einen Gottesdienſt für die proteſtantiſchen Beſitzer im angebauten Tanzſaal des Prochownik abhielt, mit Helene nach Miaſteczko gefahren. Sie hatten auch ihre älteſten Knaben mitgenommen.

Es hatte faſt keiner aus dem bekannten Kreiſe gefehlt; ſie waren als die letzten gekommen — da hatten ſich aller Augen auf ſie gerichtet.

Noch fühlte Doleſchal in der kaum verharſchten Wunde ſeines Schädels das Blut klopfen und dann einen

ſtechenden Schmerz: was waren das für Blicke — neugierige, ſchadenfrohe, verächtliche Blicke! — die ihn und die Seinen trafen?! Die Leute brauchten ſich gar nicht ſolche Mühe zu geben, er hatte Feingefühl genug, dieſe Blicke zu verſtehen. Gott ſei Dank, daß Helene ſie nicht bemerkt! Sie hatte ſich durchaus neben Frau Keſtner ſetzen wollen — ſah ſie es denn nicht, daß dieſe Frau nicht rücken wollte? — er hatte ſie am Arm zurückziehen müſſen, ihr zuraunen: ‚nicht dahin, nicht dahin!‘

Auf der letzten Bank hatten ſie Platz nehmen müſſen. Merkte Helene denn nicht, daß niemand neben ihnen ſitzen wollte? Gott ſei Dank, ſie bemerkte es nicht! Sie war ganz unbefangen — aber er, er hatte alles bemerkt! Nur zu gut! Drehten nicht alle den Kopf weg, um ſeinen Gruß zu vermeiden? Zog es ihnen nicht in ſeiner Nähe plötzlich ſo ſcharf, daß ſie den Platz wechſeln mußten? Pah, das bißchen Zugluft durch die Lücken der undicht gefügten Bretterwände, das war's nicht geweſen, das ſie vertrieben! Ihn hatten ſie meiden wollen, ihn hatten ſie ſchneiden wollen!

Ein Argwohn hatte in Doleſchals Seele Wurzel gefaßt, ein Mißtrauen, das ſich nicht mehr herausreißen ließ. Ja, alle wußten es, daß man ihn geſchlagen hatte am Weg, ihn getreten und ihm ins Geſicht geſpieen! Sie erzählten ſich's, daß er Prügel bekommen hatte, Prügel, wie ein Schuljunge, dem man die Hoſen ſtramm zieht, weil er noch keine Ehre zu verlieren hat. Er aber hatte ſeine Ehre verloren.

Er hatte ſich jetzt zu ſcheuen vor jedes Menſchen Auge — nein, Gott ſei Dank, es war gut, daß keiner zu Beſuch kam, er hätte ſich ſonſt verleugnen laſſen müſſen! Er

mochte niemanden ſehen, konnte niemanden ſehen, durfte niemanden ſehen! Selbſt Helenens helles und doch ſo tiefes Auge war ihm eine Qual. Es ſtieß ihn aus ihrer Nähe fort.

Und doch fühlte er, wie er ſie liebte, heißer denn je. Sie liebte, die ihm nur Gutes getan, ebenſo heiß wie das Land, das ihm nur Bittres getan. Sie waren beide für ihn eins — er hatte ihnen beiden Leib und Seele gegeben. Aber war er der Mann, ſie beide zu beglücken? Nein, er war es nicht! Wäre es nicht beſſer, er wäre nicht mehr da?! Vielleicht, daß ſie dann, ohne ihn, beide glücklich wurden! Wenn die Knaben erſt groß waren — Jünglinge, Männer — dann würden die aufſtehen und preiſen ſie ſelig. Helene, die treue Mutter, würde wieder jung ſein mit ihnen und glücklich, und das Land, das weite im Schmuck ſeiner Ähren, würde auch jung werden und glücklich!

Dieſe Hoffnung war die einzige, an die er ſich hielt — ſein einziger Gedanke. Er konnte nichts anders mehr hoffen. —

„Mein lieber Mann," ſagte Helene, als ſie zu ihm ins Zimmer trat, und legte den Kopf des Zuſammenſchreckenden an ihre Bruſt. „An was dachteſt du eben wieder?"

„An dich, an dich, ich denke immer an dich!"

„Und an unſre Kinder!" Sie lächelte ihn troſtreich an.

„Ja, an die auch!" Mit einem tiefen Atemzug kam es aus ſeiner Bruſt, wie Befreiung, wie Erlöſung; aber er lächelte doch nicht.

Sie ſah's mit Angſt, wie finſter er war. „Wollen

wir nicht ein bißchen ſpazieren gehen oder fahren, Hanns-Martin? Ich habe noch nicht deinen Weizen an der Grenze geſehen!"

„Nein, dorthin nicht, nicht dorthin!" Wie kam ſie darauf? Wußte ſie etwas? Warum gerade dorthin, an die Przyborowoer Grenze?! Er fuhr auf und ſtreckte abwehrend die Hand ins Leere, als ſei da etwas Schreckliches: „Am Luch — was willſt du da? Nein, dorthin nicht! Ich will auch nicht ſo in die Nähe von Przyborowo. Haſt du nicht gemerkt, wie ſie letzten Sonntag grüßten, ſo ſteif, zurückhaltend, faſt verächtlich?! Ja, verächtlich!"

Sie hatte etwas erwidern wollen, er ſchnitt ihr das Wort ab. Er ſtampfte mit dem Fuß: „Verächtlich! Es iſt ſo!"

„Ich habe das nicht bemerkt, Hanns-Martin!"

„Wenn du's nicht bemerkt haſt, wohl dir!" Seine Stimme nahm jetzt einen weicheren Ton an, ſtatt des herben, klangloſen: „Meine geliebte Frau!"

Zart, faſt ſcheu nahm er ihre Hand und legte ſie ſich auf den heißen Kopf. „Laß ſie da liegen, ſie iſt ſo angenehm kühl! Kühl wie die Erde!"

Lange blieben ſie ſo. Er, am Schreibtiſch ſitzend, die Stirn tief geneigt über das leere, unbeſchriebene Blatt — ſie wieder über ihn geneigt, ihre Hand auf ſeinem Scheitel. Sie wagte nicht zu ſprechen; ſie fühlte es zucken unter ihrer Hand, fühlte alle Pulſe vibrieren in ſeinem armen, geplagten Kopf. Nein, das ging ſo nicht länger fort! Sie mußte an ihren Vater ſchreiben, ihn bitten, ſofort herzukommen — an Paul ſchreiben — an den Landrat, an alle die Leute, die Einfluß auf ihn

hatten. Er mußte hier fort, er mußte ſich ſchonen. War es wirklich die Wahl, die Wahl nur, die ihn ſo aufregte?!

Zweifel, Befürchtungen, Ahnungen ſtiegen in Helene auf, die ſie nicht mehr zurückdrängen konnte: da mußte etwas mit Przyborowo nicht in Ordnung ſein. In der Tat, Hanns-Martin hatte recht, die Przyborowoer waren ſeltſam! Als ſie ſich neben Frau Keſtner hatte ſetzen wollen am Sonntag, war dieſe da nicht zuſammengezuckt und raſch abgerückt, viel weiter, als nötig geweſen wäre?!

Was ihr damals nicht gleich aufgefallen war, jetzt fiel es ihr nachträglich auf; das Mißtrauen ihres Mannes ſteckte ſie an. Sie empfand unbeſtimmt und doch deutlich: da war etwas, was nicht ſein ſollte. Keſtner hatte ſteif gegrüßt, ſo ſteif, als kenne er ſie kaum, als ſeien ſie nicht ſeine Gutsnachbarn, als ſeien ſie vor allem nicht die guten Freunde ſeines Sohnes. Und andre hatten ebenſo ſteif gegrüßt: Klinkor auf Uſtaszewo, Müller auf Wilhelmshöh, die Bismarcksauer, Amtmanns, auch der Laskowoer und aus Michalcza Frau von Libau. Mit Blicken, Blicken, von denen man nicht ſagen konnte, was ſie enthielten, hatten die ſie geſtreift.

Da war etwas! Darum war auch ihr armer Mann ſo verſtört, ſo in ſich gekehrt, ſo elend, ſo ganz anders als in früheren Tagen!

‚Ich werde ſie fragen, ſie müſſen's mir ſagen!‘ Der jungen Frau weiches Geſicht wurde ſtraff in Energie. Wenn man erſt weiß, was geſchehen iſt, dann kann man ja auch helfen — und ſie würde ihm helfen, ihrem Manne, gewiß und wahrhaft helfen, mit Liebe, mit

Treue! Helfen mit ihrem feſten Glauben an einen Gott, der über allem iſt, über dieſen Weizen- und Rübenfeldern, über dem See und dem Łysa Góra, über Deutſchau und Przyborowo, über Chwaliborczyce und Pociecha — ach, da fiel ihr auf einmal wieder der arme junge Krugwirt aus der Anſiedlung ein! Wie brachte ſie das nur Hanns-Martin bei?

„Ich kann nicht mit dir fahren, ich muß jetzt allein aufs Feld gehen," ſagte er, plötzlich aufſpringend. Helene empfand es mit Schmerz: er wollte ſie abſchütteln. Aber zugleich auch befiel ſie ein Schreck: nun würde die Neuigkeit ihm draußen zu Ohren kommen, roh und unvermittelt, dieſe gräßliche Neuigkeit, die heut in aller Munde war! Beſſer, ſie erzählte ihm ſelber raſch vom armen Valentin Bräuer.

Und ſie gab ſich einen Ruck, und mit ihrer von Mitgefühl vibrierenden Stimme ſagte ſie: „Ich wollte dir auch noch etwas erzählen. Denk mal an, Hanns-Martin — mein lieber Hanns-Martin!"

Mit einem Ruf, der wie ein Aufſchluchzen klang, fiel ſie ihm plötzlich um den Hals. Er hatte ſeine düſtren Augen ihr zugekehrt, und ſie hatte da hinein geſehen in eine Welt von Leid. Sie hing ihm am Halſe. „Hanns-Martin" flüſterte ſie, und Tränen, wie ſie ſie kaum je geweint hatte, heiße ſchwere, ahnungsbange Tränen floſſen über ihn und ſie. „Der arme junge Valentin Bräuer iſt tot! Im Tupadło ertrunken — verſunken — untergegangen!"

„Untergegangen — ſo!" Weiter ſagte Doleſchal nichts. Er faßte ſich nur an die Stirn.

Helene war faſt erſchrocken, wie ruhig er's aufnahm.

„Armer Kerl! Das Land koſtet Opfer," ſagte er dann nur noch. Nach den näheren Umſtänden fragte er nicht, aber er wiſchte ihr die Tränen ab, die ihr ſo heiß aus den Augen gelaufen waren, und verhieß ihr mit einer unendlichen Liebe im Ton, es ſolle alles, alles beſſer werden.

Was ſollte ſie tun, was darauf ſagen?! Nur nach ſeiner Hand greifen konnte ſie und die umſchließen mit ihren beiden Händen, als wolle ſie die feſthalten mit aller Kraft. —

Helene hörte nach einer halben Stunde von Hoppe, ihr Mann ſei ſoeben durch den Park hinaus gegangen. Drüben — links vom See — dort drüben konnte ſie ihn jetzt auftauchen ſehen, wie er, das Parkgrün verlaſſend, in ſeinem weißen Sommerrock, die Hände, die den Stock hielten, auf den Rücken gelegt, den Fahrweg erreichte, und kräftigen, weit ausholenden Ganges die von den ſchweren Ackerwagen durchfurchte Straße dahinſchritt. Aber der Anblick der hohen, weithin leuchtenden, ſo rüſtig zuſchreitenden Geſtalt ſchaffte ihr doch keine Ruhe, ebenſowenig wie die Verſicherung des Inſpektors, daß der Herr Baron ganz heiter geweſen ſei, heitrer, als in der letzten Zeit. Und ſo freundlich!

Das konnte ſie jetzt alles nicht mehr täuſchen. Da war etwas, und das ließ ihr keine Ruhe. Und ſo hieß ſie ſchleunigſt anſpannen und ließ ſich hinüberfahren nach Przyborowo — aber rechts vom See, damit ſie dem Gatten nicht begegne.

Im leichten Korbwägelchen, in dem ſie ſo manche frohe Fahrt mit Hanns-Martin gemacht hatte, ſaß Helene allein. Heute war die Fahrt nicht froh, obgleich der

Traber trabte, ſo flott wie nur je, und ein loſer Wind luſtig mit dem Schleier auf ihrem Hut ſpielte.

Eine ſeltene Heiterkeit lag heute, im Frühſommer, auf der, im Hochſommer bald ſo lechzenden, tagtäglich von neuem ausgebrannten Weite. Jetzt war noch alles frühlingsfriſch und doch ſchon ernteverheißend. Hoch ſtand das Korn, faſt mannshoch die Ähren; der Weizen war noch grün, aber der Roggen ſchon gebleicht, ſanft gelb wie blondes Haar. Süßer Akazienduft ſchwebte in der Luft, und ein Schwarm von Bienen ſummte vom wilden Thymian am Wegrain auf und flog mit dem eilenden Gefährt gen Przyborowo. Es blühten die dornigen Akazien in der Allee. Die Mißformen der alten, knorrigen, von Wind und Wetter verkrüppelten Bäume, war jetzt ganz verdeckt vom zartgefiederten Laub; ſchwere Trauben von weißen Blüten ſchütteten nieder und mengten ihren berauſchenden Duft mit dem Geruch rotblühenden, ſaftigen Klees. Auch die gelbe Lupine ſandte einen Gruß, ſo ſüß wie Honig und doch kräftig, von irgendwoher kam noch ein Geruch friſchen Heus dazu; in einem Meer von Düften ſchwamm die Flur, und ein immerwährend traulich-heitres Geſumme durchſegelte die Luft.

Blau war der Himmel, zart und licht, von einem freudigen, hellen Blau, das noch nicht den Stahlglanz der Erntezeit hatte. Aber Helene ſah nicht hinauf, ſah auch nicht umher auf die Heiterkeit, in der die Erde lächelte, wie das Angeſicht eines Mädchens, das den Hochzeiter erwartet. Sie ſah unverwandt auf ihre Hände, die ſie im Schoß gefaltet hatte, und tat ſich Gewalt an, Ruhe zu halten, nicht aufzuſpringen, nicht in Haſt dem

haſtenden Wagen noch vorauf zu eilen, zu rufen, zu ſchreien: was iſt geſchehen, o ſagt mir doch, was iſt geſchehen?!

Keine Erinnerung kam ihr an vergangene Jahre, in denen ſie mit Hanns-Martin ſich all dieſes Blühens und der duftenden Luft ſo innig gefreut hatte; ihre Gedanken gingen jetzt immer nur vorwärts: was kam nun, was kam nun, was würde ſie hören müſſen?!

Ah endlich, da war ja das Gutshaus! Es tauchte auf, aber man war ſo bald noch nicht da. Kroch denn das Pferd im Schneckenſchritt? Barmherziger Gott, nur endlich hören, wiſſen, was geſchehen!

Sie rang die Hände ineinander; in verzehrender Unruhe ſtreifte ſie die Handſchuhe ab und ſchleuderte ſie in die Wagenecke.

All ihre Ruhe, all ihre Selbſtbeherrſchung, alles, was man ihr anerzogen hatte von früheſter Kindheit an, war plötzlich verſchwunden. Ihre Unruhe ſteigerte ſich noch von Minute zu Minute. So erregt war ſie noch nicht fortgefahren von Deutſchau, aber ſo kam ſie in Przyborowo an; jede Drehung der Räder hatte ſie weiter hineingebracht in ſinnloſe Aufregung. Nur das eine hatte noch Sinn, Wert, Intereſſe: was war geſchehen, was hatte man ihrem Mann angetan?! Mit einem Sprung war ſie vom Wagen; ſie war weiter nichts mehr, als ein liebendes, angſtverzehrtes, ahnungdurchrütteltes Weib.

„Wo iſt Frau Keſtner?“

Das junge Mädchen im weißen Kleid, das beim Rollen des Wagens neugierig an die Tür gekommen war, knickſte: „Ich werde es Mama ſagen“ und lief

dann kichernd in die große Schrankſtube, wo Frau Keſtner mit Erdbeereinmachen beſchäftigt war. Von der Mamſell, verſchiedenen Mägden und unzähligen Fliegen umgeben, fuhr dieſe ſehr ärgerlich auf, als die Tochter ſie ſtörte. „Mein Gott, konnteſt du denn nicht ſagen, ich wäre nicht zu Hauſe?“

„Sie lief aber doch gleich ins Haus 'rein, ſie wartete gar nicht erſt ab!“

„Unerhört! Geh du, geh du einſtweilen 'rein. Ich käme gleich!“

Frau Keſtner fuhr ſich mit beiden, vom Fruchtſaft rot betropften Händen über den glatten Scheitel. „Soſia, wirf doch nicht immer die kleinen Erdbeeren zwiſchen die großen! Habe ich nicht geſagt: die großen apart? Ich muß mich doch wenigſtens waſchen. So geh doch ſchon, Kornelia, geh doch ſchon! In den Salon laß ſie, hörſt du? Ach, iſt das läſtig! Kommt einem die hier mitten ins Einmachen! Hanuſia, was ſoll denn das heißen?“ Bereits im Fortgehen, das Geſicht ſchon abgewendet, hatte Frau Keſtner doch noch geſehen, wie eins der Mädchen eine Beere in den Mund ſchob. „Naſchkatze du, ich werde dich lehren!“ Ein raſcher Schlag brannte auf dem naſchhaften Mund, dann eilte die Hausfrau in ihre Schlafſtube.

Kornelia, mit linkiſcher Höflichkeit, hatte den Beſuch in den Salon gebeten. Alſo ſo ſah die für ſchön geltende Frau von Doleſchal, Pauls Angebetete, von nahe beſehen aus? Von weitem, in der Kirche und im Hut, entſchieden beſſer! Die Augen der Sechzehnjährigen funkelten neugierig: ‚Donnerwetter, hölliſch paſſée!‘

Da Helene kein Wort ſagte, ſondern ungeduldig

im Zimmer auf und ab ſchritt, hatte der Backfiſch Muße, ſie zu muſtern. Und er tat es gründlich, vom Schleier des Hutes bis hinab zur Schuhſpitze; nichts entging dem neugierigen, unbarmherzigen, ſpottluſtigen jungen Blick: hu, ſah die aus, nicht ein bißchen ſchick, da war die Garczyńska doch eine ganz andre! Kornelia hatte eine geheime Schwärmerei für die elegante Frau, die ſie immer mit ſchneidigen Pferden fahren ſah, und die ſchon viele Verehrer gehabt haben ſollte. Die war intereſſant! Aber die hier ſah rieſig ſimpel aus! Und wie ihr das Haar um den Kopf hing, ganz verweht, und Falten hatte ſie auf der Stirn, Falten — na, wie Paul ſagen konnte, die wäre . . .

Kornelia ſchreckte aus ihren Betrachtungen auf.

„Kommt Ihre Mutter noch nicht bald?“ hatte Helene gefragt und war dann dicht vor dem jungen Ding ſtehen geblieben, das auf dem Taburett vorm Klavier hockte. Mit krampfigem Griff umfaßte ſie den ſchlanken Mädchenarm in der weißbetupften Mullbluſe: „Bitte, ſehen Sie doch zu, daß Ihre Mutter bald kommt, ich“ — eine plötzlich von neuem auflodernde Angſt erſtickte ihr faſt die Stimme — „ich muß ſie ſprechen!“

Na, ſo eilig hatte die's? Kornelia trödelte den Korridor hinunter, der vom Salon nach dem Schlafzimmer am andern Ende des Hauſes führte. Im Vorbeigehen naſchte ſie noch ein paar Erdbeeren in der Schrankſtube, trotz des ängſtlichen Proteſtes der Mamſell — „Ä was, als ob ſie das merkte!“ — und pfiff ſich dann eins.

„Die iſt aber hölliſch abgetakelt!“ Damit platzte

ſie in die Schlafſtube, wo die Mutter nun doch, trotz des Einmachens, ein wenig Toilette gemacht hatte. „Nu, geh doch ſchon 'rein, Mama, ſie iſt ganz aus dem Häuschen, wie 'n Hund, den die Flöhe beißen!“

„Aber Kornelia, um Gottes willen, woher haſt du ſolche Ausdrücke?!“ Frau Keſtner konnte nicht umhin, ſie mußte der Tochter noch eine Strafpredigt halten — auf die paar Minuten kam's nun wirklich nicht mehr an, mochte die Doleſchal nur noch warten!

Wenn ſie doch bald käme, wenn ſie doch bald käme! Ungeduldig wie ein eingeſperrtes Tier rannte Helene im Zimmer hin und her, her und hin. So leer, ſo kalt war's hier! Dort hing der Klingelzug bei der Tür — perlengeſtickt, eine lange Blätterranke, grün auf blauem Grund — wenn ſie da nun anfaßte, daran riſſe, daß es durchs Haus gellte: Hilfe, zu Hilfe — —?! Wenn ſie doch nun endlich käme! Um den Hals fallen wollte ſie ihr, die Arme um ſie ſchlingen — war ſie doch auch eine Gattin, eine Mutter — ſie umklammern: ‚Sagen Sie mir, ach, ſagen Sie mir, was iſt geſchehen?! Helfen Sie, verſchweigen Sie nichts — ja, Sie wiſſen's, ich ſehe es Ihnen an!‘ Ihr zu Füßen fallen: ‚Ach, ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir, was ich tun ſoll? Sie ſehen mich in Angſt — in Todesangſt — mein Mann, ach, mein Mann — er — ich —‘

Da öffnete ſich die Tür. Frau Keſtner trat ſtattlich ein, hinter ihr die aufgeſchoſſene Kornelia.

„Was verſchafft mir die Ehre?“

Helene hatte die Arme ausgeſtreckt gehalten, ſie ſanken ihr jetzt herab. Blaß werdend bis in die Lippen, ſchloß ſie einen Moment die Augen, und dann öffnete

ſie ſie weit und ſtarr: nein, ſie mußte ſich zuſammennehmen, hier mußte ſie ſich zuſammennehmen! ‚Was verſchafft mir die Ehre?‘ — das war kalt wie Eis!

Und ſie nahm neben Frau Keſtner auf dem Sofa Platz.

Drüben auf dem Taburett ſaß die Tochter und hielt die Füße nicht ruhig.

„Kornelia!“ Ein verweiſender Blick der Mutter traf die Tochter. Dann war's für ein paar Augenblicke verlegen ſtill.

„Gnädige Frau,“ ſagte Helene. Sie ſah es ein, es war an ihr, ſie mußte ſprechen, die andere würde nicht aus ihrer reſervierten Höflichkeit herausgehen. Aber war ſie nicht Freund Pauls Mutter, eine gute Gattin, eine gute Mutter? So ſagte ſie denn raſch, ohne ſich Zeit zum Überlegen zu laſſen: „Liebe gnädige Frau, gerade heraus, ſagen Sie mir, was haben Sie gegen uns? Darum bin ich gekommen. Es drückt mich. Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu ſagen, was Sie und Ihr Herr Gemahl gegen uns haben? Es tut mir ſo leid! Ich würde es gern wiſſen — gern ändern!“ Das klang wie eine auswendig gelernte Lektion, in einer angelernten Sprache.

„Ich — gegen Sie haben?“ Frau Keſtner lächelte verbindlich. „Sie irren, Frau Baronin, ich wüßte nicht, was wir gegen Sie haben ſollten!“

„O doch, o doch! Ich fühle es, Sie haben etwas gegen uns — alle haben etwas gegen uns!“ Es fiel nun doch ſchon etwas ab von dem angelernten Ton; und nun wurde es ein Schrei des Herzens, ein Schrei aus tiefſter Herzensnot: „Was hat man gegen uns,

gegen meinen Mann beſonders?! Liebe Frau Keſtner, ſagen, ſagen Sie es mir doch!“

Helene hatte die Hand der neben ihr Sitzenden ergriffen. Frau Keſtner machte ihre Hand nicht frei, ſie ließ ſie ruhig, wo ſie war, aber ſie fühlte gar nicht die zuckende Angſt, das verzweifelte Preſſen der Finger, die die ihren umſchloſſen. „Meine liebe Baronin,“ ſagte ſie kühl, „es wäre beſſer, wir Frauen miſchten uns nicht in Sachen, die nur unſre Männer angehen. Ich perſönlich habe Sie immer ſehr hoch gehalten, mein Paul hat mir immer viel Schönes und Gutes von Ihnen erzählt. Darf ich fragen, was machen Ihre lieben Kinder? Sind die Knaben alle munter?“

„Nicht ſo, nicht ſo!“ Helene hatte murmelnd die Hand erhoben. Und dann tat ſie doch, was ſie nicht hatte tun wollen, was ihr noch eben wie ein Vergeſſen ihrer ſelbſt, wie eine Herabwürdigung erſchienen war vor dem eiſigen: ‚Was verſchafft mir die Ehre?‘ Sie ſank in ihrer tödlichen Herzensangſt der andern an die Bruſt und ſchluchzte faſſungslos: „Ich bin ſo in Angſt um meinen Mann! Er iſt ſo ſeltſam. Da iſt etwas geſchehen — ich weiß es! Frau Keſtner, erbarmen Sie ſich — um Gottes willen — um Pauls willen — um dieſes jungen Mädchens willen!“ Sie ſtreckte die Hand aus, auf Kornelia weiſend: „Möge die nie das Leid erfahren, das ich jetzt erfahre! Sagen Sie mir, Frau Keſtner, ſagen Sie es mir doch, was haben alle gegen uns, was haben wir verbrochen?!“

„Aber, meine liebe Baronin!“ Frau Keſtner war einigermaßen beſtürzt, und zugleich ſchmeichelte es ihr, daß die Baronin zu ihr gekommen war — hätte die

nicht ebenſogut zur Garczyńska nach Chwaliborczyce fahren können oder zur Landrätin oder zu Frau von Libau oder nach Uchorowo? Die wußten doch auch alle darum. Ob ſie es ihr ſagte, wie ſcheußlich ihr Mann ſich benommen hatte?!

„Kornelia, geh mal 'raus!“ herrſchte ſie die Tochter an. Und als dieſe ſich widerwillig hinausgeſchoben hatte — ſie hätte jetzt für ihr Leben gern zugehört — nahm Frau Keſtner, einem mütterlichen Inſtinkt folgend, die junge, zitternde Frau in den Arm: „Beruhigen Sie ſich, beruhigen Sie ſich, liebſte Seele, gegen Sie hat kein Menſch etwas! Wie ſollte man wohl — nein, Sie ſtehen ganz hors de concours!“

„Aber mein Mann, mein armer Mann!“ Helene rang die Hände. Und dann machte ſie ſich los aus dem ſie umfaſſenden Arm und richtete ſich auf, während ihr blaſſes Geſicht von einer tiefen Röte gefärbt ward. „Was meinen Mann trifft, trifft auch mich. Sagen Sie mir, was hat er getan?“

„O, ſehr vieles, was nicht in der Ordnung iſt!“ Frau Keſtner ſprudelte los. „Wenn auch Paul Ihren Gatten ſeinen Freund nennt, darum der Wahrheit doch die Ehre — alſo, was Ihr Mann getan hat, wollen Sie wiſſen, wirklich wiſſen?!“

Helene nickte ſtumm.

Und Frau Keſtner kramte alte Sachen aus, eine ganze Menge. Vom Jagddiner bei Garczyński erzählte ſie, von dieſem und jenem — Reibereien, Meinungsverſchiedenheiten — aber dann ſprach ſie im Tone tiefer Kränkung vom Schlimmſten: von der Verleumdung Kornelias. Und dann von dem noch Schlimmeren:

von der feigen Umgehung eines eigentlich unabweisbaren Duells.

„Mein Mann wird ihm das nie verzeihen," ſchloß ſie mit Entrüſtung. „Er kann ihm das auch nie verzeihen. Und ſogar ich, ich perſönlich, muß geſtehen, ſo bitter es mir auch angekommen wäre, meinen Paul der feindlichen Piſtole gegenüber zu ſehen, ſo ſage ich doch —"

Helene ließ ſie nicht ausreden: alſo das, das war alles?!

Paul und Hanns-Martin ſich duellieren?! Welch eine Idee! Das war ja hirnverbrannt! Wie konnte ſich Hanns-Martin darüber nur einen Augenblick Gedanken machen?! O Gott, Gott ſei gedankt, das war kein Grund, um zu ſterben! Aber dann fiel ihr plötzlich etwas andres ein.

„Die andern," ſagte ſie ängſtlich, „aber die andern?! Sie ſahen uns doch alle ſo ſeltſam an? So böſe?!"

„Nun, kann Sie das vielleicht wundern, Frau Baronin?!" ſagte Frau Keſtner ſpitz. „Mein Mann hat eben ſeinem Herzen Luft gemacht. Und dieſe andern Leute haben ebenſolche Ehrbegriffe wie wir! Man iſt allgemein auf ſeiten meines Mannes, um ſo mehr, da man am — gelinde geſagt — unbeſonnenen Vorgehen Ihres Herrn Gemahls viel zu tadeln findet. Sagen Sie mal," — jetzt wurde ſie heftig — „iſt er denn ganz von Gott verlaſſen? Hat er denn gar keine Liebe zur Provinz, gar kein Zuſammengehörigkeitsgefühl? Wie kann er ſich nur zum Reichstag aufſtellen laſſen? Es iſt doch ausgemachte Sache, daß Garczyński gewählt wird. Und mit Recht! Warum alſo ſolche Manipulationen? Ich will ja gern glauben, daß es ihm Freude gemacht hätte,

im Reichstag zu ſitzen — vielleicht gehörte eigentlich noch manch andrer hinein — aber in dieſen Zeiten — und hier — man lacht ihn ja nur aus. Schlimmer: man iſt empört! Sehen Sie, meine Liebe," — ſie nahm freundſchaftlich der jungen Frau Hand und ſtreichelte dieſe — „Ihnen kann man's ja ruhig ſagen, Sie können ja nichts dafür: Ihr Herr Gemahl hat ſämtliche Beſitzer der Gegend, große wie kleine, vor den Kopf geſtoßen. Daß ein deutſcher Kandidat nicht durchkommt, weiß man doch längſt, und daß ſolch ein deutſches Kandidieren die Polen nur reizt, weiß man auch. Die Folge davon iſt bereits, daß Herrn von Klinkor auf Uſtaczewo — Sie wiſſen, dem Nachbarn vom alten Boguszynski, dem früheren Abgeordneten — der Vogt Krach gemacht hat. Und bei Riedemanns und in Wilhelmshöh und Laskowo, in Michalcza und in Zajezierce — überall ſpukt es. Auch unſer Inſpektor ſchimpft, und die Leute ſind empört, ganz fanatiſch, in ihren alten Rechten gekränkt; ſie ſind obſtinat, ſie werfen die Arbeit hin. Nichts als Ärger hat man davon, nichts als Schaden! Meine Liebe," — ſie beruhigte ſich nach und nach wieder ein wenig — „es mag ja ſein — es gibt auch einige wenige, die das zur Entſchuldigung anführen — daß Ihr Herr Gemahl geglaubt hat, Gutes ſtiften zu können. Aber er hat nur gehetzt. Ja, das hat er, meine Liebe!"

Frau Keſtner nickte bekräftigend. Nun war ſie zufrieden; ſie hatte ihrem Herzen Luft gemacht und konnte zugleich ſtolz darauf ſein, ſich von perſönlicher Antipathie nicht haben fortreißen zu laſſen, ſondern gerecht geblieben zu ſein. „Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihnen das geſagt habe, ſagen mußte," bat ſie jetzt und küßte

die junge Frau. „Mein Mann iſt auf dem Felde, er dürfte vielleicht nicht ganz einverſtanden mit mir ſein. Aber — Sie haben mich offen gefragt, und ich habe Ihnen offen geantwortet. Ich bin immer für Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Ich," — ſie ſah ſich ſuchend um, ſie hatte vergeſſen, daß ſie Kornelia hinausgeſchickt — „ich habe das auch meinen Kindern mit Erfolg eingeprägt!"

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," ſagte Hetene und erhob ſich. Sie war wie erlöſt — alſo das war's? Es war hart für Hanns-Martin, ſehr hart, ſo verkannt zu werden — aber das war doch zu verwinden! Wenn es weiter nichts war?! Gott ſei geprieſen!

Ganz anders, als ſie aus dem Wagen geſtiegen war, ſtieg ſie nun wieder in ihn ein. „Gottlob," ſagte ſie laut, als ſie zum Hoftor hinaus war. Sie hieß den Kutſcher recht ſchnell fahren. Es drängte ſie jetzt ſo unbeſchreiblich von hier fort, wie es ſie vorher hergedrängt hatte.

Und der Kutſcher brauchte die Peitſche und ſchnalzte mit der Zunge. Und der Wagen flog hin unter den blühenden Akazien, deren duftende Trauben jetzt ein Abendwindchen ſchüttelte, und flog weiter durch die blühenden Klee- und Lupinenfelder, vorbei an mannshohem Roggen. Schnell, recht ſchnell auf den Lyſa Góra zu! Um den Berg wob die Abendſonne einen Strahlenflimmer, und der Stamm der einſamen Kiefer glänzte wie Blut.

Nun würde ſie bald zu ihrem Mann kommen! Und ſo ganz anders, als ſie ihn verlaſſen hatte! Fort war das Zagen, die ahnungsſchwere Furcht; jetzt war ſie voll

Sicherheit und Entſchloſſenheit, voll feſten Mutes, jetzt wußte ſie ja, was man gegen ihn hatte. ‚Mein lieber Mann,‘ würde ſie zu ihm ſagen, ‚was die Leute reden, iſt das wohl wert, daß du darum ſo verdüſterſt? Was tut's, wenn keiner dich verſteht, keiner dich ſo ſieht, wie du biſt, unſre Söhne — jetzt ſind ſie noch Kinder, aber ſie werden aufwachſen — werden dich begreifen und dir danken ihr Lebenlang. Denn deine Ausſaat wird ihre Ernte ſein. Du kannſt dich doch freuen. Hanns-Martin, freue dich!‘

Mit einem faſt heitren Lächeln auf dem ernſten Geſicht fuhr Helene von Doleſchal dem Lyſa Góra zu.

* * *

Oben auf dem Lyſa Góra, im Schoß der kleinen Marynka, lag mit zerſchmettertem Haupt der Deutſchauer Herr. Das rote Blut des Abends, das am Stamm der einſamen Kiefer niedertroff, miſchte ſich mit dem roten Menſchenblut.

Finſter ſtand der alte Schäfer dabei, hochragend, ſehnig und hager, auf ſeinen Stab geſtützt. Lang fiel ihm das Haar auf den ſtrickgegürteten Schafpelz; er hatte das Haupt entblößt im Angeſicht des Todes, frei ſpielte der Wind mit ſeinen weißen, vom Wetter mißfarbigen Strähnen.

Sie hatten ihre Herden geweidet, die Schafe und die Gänſe, unten am Lyſa Góra, und der ſchlafende Berg und die Stille rundum waren plötzlich erſchüttert worden von einem ſcharfen Knall. Da waren ſie neugierig herzugeeilt, der alte Dudek und die kleine Marynka,

und ſie hatten den Niemczycer gefunden. Zwiſchen den Wurzeln der Kiefer lag die Piſtole, aus der er ſich die Kugel in die Schläfe gejagt; er ſelber war zuſammengeſunken am Fuß des einſamen Baumes. Vorſichtig hob Marynka das verwundete Haupt; ſie trug keine Scheu und bettete den Sterbenden auf ihren Lumpenrock.

Der Herr von Deutſchau ſah nicht mehr, ſein Auge war ſchon gebrochen; er ſah nichts mehr von dem weiten Land, über das er ſo oft geſchaut hatte, ſehnſüchtig, traurig, verzagend und doch immer der Liebe voll. Unabſehbar breiteten ſich die Fluren, golden bis zum fernſten Horizont, verklärt vom Abendlicht und ſtill im Scheiden des Tages. Nur aus dem Turm von Pociecha-Dorf rief laut die eherne Zunge der Glocke.

Schäfer Dudek bekreuzte ſich und hob dann feierlich ſeinen Stab mit der Eiſenſpitze wie beſchwörend:

„Feinde Polens müſſen alle verderben. Dieſer ſtarb, und andre werden folgen ihm. Jahre ſind gekommen und gegangen, wir haben Sommer und Winter gezählet, immer in Trauer, immer in Sehnen, immer in Hoffen — aber jetzt hat Polen genug geſchlafen, jetzt ſteht es auf!“

Wie entrückt breitete der Alte ſeine Arme weit — den Stock ließ er fallen — das Geſicht gegen die ſinkende Sonne gekehrt, rief er laut: „Sie iſt geſunken, aber morgen ſteigt ſie neu! Polen, mein Polen, ſo ſteheſt auch du auf! Freue dich, Land, mit deinen Wogen des Korns, mit deinen blinkenden Senſen! Freut euch, ihr Männer, freut euch, ihr Weiber! Ihr Kinder des großen Polen, freuet euch!“

„Horch!“ ſagte die kleine Marynka und neigte das Ohr nach der Ebene.

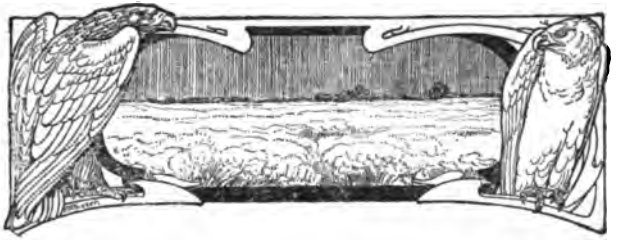
„Was hörſt du? Hörteſt du etwas?!“ Der Alte lauſchte begierig.

Von ferne war ein Rollen gekommen — ſchon klang es näher und raſch immer näher. War es das Rollen eines heranjagenden Wagens auf hartem Weg? Oder grollte die Tiefe des Berges oder mahnte ein Donner mitten aus heitrer Luft?

„Gott geht durch ſeinen Himmel,“ jauchzte der Alte, „und die in der Tiefe ſind, hören ſeinen Tritt. Er hat eine Kugel herunterfallen laſſen, die hat unſern Feind getroffen. Die Stunde iſt da!“

„Aber er war kein Feind!“ ſprach Marynka traurig. „Er war ein guter Herr, er war ein gnädiger Herr. Er war Freund von arme Marynka. Wird ihn vergeſſen nicht die kleine Marynka!“

Und die kleine Marynka neigte ihr kindliches Haupt auf den Toten und weinte über ihn.



23

Die Ernte des Sommers war beendet, und der Schnee des Winters hatte angefangen. Er war gefallen und auch wieder geſchmolzen, und nun grünten die Winterſaaten aufs neue friſch. Unabſehbar wogend, Wellen ſchlagend im Wind wie ein grünes Meer, breitete ſich die große Ebene. Przyborowo, Chwaliborczyce, Niemczyce, Pociecha-Dorf und Pociecha-Kolonie — überall ſtrotzende, frühlingsſchwellende, zu Hoffnungen berechtigende junge Saat.

Der Ackermann ſchritt pfeifend die Furchen auf und ab, blitzend riß die Pflugſchar der Erde ins Herz; unermüdlich bückten ſich die Weiber im Feld und ſetzten Kartoffeln und Rüben in der Scholle wohlvorbereiteten, empfänglich-warmen Schoß.

Überall Werden, überall Hoffen. Das Abgetane im alten Jahr ward wieder neu im neuen Jahr. Kein Keim in der Erde, der ſich nicht geregt hätte, ſich nicht gezeigt hätte am Frühlingslicht.

Auf dem Łysa Góra hatte die wetterzerzauſte Kiefer, die wie ein Merkzeichen ins Land hineinragt, — ein preisgegebener, einſam geſtellter Baum — auf die dunklen Äſte, die bärtiges Moos umlappte, neue Kerzen geſteckt, hellgrün und ſaftig. Sie ſtreckten ſich

luſtig hinein ins Sonnenlicht und badeten ſich frei in der Frühlingsluft und ſchienen ſich ihres jungen Lebens zu freuen. Die ganze Natur freute ſich.

Um die Herrenhöfe, die wie kleine baumbeſtandene Inſeln im alles beſpülenden Meer der endloſen Felder ſchwimmen, knoſpten Pappeln nnd Akazien; an den nackten Äſten zeigten ſich die erſten Blätter, und unter den Hecken der Gärten, in Bosketts und Rondellen dufteten Veilchen.

Im Park von Deutſchau wanden die Kinder Sträuße und Kränzchen von den kleinen blauen Blumen und legten ſie ihrem Vater aufs Grab. Der lag jetzt bei dem Großvater und dem Urgroßvater am See unterm Stein.

„Euer lieber Vater iſt ſchlafen gegangen,“ hatte Helene ihren Kindern geſagt. Mehr nicht. Noch konnte ſie nicht mehr ſagen, die Stimme wäre ihr gebrochen. Aber die Zeit würde kommen, da ſie zu ihren Söhnen ſprechen würde und ſtark dabei ſein: ‚Erwachet, nun iſt es an euch!‘ —

Still ſpann ſich das Leben auf Deutſchau weiter. Man begegnete der Witwe mit viel Freundlichkeit, und Hoppe diente ihr treu.

„Gott ſei Dank!“ In einem tiefen Gefühl des Dankes legte die Witwe ihre Hände zuſammen: ſie würde den Knaben das Erbteil ihres Vaters erhalten! Und hier bleiben ſollten ſie. Nein — nicht wie Paul ihr geraten hatte, als er am Grabe des Freundes geſtanden und die Tränen ihm in den zuckenden Schnurrbart gelaufen waren — nicht ins Kadettenkorps und dann ins Heer! O nein! Hier, hier ſollten ſie aufwachſen. Arbeiten

lernen mußten ihre Hände, damit ſie kräftig wurden, wie die des Volkes. Damit ſie dereinſt auch ſtark genug waren, feſtzuhalten, was in ſie gelegt war!

„Wie Sie meinen, Helene,“ hatte Paul Keſtner geſagt. „Und Sie mögen recht haben! Wenn mein Vater gedacht hätte wie Sie, ſo ginge jetzt vielleicht nicht das ewige Lied von ‚Przyborowo verkaufen‘, ‚Przyborowo losſchlagen‘, losſchlagen à tout prix. Dann würde ich's vielleicht lieben!“

„Unſre Kinder werden das Land lieben,“ ſagte Helene feſt.

Es war dem Rittmeiſter eigentümlich durch und durch gegangen, als er ſah, wie die geliebte Frau im tiefen Schmerz ſich über die Grabſtätte neigte. ‚Unſre Kinder werden das Land lieben‘ — war es nicht, als gelobte ſie es dem da unten wie etwas, was er zu verlangen hatte?! Sie ſtand und hatte ihre Hand auf die Steinplatte geſtützt.

So ſtand ſie noch, ſo lange er ſie ſehen konnte, mitten im treibenden Grün. Und er hatte ſich noch oftmals umgedreht. Der Abſchied war ihm ſehr ſauer geworden. Eigentlich hätte er ſchon auf dem Wege zur Bahn ſein müſſen; ſein Urlaub, den er zum Oſterfeſt genommen hatte, ging heut abend zu Ende, er mußte ſchleunigſt den Nachtzug benutzen, zurück in die Garniſon.

Der am Vormittag ganz heitre Himmel hatte ſich jetzt umzogen, als Paul Keſtner zur Eiſenbahn fuhr. Ein bleiernes Grau ſpannte ſich über die Weite, in farbloſer Monotonie lagen die Felder. Himmel und Acker, nichts wie Acker und Himmel. Alles grau und ein paar kaum ſichtbare graue Hütten darin. Und

dieſes Grau beſchlich auch ſein Herz. So weit der Himmel und ſo weit die Erde! Das war eine Melancholie ſondergleichen, ein Armſein an Schönheit, das er nicht mehr vertrug. Er gähnte und zündete ſich eine Zigarre an: Gott ſei Dank, daß er nun wieder in die Garniſon kam! Nein, auf die Dauer war's hier nicht auszuhalten! Unmutig ſchleuderte er die eben angezündete Zigarre aus dem Wagen und ſchrie dem Kutſcher zu: „Schneller, fahre ſchneller, du Schlafmütze!“ Wahrhaftig, den armen Hanns-Martin hatte das hier auch geliefert! Armer Kerl!

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf und verſank in Gedanken. Er hatte nicht acht, daß eine Britſchka hinter ihm drein raſſelte — nein, nicht nur eine, es waren der Gefährte drei, vier.

Von Pociecha-Dorf ab waren ſie der Räderſpur des Herrſchaftswagens gefolgt. Auch ſie wollten zur Eiſenbahn; auch ſie jagten, als ſei jede Minute Aufſchub ein Schaden, als ſeien ſie gar nicht raſch genug zu paſſieren, dieſe tief ausgefahrenen Geleiſe und hier dieſe aufgeſchütteten Schotterdämme. Zuſammengedrängt fuhren Burſchen und Mädchen, dicht aufeinander gepfercht mit Sack und Pack. Auf ihren Bündeln kauerten innen im Karren die Weiber, die Tücher tief in die Stirnen gezogen, blöd und ſtumm wie das Vieh, das verladen wird. Aber die Burſchen, die vorne und hinten aufhockten, johlten laut. Sie hatten noch wacker getrunken im Krug beim Eiweih, der Agent hatte ſpendiert. Heißa, mochten andre daheim bleiben im armſeligen Neſt! Wenn ſie nun wiederkamen, Geld in der Taſche, neue Kleider auf dem Leib, bunte Tücher im Knopfloch, dann

würden ſie ſpendieren, dann hatten ſie ja was! Dann würden ſie auch etwas draufgehen laſſen: Gulden und Taler, Scheine und Gold — es kam gar nicht darauf an — und trinken, tanzen und von der Welt erzählen, der bunten, luſtigen, reichen Welt. Da mußte man wohl arbeiten, aber lange nicht ſo ſchwer wie hier. Und man wußte doch auch: wofür. Draußen war alles viel beſſer, alles viel tauſendmal beſſer als hier!

„Heißa!“ ſchrieen ſie aus voller Kehle und pufften jubelnd die blöden Mädchen. Und dieſe erhoben auch ihre Stimmen: „Heißa!“ Und ein Singen war auf den Wagen, ein Lachen und Schreien, daß der Agent, der, in ſtädtiſchem Paletot, die erſte Britſchka lenkte, ſich ſchmunzelnd umdrehte: 's erſte Geſchäft auf eignes Riſiko, 'n feiner Schub, 'n feines Geſchäft! Nu, ſollte er, der Iſidor Scheftel, der Sohn des Löb Scheftel aus Miaſteczko, nicht kennen ſeine eignen Landsleute? Wenn die kamen morgen ſo luſtig zur Ablieferung — friſche Ware, gute Ware — was verdiente er da?

Er rechnete und ſchmunzelte in ſich hinein, und ſchmunzelte und rechnete wieder und ſchnalzte mit der Zunge und rief zwiſchendurch:

„He, noch ſo 'n Lied, noch ſo 'n ſchönes Liedchen! 'n feines Lied, 'n luſtiges Lied! Werdet ihr kriegen 'ne Gurke, 'nen Hering, ſoll mer's nicht kommen drauf an, euch zu ſpendieren 'n Schnäpschen in Poſen! Wer' ich euch geben laſſen 'nen Kaffee, wenn wir werden ſein in Berlin! He, ſingt!“

Ein Schnäpschen, einen Hering, eine Gurke, einen Kaffee in Berlin — heißa!

Und ſie ſangen alle und ſchauten vorwärts.

Nur eine ſang nicht, und die hatte doch eine gute Stimme, hatte früher ſo hell geſungen, wie die Lerche am Ackerrain, wie die Wachtel im Korn. Das war die Michalina. Auf dem letzten Wagen ſaß ſie, ganz zu hinterſt, und hatte ihr Bübchen auf dem Schoß. Auf ihrer Lade kauerte ſie, aber verkehrt herum: den Rücken nach der Fremde, das Geſicht zurück in die Heimat gewendet. Durch den Schleier, den die Regenſchauer vor ihre Blicke hingen, ſah ſie fern den Lyſa Góra wie einen Schatten ſchwinden. Und Großvater Dudeks Hütte bei den Pappeln von Chwaliborczyce und die Akazien von Przyborowo ſah ſie, und dort — noch nicht weit und doch ſchon ſo ewig weit — das Haus der Anſiedlung, darinnen ſie gewohnt hatte. Und den neuen Krug mit dem Ziegeldach ſah ſie wie einen brennendroten Fleck und die Saatfelder und die Kleebreiten, die Kartoffeläcker und grünen Raine und den Turm, den ſchwarzen Turm von Pociecha-Dorf, und den Kirchhof, darauf Großmutter Nepomucena ſchlief, die Heiligenbilder und Meilenſteine und alle, alle Wege, über die ſie ſo oftmals gehüpft war. Und dort — wie einen tiefblauen Strich, dort, ganz hinten, wo Himmel und Erde ineinander floſſen — den Wald, die Kiefern von Chwaliborczyce! Und davor, ach, davor —?!

Tief aufſeufzend ſchauderte Michalina, und dann weinte ſie plötzlich laut auf und ſtreckte ihre Hände zurück: dort war er verſunken, untergegangen! Helfe ihm Gott!

„Daß Gott uns allen helfe!“ Und ſie bekreuzte ſich und das Bürſchchen und dachte daran, was der Jendrek ihr geſchrieben. Ihr guter Bruder! Entgegen-

kommen wollte er ihr bis Berlin und ſie und das Kind mit ſich nehmen dahin, wo er Arbeit gefunden hatte und es ihm ſehr gut ging, und wo es ihr auch gut gehen würde, ihr und dem Bübchen. Freuen mußte ſie ſich doch: zum Jendrek, zum Jendrek! Warum trauern? Was ließ ſie denn hier? Nicht viel, o, nicht viel! Eigentlich gar nichts, denn die Bräuers würden nun auch bald fortziehen, der Gospodarz hatte ſeine Stelle verkauft. An den Rhein würden die zurückziehen, woher ſie gekommen waren. Und die Ihren — ach, die waren ihr fremd geworden! Was ſollte ſie nun noch hier ſo ganz allein?!

Und doch weinte die treue Michalina und ſtreckte ihre Hände verlangend zurück — alles ſchwand, alles ſchwand wie ein Traum und blieb doch im Herzen ewig lebendig!

* * *

Über ſingende Auswandrer praſſelten Regenſchauer nieder, und dann ſtach wieder die Sonne, und der Himmel lachte hell, grau und blau in ewigem Wechſel.

Nur der Turm von Pociecha-Dorf ragte gleich ſchwarz, ob bei Sonne, ob bei Regen. Und ſchwarz auch, wie ein Schatten mitten im umflutenden Licht, ſtand der Vikar vor der Tür der Propſtei. Da war kein Vorüber, das er nicht hörte.

Ob nun die Garczyńskis zur Bahn rollten — Herr von Garczyński ſaß im Reichstag und Frau von Garczyńska beſuchte oft die Reſidenz, auf dem Rückſitz der Equipage, dem jungen Herrn gegenüber, ſaß wieder wie

einſtmals die blonde Staſia — oder ob Pan Szule mit Fräulein Keſtner vorüberritt — oder ob die Herren von der Kommiſſion gen Chwaliborczyce raſſelten, die dort bereits in Angriff genommene Parzellierung zu beaugenſcheinigen — oder ob Lehrer Ruda vorüberwankte — oder die Ciotka vorbeitrollte, hinter der die Schulkinder johlten — oder ob Löb Scheftel handeln ging — der geiſtliche Herr kannte ſie alle. Alle.

Und er ſah den Auswanderern nach und den Einwanderern entgegen. Die holprigen Wege, über die um Oſtern die Jugend des Landes auszog, fremde Ernten zu beſchicken, zogen fremde Schnitter ein, die heimiſche Ernte zu ſchneiden. Neue Anſiedler kamen. Und in Staub und Sonnenglut und Dürre, ſo wie ſie einſtmals eingezogen waren, zogen die Bräuers wieder aus.

Ein Tag war's, wie ehedem, und doch war's nicht ſo. Einer fehlte bei ihnen. Und das war ſchlimmer, als daß die Sonne unbarmherzig brannte und kein Schatten am Wege war.

Peter Bräuer ſaß ſtumm in der Britſchka, hielt die Hand ſeines Weibes in der ſeinen und ließ den Kopf auf die Bruſt hängen. Er ſah nicht ein einziges Mal zurück nach dem Haus, das er gebaut, das er drei Jahre bewohnt hatte — drei Jahre zwar nur, aber Jahre, die doppelt und dreifach zählten an Erfahrung und Leid. Er hatte keinen Blick mehr für die im Sonnenglanz ſo golden ſchimmernden Felder. Er hatte zuviel hier verloren — würde ſein Blick je wieder heiter werden?!

Frau Kettchen ſann ſtill vor ſich hin; langſame Tränen tropften ihr übers Geſicht, aber ihr Mund lächelte doch ein wenig. Plötzlich ſtieß ſie ihren Mann an:

„Peter! Peterken!“ und ſtreckte ihren Finger aus wie: ſieh da! Die Mädchen der Bräuers reckten neugierig die Köpfe.

Aus dem wogenden Kornfeld — dort an der Ecke, am Kreuzarm des Weiſers, wo ſich die vielen Wege verzweigen — dort war eine Frau aus den Ähren getreten. Hell ihr Geſicht, hell ihr Haar, golden wie reifer Weizen. Sie ſagte:

„Guten Tag!“

Und Frau Kettchen ſtreckte die Arme aus und verlangte anzuhalten: der Frau da mußte ſie die Hand reichen! Und wenn die auch eine vornehme Dame war, vornehmer als alle hier ringsum, ein ‚Adjüs‘ mußte ſie der doch noch ſagen!

Helene von Doleſchal trat an die Britſchka.

„Sie wollen auch fort?“ fragte ſie und muſterte den Karren mit allerlei Gepäckſel, der dem Korbwagen nachfuhr.

„Ich hab' meine Sohn hier verloren,“ ſagte Peter Bräuer finſter und runzelte die Stirn, „et is mich verleid't hier. Gott ſei Dank, dat ich los komm'!“

Und Frau Kettchen, mit einem mitleidigen Blick das ſchwarze Kleid der Dame ſtreifend, ſprach leiſe: „Wer hätt' hier nix verloren! Adjüs, Madam! Wir gehen fort, Sie bleiben hier — Gott tröſt' Sie!“

Helene nahm die Hand der Anſiedlersfrau und drückte ſie: „Gott tröſte auch Sie!“ Da ſah ſie, die Frau war in Hoffnung. Und ſie drückte noch einmal warm deren Hand und reichte dann auch dem Mann ihre Rechte: „Leben Sie wohl!“

Und ſie ſah der davonrollenden Britſchka und dem

polternden Karren nach, bis beide verſchwunden waren hinter einer Wehe von Staub, hinter einer Woge von goldenen Ähren.

Ihr Geſicht war ernſt, aber nicht traurig: auch die zogen fort, alle zogen fort — nur ſie blieb hier, mußte hier bleiben! ‚Sie bleiben hier‘ — wie mitleidig das die Frau geſagt hatte!

Warum?! Blieb ſie denn nicht gern hier?!

O ja! Und doch — ein Schatten zog über ihr Geſicht — ſo allein zu bleiben, war ſchwer!

Ihre Brauen ſchoben ſich zuſammen, wie ſuchend ſah ſie ſich um: allein, ringsum nichts als die große Weite, ſchlafend im Mittagszauber. Aber war ſie denn wirklich allein geblieben?! Sie fühlte ihr Herz klopfen.

Horch, da plötzlich ein jauchzender Ruf, helles Lachen, die Stille durchſchmetternd wie Trompetenfanfare!

Gott ſei Dank, das waren die Knaben, ihre Knaben!

„Kinder, wo ſeid ihr?“

In den Ähren rauſchte es, raſch kamen die fünf geſprungen, blühend und friſch, und umringten ihre Mutter:

„Mutter, hier ſind wir!“

Da lächelte die Witwe Hanns-Martin von Doleſchals, und inmitten ihrer jungen Schar ging ſie durch reifende Ähren der Ernte entgegen.

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W

Romane und Novellen

von

C. Viebig

Kinder der Eifel / Novellen

10. Auflage. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

In diesem Werke der bisher unbekannten Schriftstellerin offenbart sich ein siegreiches Talent, an dem nicht nur die Reife der Lebensanschauung, sondern auch die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst überrascht. Das Eifelgebirge und die aparte Natur seiner Bewohner sind mit erstaunlicher Kraft gezeichnet, und das Buch gewinnt dadurch jenen herben Erdgeruch, welcher den meisten Werken moderner Autoren fehlt.

(Internationale Literaturberichte.)

Rheinlandstöchter / Roman

10. Auflage. Preis geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Realismus in der Wahrhaftigkeit der Darstellung, Idealismus in der Gesinnung und Denkweise. (St. Petersburger Zeitung.)

Dilettanten des Lebens / Roman

5. Auflage. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Mit ergreifender Wahrheit malt uns Clara Viebig den Verlauf eines tragischen Geschickes, und sie entfaltet eine bedeutende Kraft und lebensvolle Anschaulichkeit. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Vor Tau und Tag / Novellen

4. Auflage. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,50.

Eine überreiche Skala von Stimmungstönen steht der Verfasserin zur Verfügung, und sie macht ausgiebigsten Gebrauch davon.

(Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.)

Es lebe die Kunst / Roman

4. Auflage. Preis geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Was dem Roman einen starken Wert verleiht, ist zuerst sein typischer Gehalt: Er hat den Wert eines Kulturdokuments. (Die Nation.)

Das Weiberdorf / Roman aus der Eifel

25. Auflage. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Ein Werk, wie es in der Frauenliteratur in gleicher Wucht noch nicht geschrieben worden ist. (Tägliche Rundschau.)

Das tägliche Brot / Roman (Volksausgabe)

18. Auflage. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Das tägliche Brot ist eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen unserer Zeit.

(Breslauer Zeitung.)

Die Rosenkranzjungfer / Novellen

7. Auflage. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,50.

Herzbewegend, voll mahnender Anregung sind diese Erzählungen alle, kurz angeschlagene Töne, die lange noch nachklingen in wehmütiger Trauer.
(Berliner Börsen-Courier.)

Die Wacht am Rhein / Roman

22. Auflage. Preis geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Es ist ein Buch für das deutsche Volk im höchsten und besten Sinne, ein Buch, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, ein deutscher Roman, wie wir ihn brauchen. (Der Tag.)

Vom Müller-Hannes

12. Auflage. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Möchten recht viele den herben Eifelwind einatmen, der durch die Geschichte vom Müller-Hannes weht; er ist erfrischend und gesund.
(Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Naturgewalten / Neue Geschichten aus der Eifel

12. Auflage. Preis geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Ein herrliches Buch, die „Naturgewalten"! Ein Buch voll wuchtiger Kraft, ein Buch — voll Schönheit. (Österreichische Rundschau.)

Einer Mutter Sohn / Roman

20. Auflage. Preis geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Einer Mutter Sohn ist eine bange Schmerzensklage, ein zitternder Angstruf aus krankem Herzen, die ergreifende Bitte einer irre gegangenen Seele.
(Frankfurter Zeitung.)

Absolvo te! / Roman

18. Auflage. Preis geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Das ist ein Roman wie ein Sturm. Ein Föhn der Leidenschaft setzt gleich im Anfang ein und braust mit nie ermüdendem, heißem Atem bis zum Schluß.
(Berner Bund.)

Das Kreuz im Venn / Roman

16. Auflage. Preis geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Das Venn ist der eigentliche Held des Romanes, und aus dem Blühen der Heide und der dörrenden Glut der Julisonne, aus dem Brausen des Schneesturms klingt eine Stimme, eindringlicher als Menschenwort, erlauscht von einer feinhörigen, überzeugten Kunst. (Berliner Tageblatt.)

Die heilige Einfalt / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Diese lautere Glut in einer Zeit, schlapp und bekenntnisfeig, wie unsere, sie erzwingt sich Achtung und Bewunderung. (Die Zeit, Wien.)

Die vor den Toren / Roman

1. bis 10. Tausend. Preis geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Stereotypendruck der Buchdruckerei F. E. Haag, Melle i. H.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

90ct57GR
MAR 0 2 2001
REC'D LD
OCT 9 1957.
REC'D LD
JAN 13 1958
SENT ON ILL
MAY 2 9 1997
U. C. BERKELEY
JUN 2 3 1998

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032274457
~~872~~
~~C6~~
cohn
214527